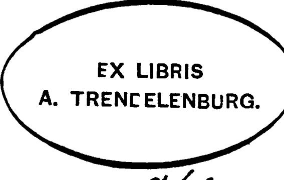
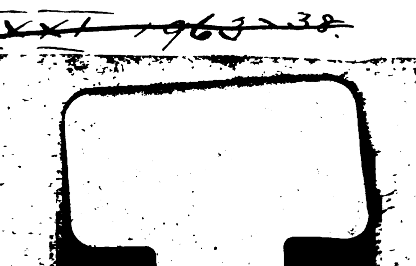
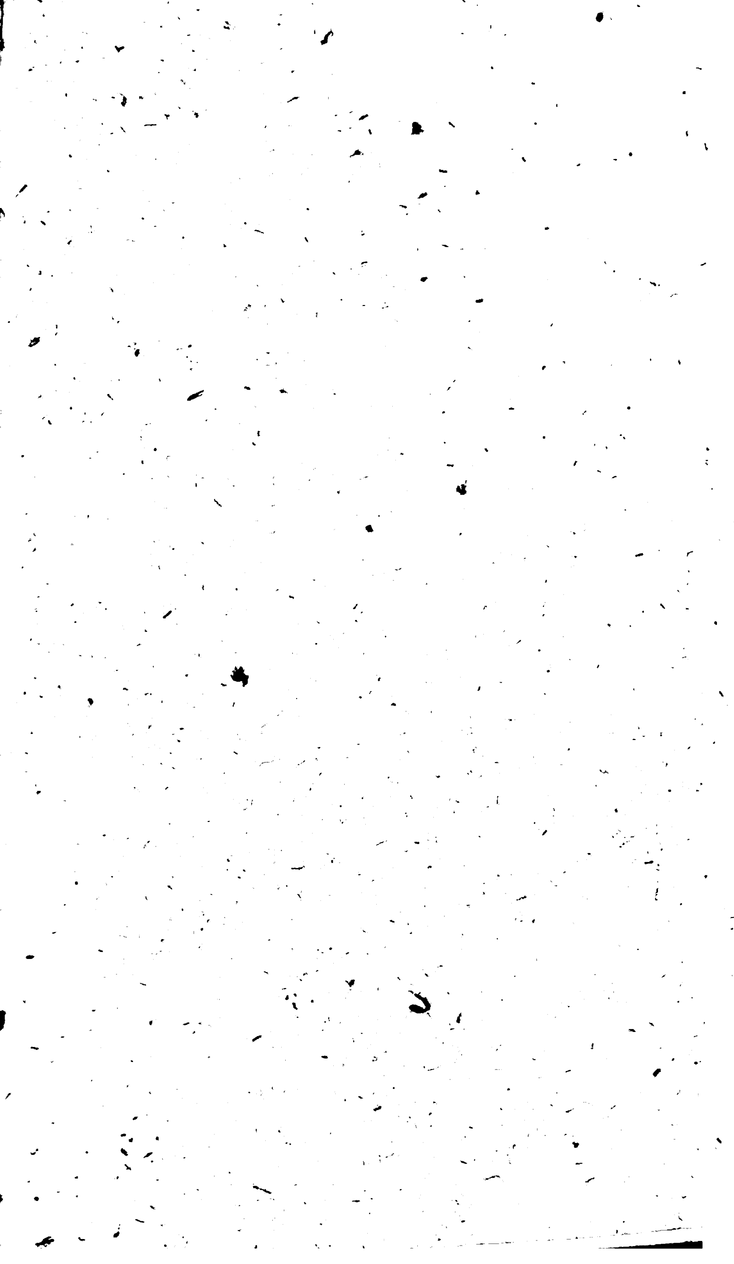



EX LIBRIS
A. TRENDELENBURG.







1385

Schleiermacher

Zwei unvorgreifliche Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchenwesens zunächst in Beziehung auf den Preußischen Staat.

Berlin, 1804.
In der Realschulbuchhandlung.



Meinem Freunde

J. C. W. in H.

Hier, mein theurer Freund, haben Sie, gewiß ganz unerwartet, eine Kleinigkeit von der ich noch nichts gegen Sie erwähnt habe. Ob alles darin nach Ihrem Sinne seyn wird weiß ich nicht; wir haben wohl Manches niemals besprochen. Wie Sie aber auch von den Mitteln denken mögen: wenigstens was die Übel be-

trift sind wir einig. Das Ärgste, die Beschaffenheit unserer Amtsbrüder ist oft genug der Gegenstand unserer Klagen und Seufzer gewesen. Wäre ich nicht so leidend, so würde ich mich noch stärker ausgedrückt haben über Vieles. Denn es ist alles tief unter der Wahrheit, und die Menschen unserer Zeit verlangen die Dinge so hell dargestellt, wie die liebe Sonne sie nur am schönsten Tage beleuchtet, weil sie eben in eitel Glanz und Klarheit wandeln. Ein Kranker aber läßt gern die Vorhänge herunter oder setzt einen Schirm vor.

Sie werden sagen was hilft es, daß

wir Sturm läuten in unserer Einsamkeit; es sind ja nur Eremitenglöckchen, die uns zu Gebote stehen. Ja wenn Sie guter Laune sind, werden Sie mich freundlich auslachen über alles was mir begegnen kann. Lachen Sie nicht, sondern seyn Sie froh, daß ich Ihren Namen nicht ausgeschrieben habe, und wenn die Wespen über mich herfallen, so wünschen Sie mir Geduld um weder darein zu schlagen noch die Wunde zu reitzen. Übrigens habe ich weder Absicht noch Hoffnung; es ist nur der Schrei des Schmerzens den ich ausstoße. Wozu ist die Luft? wozu hat der Mensch eine Stimme und seine Brüder Ohren?

Und wer hat mehr Recht zu rufen als der dem das Herz brechen will. Dem Leidenden nennt' das Mittel wovon ich wähnte, daß es ihm heilsam seyn werde, laß den Arzt, der ihn hört, ihm ein besseres verschreiben. Schlimm genug steht es um unsere ganze Sache; Gott helfe uns bald.

Leben Sie wohl, und möchte ich Sie bald wiedersehen.

Vorerinnerung.

Es hat im Allgemeinen etwas gegen sich, Gedanken dieser Art zu einem Gegenstande der öffentlichen Mittheilung zu machen. Sind sie gar nicht oder nur in einer fernen Zukunft brauchbar, was hilft es sie jetzt auszustellen, da sie gewiß vergessen sind, ehe ihre Stunde kommt? Sind sie ausführbar; so kann grade das vorhergehende öffentliche Hin und Herreden darüber ein Hinderniß werden; besonders wo es auf eine Reihe von Handlungen ankommt, und ein langer Krieg gegen Ge-

Und wer hat mehr Recht zu rufen als der dem das Herz brechen will. Dem Leidenden nennt das Mittel wovon ihr wähnet, daß es ihm heilsam seyn werde, laß den Arzt, der ihn hört, ihm ein besseres verschreiben. Schlimm genug steht es um unsere ganze Sache; Gott helfe uns bald.

Leben Sie wohl, und möchte ich Sie bald wiedersehen.

Vorerinnerung.

Es hat im Allgemeinen etwas gegen sich, Gedanken dieser Art zu einem Gegenstande der öffentlichen Mittheilung zu machen. Sind sie gar nicht oder nur in einer fernen Zukunft brauchbar, was hilft es sie jetzt auszustellen, da sie gewiß vergessen sind, ehe ihre Stunde kommt? Sind sie ausführbar; so kann grade das vorhergehende öffentliche Hin und Herreden darüber ein Hinderniß werden; besonders wo es auf eine Reihe von Handlungen ankommt, und ein langer Krieg gegen Ge-

wohnheiten und Meinungen geführt werden soll. Denn so geht der Vortheil ganz verloren, den das stille unbemerkte Fortschreiten zu einem nicht von allen wahrgenommenen Ziele gewährt. Dies alles ist richtig. Was bleibt aber demjenigen übrig der nicht befugt ist in den Verwaltungsbehörden mit seinen Rathschlägen aufzutreten, und der doch, vielleicht irriger Weise, seinen Vorschlägen einigen Werth zutrauet? Das Reden durch den Druck wird in der That je länger je mehr etwas unbedeutendes, da es Jedem frei steht, und von so viel ganz Unberufenen benutzt wird. Niemand als die Gleichgesinnten achtet einer Schrift, die in die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens einschlägt. Überdies gehören die hier behandelten Gegenstände zu denen, bei welchen mit der größten Offenheit verfahren

werden kann und die weder Absichten noch Maaßregeln der Verheimlichung bedürfen.

In dem ersten Aufsatz besonders kommen einige Thatsachen vor, welche von der Natur sind, daß sie hoffentlich Niemand durch Angabe von Zeit Ort und Person wird beglaubigt haben wollen. Wer dennoch solche Beweise verlangt, dem muß der Verfasser anheimstellen sie nur als Fictionen anzusehen, die zur Erläuterung der Sache beigebracht sind. Bei einiger Erfahrung und Menschenkenntniß wird wenigstens Jeder sie wahrscheinlich finden, und schon dies muß dieselbe Wirkung thun.

Der Zusatz des Titels ist nicht so zu verstehen als ob hier allein von den Verhältnissen des Preußischen Staates die Rede wäre. Nur weil es nöthig war mit den Beweisen der Ausführbarkeit biswei-

wohnheiten und Meinungen geführt wer-
den soll. Denn so geht der Vortheil ganz
verloren, den das stille unbemerkte Fort-
schreiten zu einem nicht von allen wahr-
genommenen Ziele gewährt. Dies alles
ist richtig. Was bleibt aber demjenigen
übrig der nicht befugt ist in den Verwal-
tungsbehörden mit seinen Rathschlägen
aufzutreten, und der doch, vielleicht irri-
ger Weise, seinen Vorschlägen einigen
Werth zutrauet? Das Reden durch den
Druck wird in der That je länger je mehr
etwas unbedeutendes, da es Jedem frei
steht, und von so viel ganz Unberufenen
benutzt wird. Niemand als die Gleichge-
sinnten achtet einer Schrift, die in die
Angelegenheiten des öffentlichen Lebens
einschlägt. Überdies gehören die hier be-
handelten Gegenstände zu denen, bei wel-
chen mit der größten Offenheit verfahren

werden kann und die weder Absichten noch Maaßregeln der Verheimlichung bedürfen.

In dem ersten Aufsatz besonders kommen einige Thatsachen vor, welche von der Natur sind, daß sie hoffentlich Niemand durch Angabe von Zeit Ort und Person wird beglaubigt haben wollen. Wer dennoch solche Beweise verlangt, dem muß der Verfasser anheimstellen sie nur als Fictionen anzusehen, die zur Erläuterung der Sache beigebracht sind. Bei einiger Erfahrung und Menschenkenntniß wird wenigstens Jeder sie wahrscheinlich finden, und schon dies muß dieselbe Wirkung thun.

Der Zusatz des Titels ist nicht so zu verstehen als ob hier allein von den Verhältnissen des Preußischen Staates die Rede wäre. Nur weil es nöthig war mit den Beweisen der Ausführbarkeit biswei-

len ins einzelne zu gehen, mußte sich der Verfasser an ein bestimmtes Paradigma halten, wozu ihm natürlich sein Vaterland am nächsten war. Was seit kurzem hie und da über die nehmlichen Gegenstände geschrieben worden ist, davon hat der Verfasser fast nichts gelesen. Indeß, so viel ihm mittelbar bekannt geworden, hat er nicht Ursache zu glauben, daß alles schon gesagt sey, was er hier vorträgt.

Geschrieben im November 1803.

Inhalt.

I.

Über die Trennung beider protestantischen Kirchen.

I.

Über die Trennung der beiden protestantischen Kirchen.

Bei Gegenständen, wie dieser, verräth die Überschrift sogleich im Ganzen des Verfassers Meinung. Denn wer die Sache in Anregung bringt, zeigt schon dadurch, daß er den gegenwärtigen Zustand der Dinge geändert wünscht, weil sonst nichts darüber zu sagen wäre. So ist es auch. Allein die allgemeine unbestimmte Vorstellung, daß es auf eine Kirchenvereinigung abgesehen sey, könnte leicht bei Vielen schon vorläufig ein nachtheiliges Urtheil veranlassen, und macht daher auch eine vorläufige Verwahrung nöthig; damit die Darstellung selbst, wo möglich, noch uneingenommene Leser finde.

Es giebt Menschen, die alles in eine Form möchten gegossen haben, überall dieselbe Sache auch in derselben Gestalt, und diese so einfach als möglich. Weil es ihnen an dem Talent

fehlt, sich zurechtzufinden in verwickelten menschlichen Dingen, und zugleich an dem Sinne in dem Gegenwärtigen auch seine Entstehung und den großen Zusammenhang der Kräfte und Begebenheiten anzuschauen: so haben sie es sich zum Gesetz gemacht, alle Einrichtungen, welche die Spuren eines solchen Zusammenhanges an sich tragen, als gothisch und altfränkisch zu verschreien, und auf ein albernes Urbild von Einfachheit, so handfest sie können, überall loszuarbeiten. Mit diesem Streben nach Vereinfachung dünken sie sich Philosophen; da es doch genugsam beweist, nicht nur daß sie verwahrloset sind in der Gabe, etwas verständig zu verstehen und vernünftig zu behandeln, sondern auch daß sie von dem, was die Welt sein oder werden solle, gar wunderliche und unphilosophische Vorstellungen haben. Von solchen Menschen und in solchem Sinne ist auch zum öftern die Vereinigung der Protestanten als eine gar heilbringende Sache in Vorschlag gebracht worden. Zu diesen nun bekennt sich der Verfasser nicht und sein Sinn ist gar nicht der ihrige. Dies wird sich jedem leicht offenbaren in folgender Verschiedenheit. Jene haben ihre Absicht gerichtet auf beide Kirchen im Ganzen; sie sollen überall eins werden in der Lehrmeinung, in den Gebräuchen, in der

Verfassung. Denn diese Vielfachheit der Formen und Formeln ist ihnen eben so sehr zuwider, und sie möchten sie vertilgen, so weit ihr Auge reicht. Davon aber soll hier, wie die Folge zeigen wird, gar nicht die Rede sein; vielmehr wünscht der Verfasser gar sehr, daß es hierin beim Alten bleiben möge. Welcher verständige, nicht von jener Uniformitätssucht angesteckte Mensch könnte wohl irgend einen Gewinn daraus ahnden, wenn man in Holland und Sachsen, in Schottland und Schweden einen mittleren Proportionalglauben annähme über das Abendmahl oder die Gnadenwahl, und wenn man eine Eintrachtsformel zu Stande brächte zwischen der Eintrachtsformel und der Dordrechtschen Synode? Warum sollen nicht alle Meinungen, welche mit den ersten Principien des Christenthums übereinstimmen können — und zwischen andern ließe sich doch keine Vereinigung denken — auch wirklich existiren, mit dem vollen Bewußtsein ihrer Eigenthümlichkeiten und Abweichungen, ohne sich aus Höflichkeit zu verstecken hinter unbestimmte Worte? Sie beruhen auf verschiedenen Ansichten von andern Gegenständen des Denkens oder auf Modificationen des Charakters, und haben also ihren guten natürlichen Grund, vermöge dessen sie sich, wenn man es auch unternähme, sie zusam-

men zu schmelzen, doch bald wieder zersetzen würden, ohne durch den Zustand der Vermischung sonderlich abgestumpft worden zu sein. Dasselbe gilt vollkommen auch von der kirchlichen Verfassung. Die Kirchenverbesserung ist anzusehen, als eine natürliche Explosion des Zeitgeistes, die an verschiedenen Orten und unter verschiedenen Umständen zugleich erfolgte, also auch von diesen verschiedene Modificationen annehmen mußte, welche die Einwirkung des Nationalcharakters oder der Verfassung und anderer mitwirkenden oder collidirenden Kräfte bezeichnen. Was will also der Verfasser, wenn alles dieses unangetastet bleiben soll und unversehrt? Man gehe nur davon mit ihm aus, was er als historisch bekannt voraussetzen muß, daß die Verknüpfung zwischen den Verschiedenheiten der Lehrmeinungen und denen der Verfassungen und Gebräuche überall nur zufällig gewesen ist oder erzwungen, und daß die auf diesem Wege durch den Eigensinn einiger Reformatoren entstandene Trennung der Kirchengemeinschaft mit dem Bestehen jener Verschiedenheiten an sich selbst nichts zu thun hat. Aus diesen Voraussetzungen wird sich vorläufig begreifen lassen, wie jemand, ohne den letztgenannten Verschiedenheiten zu nahe zu treten, die Aufhebung jener Trennung fordern könne. Würde sie

aber im Allgemeinen verlangt: so könnte auch dies keiner bessern und praktischeren Absicht zugeschrieben werden, als jenem Vereinfachungsstreben. Denn zum Beispiel die Erklärung der Kirchengemeinschaft zwischen den Schweizern und Dänen, den Holländern und Sachsen, was könnte sie seyn als eine leere Formalität, die nur für wenige Individuen Bedeutung hätte, und des Aufhebens nicht werth wäre, welches sie verursachen würde. Sondern nur da soll sie veranstaltet werden, wo sie sich als ein bestimmtes und allgemeines Bedürfniß aufdringt, wo aus dem bisherigen Zustande der Dinge viele nicht zu verkennende Nachtheile sich aufzeigen lassen: in solchen Ländern nemlich, wo die Einwohner sich, in welchem Verhältniß es auch sei, unter beide Confessionen theilen. Hat der Staat beide nicht in gleiches Verhältniß gegen sich gesetzt, so ist ja eben dieses ein Uebel, dessen Abhelfung gewiß dringend gewünscht wird, und nicht leichter und schneller als durch Wiederherstellung der Kirchengemeinschaft könnte erreicht werden. Wo aber beide Confessionen ganz gleiche bürgerliche Rechte genießen, da haben sie sich einander so sehr genähert, daß es gar keine Eigenthümlichkeit mehr giebt, keine nützliche und bedeutsame Mannigfaltigkeit, welche durch diese Veränderung

etwa könnte zerstört werden. Von den Verschiedenheiten der Lehre wäre es unnütz und fast lächerlich auch nur zu reden, aber auch in den äußeren Formen weicht eine Confession nicht stärker ab von der andern, als manche Gemeine von andern derselben Confession. So daß unter solchen Umständen die Trennung nur noch auf eine künstliche Art festgehalten wird, theils durch ökonomische Verhältnisse, theils durch die bloße Gewohnheit, welche ja vom Standpunkt der Vernunft aus betrachtet ebenfalls nur ein künstliches und unnatürliches Mittel ist, etwas zu Stande zu bringen oder zu erhalten. Doch genug des vorläufigen, und zur Sache.

I.

Von den Nachtheilen, welche aus der bisherigen Trennung beider Kirchen entstehen.

1) Es ist um so billiger, die Aufzählung derselben bei dem religiösen Interesse selbst anzufangen, da dessen Befriedigung ja der Hauptzweck aller kirchlichen Vereinigung ist, und da offenbar nicht genug darauf gemerkt wird, wie sehr die Fortdauer dieser Absonderung unter den gegenwärtigen Umständen der wahren Religiosi-

tät zum Schaden gereicht. Die folgende Zusammenstellung wird hoffentlich Jedem einleuchtend machen, wie auf der einen Seite Aberglauben, auf der andern Gleichgültigkeit auch gegen das Wesentlichere der Religion grade hierdurch so sehr als durch irgend etwas anders genährt wird. Die ungebildeten Christen, welche den großen Haufen ausmachen und, wie sie denn mit Recht so gelehrt werden, das Abendmahl für ein Bekenntniß des Glaubens ansehen, machen den sehr natürlichen Schluß, wer zu einem andern Abendmahle gehe und zu dem Ihrigen nicht gehen dürfe, der habe einen andern Glauben, welches denn auch der Ausdruck ist, durch welchen sie die Verschiedenheit der Confession bezeichnen. Nun wissen sie nichts authentisches von den Unterschieden in einem und dem andern Glaubensartikel, von denen von der Kanzel herab nicht geredet wird, zum Theil nicht geredet werden darf, und deren auch gewiß in dem Religionsunterricht der Jugend so gut als gar nicht erwähnt wird; sondern sie kennen nur die Abweichungen in dem christlichen Gebet, in der Abendmahls- und Tauf-Liturgie und in einigen jedoch veränderlichen Formen des Gottesdienstes *).

*) Der Verfasser macht sich kein Bedenken, dieses Wort ohne Hinsicht auf seine Etymologie als das

Was bleibt ihnen also übrig als anzunehmen, diese Kleinigkeiten constituirten einen verschiedenen Glauben, und müßten also eine Hauptsache seyn in der Religion, mehr als das meiste von dem, worin beide ganz einig sind. Wie sehr nun diese Vorstellung der abergläubigen Ueberschätzung des bloßen Wort- und Formelwesens nur allzugroßen Vorschub thut zum Nachtheil der wahren Religiosität, das ist nicht nöthig weiter auszuführen. Dreist aber läßt sich behaupten, daß wo unter dem gemeinen Volk der Protestanten noch ein erdichteter Werth auf die äußere Beobachtung der Sakramente ohne Hinsicht auf etwas Inneres gelegt wird, dieser Irrthum eine große Stütze hat an jenem Gedanken, daß eben dieses Äußere das Unterscheidende der beiden Religionspartheien ausmache. Möchte jemand sagen, der gemeine Mann dächte gar nicht so weit, und machte gar nicht solche Schlüsse,

---

kürzeste und hergebrachte zu gebrauchen. Gottesverehrung ist eben so vieldeutig und unpassend. Eine weit ärgere Sprachverwirrung scheint es ihm zu seyn, wenn selbst Prediger nicht selten von der andern protestantischen Religion reden, woraus sich leicht auf eine große Verwirrung der Begriffe schließen ließe.

der hänge doch nicht an den Worten, als ob förmliche Schlüsse und ein ordentliches absichtlich angestelltes Denken gemeint wäre. Die Rede ist von jenen halbbewußten Operationen des Gemüths, über welche sich diese Menschenclasse selten erhebt, von jenem geheimen Spiel dunkler Vorstellungen, welche auf das vor Augen liegende zurückgetrieben, natürlich dasjenige als das größere darstellen, wovon eine große und auffallende Wirkung wahrzunehmen ist. Es ist daher schon als ein Zeichen größerer Ausbildung anzusehen und als eine erfreuliche Wirkung des gesunden Verstandes, wenn sich das Volk in andern erdichteten Verschiedenheiten bessere Gründe zu dieser Absonderung aufsucht. So findet man häufig in Schlesien und in der Mark unter den Lutherischen die Meinung, die Reformirten verwürfen ausschließend und von Confessions wegen die Gespenster, denen einige sogar den Teufel hinzufügen. Eben so glauben die Reformirten fast überall im Preußischen, es gehöre wesentlich zu ihrer Confession, daß dem Prediger die kirchlichen Handlungen nicht besonders bezahlt würden, und wollen kaum glauben, daß in andern Gegenden die Einrichtungen hierüber bei ihnen ganz denen bei der andern Confession glichen. Jedoch im Ganzen sind dieses nur löbliche Aus-

nahmen, die Meisten bleiben gewiß bei jenen Äußerlichkeiten stehen, und legen nur um so größern Werth darauf. Auch wird, wer die ungebildete Volksklasse einigermaßen kennt, gar wohl wissen, wie sie sich weit mehr an die Sachen hält als an die Worte, und daher schwerlich einwenden, daß durch zusammenhängende und fleißige Belehrungen über das Wesentliche und Zufällige in der Religion, über den gleichen Werth der verschiedenen Glaubensbekenntnisse und dergleichen jener Wirkung mit gutem Erfolg könne entgegen gearbeitet werden. Ohnedies möchten solche Belehrungen nicht so häufig sein, als wohlmeinende Menschenfreunde glauben, welche in einer andern Sphäre leben und von der sogenannten Aufklärung und ihrer Verbreitung nicht die richtigsten Vorstellungen haben. Zu viele Prediger finden noch ein Interesse daran, ohne daß dieses jedoch immer ein eigennütziges pecuniäres wäre, einen wenn auch noch so dunkeln Glauben an Vorzüge ihrer Religionspartheі zu unterhalten, und knüpfen ihn lieber an das Erste an, was sich ihnen darbietet. Daß aber gar historisch über die Entstehung der Sache an diese Volksklasse sollte berichtet werden, das kann nur verlangen, wer gar nicht weiß, wie beschränkt ihre Empfänglichkeit ist, und wie sehr

auch der Lehrer seinen Unterricht mit ihnen beschränken muß.

Eine gleiche und noch nachtheiligere Wirkung muß diese Trennung äußern, wenn man darauf sieht, daß sie die Familien in der Befriedigung der religiösen Bedürfnisse von einander reißt, Geschwistern einen verschiedenen Religionsunterricht anweiset, und grade diejenige Religionshandlung, welche die frommen Gefühle am stärksten aufregt, zu einer einseitigen Verrichtung macht, wobei einer am andern nicht Theil nimmt. Wer an einen wohlthätigen Einfluß solcher Handlungen glaubt, der wird gewiß einen großen Theil davon darin setzen, daß die so erregte Stimmung sich auch gleich mittheile im häuslichen Leben, wozu nothwendig gehört, daß alle zu gleicher Zeit davon ergriffen werden, und wird also nicht ohne Schmerz an die Trennung denken, welche dieses verhindert. Was soll aber der gemeine Mann davon urtheilen oder vielmehr was urtheilt er wirklich davon? Besinnt er sich, so muß er sich bewußt werden, daß seine religiösen Gefühle stärker und wohlthätiger sein würden, wenn er die Handlungen mit allen den Seinigen verrichten könnte, als sie sind, da er nur ihm gleichgültige und unbekannte Genossen hat. Beruhigt er sich dabei: so wird er je län-

ger je weniger Werth auf die kirchliche Vereinigung überhaupt legen, oder er wird auf die Meinung getrieben werden, es müsse wohl bei den gemeinschaftlichen Religionshandlungen das, was dabei im Gemüth vorgeht, nicht die Hauptsache sein, sondern nur die mysteriöse Lehrmeinung und die äußere Verrichtung. Ueberall also versetzt diese Trennung den Ungebildeten und Ununterrichteten in das Dilemma, daß seine Vorstellung davon entweder seinen Aberglauben befestigt oder seine Gleichgültigkeit verhärtet.

Wie aber dieselbe auf die gebildetern und höhern Stände wirkt, ist ja einleuchtend genug. Diese wissen sehr wohl, daß Mitglieder und Religionslehrer derselben Confession in Glaubenspuncten von einander abweichen, die weit wichtiger sind als jene, durch welche beide Partheien sich unterscheiden; daher erscheint ihnen die Trennung wunderlich gestellt und ungereimt, und dies wirft einen sehr nachtheiligen Schatten auf alles was mit derselben zusammenhängt. Zuerst ist dies die einzige ostensible Veranlassung, warum so viele aus dieser Classe sich in Gedanken festgesetzt haben eine genaue Verbindung, in welcher das Abendmahl stehe mit dem kirchlichen Lehrbegriff, als sei es ein Bekenntniß, daß man das Dogma der Kirche nicht nur von der Handlung

selbst annehme, sondern auch alle übrigen wie sie zusammen das System ausmachen, welches man sich denken muß, um den Unterschied der beiden Kirchen festzuhalten. Eine Ursach, weshalb sich viele sonst nicht irreligiöse unter ihnen des Abendmahls enthalten, um sich der Heuchelei nicht schuldig zu machen. Denn der Thatsache, daß offenbar viele Religionslehrer selbst diesem System nicht anhangen, räumen sie wenig Bewegkraft ein, weil sie glauben, den Religionslehrern sey ein gewisses Betragen, das im strengsten Sinne genommen Heuchelei zu nennen sey, einmal unvermeidlich, und müßten diese hierin nach andern Grundsätzen beurtheilt werden. Ein unseliger Gedanke freilich, der aber mit dem andern noch unseligern zusammenhängt, die Religion entweder allein oder doch zugleich auch als ein politisches Hülfsmittel zu betrachten. Ferner erzeugt diese dem Anschein nach nur gewaltsam unterhaltene Trennung eine von der obenerwähnten Maxime ganz unabhängige nachtheilige Meinung von dem Stande der Religionslehrer. Es ist nehmlich natürlich, daß in Hinsicht auf alles, was die äußere Verfassung des Religionswesens anbetrifft, diese im Ganzen allein als thätige Mitglieder erscheinen, alle andere aber nur als leidend, und so gewinnt es das Ansehen, als ob

eben sie demjenigen zuwider, was sonst von selbst erfolgen würde, die bisherige Absonderung erhielten. Welche möglichen Bewegungsgründe dazu man auch hervorhebe, zur Ehre können sie ihnen nicht gereichen. Glaubt man, daß sie das widrige Mißverhältniß nicht sehen; so erscheinen sie gedankenlos und stumpfsinnig in Beziehung auf dasjenige, was am meisten ihre Aufmerksamkeit beschäftigen sollte. Glaubt man, daß ihnen allein dasjenige noch als groß und wichtig sich darstelle, was von andern für Kleinigkeit gehalten wird; so können sie bei den so viel größern Abweichungen vom Lehrbegriff, welche doch ohne Kirchenspaltung abgehen, dem Vorwurf der gröbsten Inconsequenz nicht entkommen. Wie wenig besser sie fahren, wenn man bloße Trägheit oder Rücksicht auf das Mein und Dein als Ursachen ansieht, ist einleuchtend. Solche Vorstellungen haben gewiß einen großen Antheil an der entschiedenen Gleichgültigkeit gegen das ganze kirchliche Verband, und wie diese jetzt bei vielen angetroffen wird, denen es an innerer Religiosität nicht fehlt, so giebt sie auch den Uebrigen, welche sich der letzten ganz entsagt haben, das beste Spiel, sich auf gleiche Weise zu entschuldigen.

Außer diesen gemeinschaftlichen Nachtheilen

hat die Sache noch für jede Confession ihre eignen. In der evangelisch lutherischen Kirche ist bekanntlich das Ceremonienwesen bedeutender als in der reformirten und auf eine Art, welche noch zu mancherlei Aberglauben und Gedankenlosigkeit Veranlassung giebt, und also Änderung wünschen läßt. Bekannt ist zwar, daß dies nicht von der ganzen Kirche in gleichem Grade gilt, sondern sich einige Gegenden vor andern sehr vortheilhaft auszeichnen; und anders als nach und nach und einzeln kann auch hierin nichts ersprießliches geschehen. Der natürliche Gang der Sache aber ist unstreitig dieser; daß Anhänglichkeit an das Alte oder Reinigung desselben im Ceremonienwesen und im Lehrbegriff gleichen Schritt halten. So findet es sich auch im Durchschnitt überall wo diese Kirche allein steht; in der Vermischung aber mit der helvetischen Confession zeigt sich eine merkliche Abweichung, so daß Fortschritte in der Verbesserung des Unterrichts gut und ohne Widerstreben gedeihen, der alte Zuschnitt der äußern Gebräuche aber hartnäckig vertheidigt wird. Und das nicht etwa nur in großen Städten, oder in solchen, welche eine republikanische Verfassung haben, denn da ließen sich leicht andere Ursachen aufzeigen, sondern auch in dem großen Haufen der mittleren und unbedeutenden

Orte. Wie kann man sich diese Erscheinung natürlicher erklären, als aus jener bekanteren, daß dasjenige, was sich als äußeres Unterscheidungszeichen aufdringt, selbst wo der bezeichnete Unterschied nichts wichtiges ist und wenig vernünftiges zu dessen Begründung vorgebracht werden kann, dennoch sogleich der Gegenstand eines besondern Affectionswerthes wird, welcher bis zur heftigsten Leidenschaftlichkeit kann gesteigert werden. So sind dem Verfasser mehrere Beispiele bekannt, daß lutherische Gemeinen sich der Abschaffung des Kreuzschlagens und der Kerzen sehr lebhaft widersetzten, unter der Äußerung, man wolle sie reformirt machen. Hätten diese an ihren Orten keine reformirten Gemeinen neben sich gehabt, sondern römisch-katholische, so wäre der Vorschlag gewiß leicht durchgegangen. Die Mitglieder der helvetischen Confession machen fast überall die kleinere Anzahl aus, und dieser Umstand bewirkt gar leicht durch seine ganz natürlichen Folgen das Gefühl, als ob sie sich in dem Zustande einer gedrückten Kirche befänden. Dies ist ihnen so zu sagen angestammt, da diese Gemeinen, wo sie in größtentheils lutherischen Ländern zerstreut sind, ursprünglich aus Emigranten sind gesammelt worden. Es ist bekannt, daß dieses Gefühl einen gewissen reli-

giösen Eifer sehr unterstützt, und auch eine festere Anhänglichkeit unter einander bewirkt. Allein so wie diese Anhänglichkeit nicht die ächte Liebe ist, so auch jener Eifer nicht die wahre Frömmigkeit. Denn er hat weniger das Wesentliche der Religion zum Gegenstande, als vielmehr nur dasjenige, was den Grund jenes besondern Verhältnisses ausmacht. Betrachtet man daher die Folgen desselben näher, so wird man finden, daß sie auf mancherlei Art der wahren Religiosität zum Nachtheil gereichen. Die Ungebildetern machen sich ein nicht geringes Verdienst aus den Schwierigkeiten, die es kostet, ihre Religionsübungen abzuwarten, aus der Beharrlichkeit, mit welcher sie, auch in der Entfernung von einer Gemeine ihrer Confession, dieser dennoch treu bleiben, welches eine Werkheiligkeit von der schlechtesten Art bildet, da doch von einer solchen falschen Frömmigkeit grade diese Kirche, der geringern Veranlassung wegen, am freisten bleiben sollte. Nimmt man hinzu, wie sie aus demselben Grunde fast noch mehr als die ihnen an Bildung gleichen lutherischen Christen an der unverständlichen unächt mystischen Ascetik ihrer alten Erbauungsbücher hängen, welche bei dem verhältnißmäßigen Mangel reformirter Schriftsteller in diesem Fache nicht so leicht durch besse-

re zu ersetzen sind; ferner wie viele von den Vereinzelten auch ihre Kinder lieber, als sie der lutherischen Confession einzuverleiben, auf eine Zeitlang von sich entfernen, um sie den Unterricht eines Predigers ihrer Confession genießen zu lassen, der dann natürlich sehr übereilt und unvollständig ausfällt: so ist nicht zu läugnen, daß der gegenwärtige Zustand der Dinge der wahren Religiosität unter den Mitgliedern dieser Confession nicht günstig ist. Denn auch die Gebildeteren, die noch ein religiöses Interesse haben brüsten sich oft auf eine ungebührliche Art damit, daß doch Ein Glaubensartikel bei ihnen faßlicher ist und natürlicher; und versperren sich dadurch auch für diesen die richtigere ganz liberale Ansicht, oder sie mißdeuten das Wesen ihres einfacheren Gottesdienstes auf eine verkehrte der wahren Religiosität gewiß nicht förderliche Weise.

2) Nicht weniger nachtheilig aber wirkt diese Trennung auch auf die allgemeine Moralität und wahre Cultur überhaupt, und wird also auch für diejenigen ein wichtiger Gegenstand, welche die Religion nur deshalb schätzen, weil sie ihnen ein Mittel zu diesen beiden Endzwecken zu seyn scheint. Es bedürfte hierzu nicht einmal einer neuen Anführung, sondern es wäre nur

aus dem vorigen darauf zu verweisen, daß dieser Zustand eine von Seiten des Staates und der Kirche autorisirte sich immer wiederholende Veranlassung giebt, ein Nichts für ein Etwas zu halten, und also ein kräftiges Mittel ist, die Herrschaft der Gedankenlosigkeit, des Stumpfsinns und der dunkeln Vorstellungen und Gefühle zu befestigen. Diese aber muß jeder als die kräftigsten Stützen der Rohheit und Unsittlichkeit anerkennen und es bedenklich finden, daß man dem großen Haufen einen autorisirten ja heiligen Gegenstand hinstellt, der ihn immer aufs neue unter diese Herrschaft bringt. Vielleicht wollte mancher dieser Betrachtung eine andere entgegensetzen, daß nemlich mit jener Trennung zugleich eine schöne Gelegenheit wegfallen würde zur Übung der Toleranz, dieser vortrefflichen Tugend, welche wir mit so vielem Eifer in Aufnahme gebracht haben. Darauf ließe sich mancherlei antworten. Sonderbar wäre es wohl mit dieser Tugend bewandt, und ganz anders als mit andern, wenn wir Ursach hätten, so ängstlich die Veranlassungen dazu zu erhalten, oder gar künstlich hervorzubringen. Auch ist es nicht der Fall; haben wir doch noch die Katholiken unter uns und die Juden, in Hinsicht auf welche es scheint, als hätten wir

uns des rechten Vereinigungspunktes zwischen der Toleranz und dem Widerstande gegen Intoleranz und Intolerabilität noch immer nicht recht bemächtigen können. Ja wenn die Gegenstände auf dem religiösen Gebiet ganz ausgehen sollten, so scheint eben jetzt das wissenschaftliche und künstlerische sich wieder einem Zustande zu nähern, wo die Toleranz Anwendung findet, so daß es an Übungen in dieser Tugend leider noch nicht sobald fehlen wird. Leider, sage ich; denn sie hat doch immer nur einen interimistischen Werth. Warum also sollten wir es uns leid thun lassen, wenn es gerade die Gelegenheit giebt, auf einmal mit einem Sprunge über sie hinauszukommen?

Doch dem sei wie ihm wolle; das Uebel von dem hier die Rede ist, zeigt sich als ein gefährlicher Feind aller wahren Veredlung auch grade dadurch, daß es noch immer eine thätige Parteisucht hervorbringt, daß es kleinliche Leidenschaften nährt, und einen Eigensinn unterhält, welcher immerfort geschäftig ist, vieles Gute zu verhindern. Ein gewisser Zunftgeist unter den verschiedenen Ständen des Privatlebens und den verschiedenen Zweigen der öffentlichen Verwaltung kann vielleicht, gehörig in Zucht gehalten, in jeder unvollkommnen Verfassung den Mangel

besserer Antriebe gewissermaßen ersetzen: wenn aber ein Element mit sich selbst entzweit ist, dies wird allgemein für verderblich gehalten. Noch mehr aber muß dieses gelten von dem moralischen Gebiet, auf welchem ohnedies jene Zwietracht kaum ein untergeordnetes Gute hervorbringen kann; und am verderblichsten muß der Zwiespalt seyn, wenn er dasjenige ergreift, was auch hier das reinste seyn soll. Wir bilden uns ein mit unserer Toleranz uns hierüber längst erhoben zu haben: in der That aber ist eine solche Parteisucht unter uns noch keinesweges erloschen; ja man kann dreist behaupten, daß sie sich gelegentlich auch bei solchen äußert, die man theils für zu vernünftig gehalten hätte, theils für zu wenig theilnehmend an kirchlichen Sachen, um in eine leidenschaftliche Stimmung dieser Art zu gerathen. So ist es aber der menschlichen Natur angemessen: sobald Verhältnisse des Rechts und der Ehre eintreten, erinnert sich jeder, zu welcher Parthei er gehört, und tritt zu ihren Vertheidigern. Wer die Streitigkeiten in der Nähe hat beobachten können, welche vor kurzem mit so vieler Lebhaftigkeit zwischen beiden Confessionen in der Pfalz geführt wurden, der könnte gewiß eine reiche Sammlung von Beispielen dieser Art mittheilen. Oder um es näher zu

halten, wer sich in der Hauptstadt der Preußischen Staaten befand, als vor nicht gar langer Zeit die erste Stelle in einer angesehenen Schulanstalt zu besetzen war, welche für ein Eigenthum der reformirten Kirche gehalten wird. Lutherische legten die frühere Geschichte dieser Anstalt so, Reformirte anders aus, um Rechte und Ansprüche daraus abzuleiten oder zu bestreiten. Jene hatten eine heimliche Schadenfreude, als es schwer zu halten schien, daß ein Reformirter werde gefunden werden, und eine große Freude über die nöthigenfalls ertheilte Vollmacht zur Wahl eines Lutherischen, nicht ohne allerlei Insinuationen jedoch, man werde es dennoch so einzuleiten wissen, daß der Gewählte sich zum Übertritt bequeme. Die Reformirten klagten halb verschämt, daß der verehrungswürdige Staatsminister, welcher die Oberaufsicht über diese Anstalt führte, mit den Subjecten reformirter Confession schwerlich bekannt seyn könne, und schielten neidisch in die alten Zeiten hinüber, wo die Verwaltung aller geistlichen Angelegenheiten des Landes in den Händen eines einzigen reformirten Ministers war. Die Lutherischen andrerseits behaupteten, daß wenn jemals die heilsame Maxime durchgeführt werden sollte, in Sachen des Schulwesens auf den Unterschied des Glaubens-

bekenntnisses nicht zu achten, offenbar die Reformirten den Anfang der Verleugnung machen müßten, weil sie ja als Confessionsverwandte des Landesherrn am besten gesichert wären, daß ihnen nichts zum Nachtheil gereichen könne. Mehr dergleichen wird sich jeder von beiden Seiten zu erinnern wissen; und zwar waren es nicht Leute aus dem Volk, welche die Sache so ansahen und empfanden, sondern angesehene und erleuchtete Männer geistlichen und weltlichen Standes beider Partein. Kann man nach solchen Erscheinungen wohl sagen, daß es keinen Partheigeist mehr gäbe? Ist nicht vielmehr zu erwarten, daß diese einseitige Ansicht bei jeder ähnlichen Veranlassung die herrschende seyn werde, und daß jeder so Denkende in seinem Kreise auch dieser Gesinnung gemäß, das heißt nach Gelegenheit sehr zum Nachtheil der gemeinschaftlichen guten Sache handeln wird? Hier muß der Partheigeist, wenn er sich auch nur kleine und kleinliche Veruntreuungen erlaubt immer nachtheilig wirken; er ist aber natürlich und unvermeidlich, so lange die Partheien mit einem getheilten Interesse neben einander bestehen. Man kann im voraus schließen, wie selten es ganz gewissenhaft und rein zugehen wird, wenn die Entscheidung gegeben wird, es solle

ein Amt im Schulfach ohne Ansehen der Confession dem Geschiktesten ertheilt werden.

Dieses Beispiel führt unmittelbar auf die nicht unwichtige auch dem Staat gewiß nicht gleichgültige Betrachtung, daß bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge unter den Mitgliedern der reformirten Confession die theologische und philologische Gelehrsamkeit je länger je mehr aussterben muß. Die reformirten Theologen legen sich verhältnißmäßig noch ziemlich fleißig auf eine gewisse Kunst mit Geschmack zu predigen, weil, wer irgend einen Trieb hat sich auszuzeichnen, ihn darauf richten muß, in einer von den größern Städten angestellt zu werden, wo gewöhnlich wohlhabende, ansehnliche und gebildete Familien den Kern der Gemeine ausmachen. Die wahre Gelehrsamkeit aber vernachläßigen sie, auch verhältnißmäßig betrachtet, gar sehr, weil es nur wenige Stellen giebt, wozu sie erfordert wird, und wodurch sie belohnt werden kann. Höchst selten richtet einer von Anfang an seine Studien darauf, ein Schulmann oder akademischer Lehrer zu werden, daher auch diese im Ganzen nur einen sehr untergeordneten Rang in der litterarischen Welt behaupten, und selbst die löbliche und schöne Einrichtung der Reisen der Domcandidaten hat seit funfzig Jahren

kaum irgend einen eigentlichen Gelehrten gebildet. Sondern weil für jeden jungen Mann die Aussicht sehr ungewiß ist, ob sich zur rechten Zeit eine Stelle öffnen werde, wohin dergleichen Kenntnisse gehören: so wählen sie alle im voraus den sicherern und bequemerern Predigerstand, wenn nicht Gefühl gänzlichen Mangels an einem nothwendigen Erforderniß, oder Zufälle in ihren Vorbereitungsjahren sie anders bestimmen. Sieht sich nun in Zukunft die Verwaltung aus Mangel an Subjecten zu allerlei Ausnahmen genöthigt, oder findet sie gerathen, noch manche Schul- und akademische Stelle wegen verhältnißmäßig geringer Nützlichkeit einzuziehn; so muß es, wenn diese Religionsparthei dennoch als ein abgesondertes Ganze stehn bleiben soll, um alle gründliche Studien in derselben bald sehr mißlich stehen. Ein Corps von Geistlichen muß aber nothwendig in nicht unverdiente Geringschätzung gerathen, wenn nicht eine verhältnißmäßige Masse von gelehrten Kenntnissen unter demselben verbreitet ist, weil dies auch auf die unentbehrlichen Erfordernisse ihrer Amtsführung bald mancherlei nachtheiligen Einfluß äußern wird.

3) Hier stehen wir an der Grenze, um die Sache auch aus dem Gesichtspunkt des unmit-

celbaren Interesse für den Staat zu beurtheilen. Der Theil des öffentlichen Dienstes, auf welchen der Einfluß des Confessions-Unterschiedes jetzt ist gezeigt worden, ist vielleicht dem ersten Anblick nach nicht von großem Umfange, eigentlich aber doch von nicht geringfügiger Bedeutung. Über die Wichtigkeit der höhern Schulen für die Veredlung des Mittelstandes und für die Bildung der Staatsdiener insbesondere ist wohl keine Frage; und wenn so eben ist einleuchtend gemacht worden, daß unter der Confession, welche den bei weitem geringeren Theil ausmacht, sich zu diesen Aemtern immer nur mittelmäßige Subjecte finden werden, welche das, was dazu eigentlich erfordert wird, nur als Nebensache getrieben haben, so ist offenbar, daß in dem Maße, als diese Confession sich dennoch im Besitz solcher Anstalten befindet, diese auch die Dienste nicht leisten werden, welche sie leisten könnten. Es scheint in der That, so lange die Kirchentrennung besteht, keine andere Maßregel übrig zu bleiben, als entweder die Verbindung des Schulwesens mit dem Kirchenwesen ganz aufzuheben, wogegen sich unendliche Schwierigkeiten erheben, welche zu überwinden viele und lange Vorbereitungen erfordert werden; oder ohne allgemeine Maßregel in jedem einzelnen Falle Ausnahmen

zu bewilligen. Diese aber werden dem leidenden Theile immer als Machtsprüche und Verletzungen nicht mit Unrecht erscheinen, wie z. B. den Reformirten jene Vollmacht sowohl als andere ähnliche Schritte durchgängig erschienen sind. Es ist in der That nicht möglich, daß die höchste Gewalt diesen Anschein entferne, wenn sie, ohne eine ganz allgemeine Maßregel zu treffen, diesen Gegenstand abgesondert behandelt, und sich, sey es auch um des öffentlichen Wohls willen und mit der redlichsten Überzeugung nur dieses im Auge zu haben, über Observanz und Statuten hinwegsetzt. bewilligt sie immer nur Ausnahmen für einzelne Fälle unter der Form: wenn von der Confession, welche die nächsten Ansprüche hat, kein geschicktes Subject zu finden sey: so wird der Nachtheil allemal ausschließend die Reformirten treffen. Sagt man, es sey doch ihre Schuld, daß es keine tüchtige Gelehrten unter ihnen gebe, so werden sie sie dem obigen zufolge auf ihre Lage zurückwerfen, und vorstellen, daß grade durch diese Maxime es ihnen immer mehr erschwert werde, sich in dieser Hinsicht wieder zu heben. Ja selbst gegen die Anwendung der Maxime werden sie immer einwenden können, es sey in Aufsuchung der tauglichen Subjecte ihrer Confession nicht der gehörige Fleiß ge-

schehen, ein Einwand, welcher besonders im Preußischen Staat bei der ihm eignen Geneigtheit, fremde Gelehrte ins Land zu ziehen, wohl niemals zu gänzlicher Zufriedenheit könnte beseitigt werden. Will aber der Staat für das Schulwesen als für einen abgesonderten Gegenstand ganz im Allgemeinen die Maxime aufstellen: es solle dabei auf die Confession gar nicht gesehen werden: so würde bei der größern Concurrenz der großen Parthei die kleinere immer im Nachtheil seyn; ihren Mitgliedern würde die Aussicht näher liegen, sich auch von den Stellen ausgeschlossen zu sehen, die ihnen bisher offen gestanden, als die, in andere berufen zu werden. Man bedenke nur, daß ohnerachtet der besten Absicht des Staates der Partheigeist derer, welche einmal gewohnt sind, Kirchen- und Schulwesen in Verbindung zu denken, sich gewiß thätig zeigen würde, und daß, ehe er nach und nach sich von diesem Gegenstande entwöhnte, und gewiß in wenigen Decennien, die kleinere Parthei das noch nie gesehene sonderbare Beispiel einer kirchlichen Gesellschaft darstellen würde, welche in Absicht auf die Schulen ganz unter der Vormundschaft einer andern stünde. Wobei sie immer mit vielem Scheine des Rechtes sich würden beklagen können, daß doch dieser Zustand ohne Verletzung

wohlerworbner Rechte nicht hätte können herbeigeführt werden. Sehe man also diese Angelegenheit in Absicht auf ihren Umfang für noch so unbedeutend an, sie wird schon dadurch wichtig, daß sie, wie die Sachen jetzt stehen auf das weiseste und bestgemeinte Verfahren einer jeden Regierung, die sich in solchem Falle befindet, einen nachtheiligen Schatten wirft.

Ein anderer Umstand, der aus dem politischen Gesichtspunkt nicht unwichtig scheint, ist die aus der gegenwärtigen Trennung beider Kirchen veranlaßte gewiß nicht unbedeutende Verschwendung von Staatskräften. Weil hierbei in ganz kahlen Worten zu reden, nur vergeblich wäre: so ist es am besten bei einem bestimmten Beispiel stehen zu bleiben, welches die Preußischen Provinzen diesseit der Weser hergeben mögen. Von den sehr wenigen Landgemeinden und von den Hauptstädten soll nicht die Rede seyn, sondern von den mittleren und kleinen Provinzialstädten in denen sich der größte Theil der reformirten Gemeinen zerstreut befindet. Über das Verhältniß wird man sich wohl nicht irren, wenn man annimmt, daß unter 3000 — 5000 lutherischen Einwohnern, denen drei bis vier Prediger gesetzt sind, 100 — 200 reformirte Seelen leben, die ihren eignen Prediger, ihr eignes Kirchengut und

größtentheils ihr eignes kirchliches Gebäude haben. Von den lutherischen Predigern beschäftigen den ersten in der Regel die mühseligen Inspectionsgeschäfte, wenn er auch das mühsamste einem armen geplagten Schulcollegen aufbürdet, doch noch so ziemlich; der zweite hat gewöhnlich mehrere Filiale zu versehen, kann auch wohl die Ackerwirthschaft nicht ganz aus den Händen geben, der dritte pflegt Rector der Stadtschule zu seyn, und wenn es etwa eine zweite Kirche giebt, simultan mit den Reformirten, so hat auch der vierte theils eine ansehnliche vorstädtische Gemeine, theils eine Landgemeine; kurz alle sind sehr beschäftigt, zu sehr gewöhnlich, als daß ihnen Zeit und Lust bliebe, etwas für ihre eigne Vervollkommnung zu thun; das beschwerliche Amt und die Anstrengungen für ihre Ökonomie werden ihnen verderblich, zu erschöpft zu bessern Beschäftigungen gewinnen sie es desto leichter über sich, sich auf eine unschickliche Art in die Gunst der Bürger einzuschmeicheln; sie ermüden und verbauern. Der reformirte Prediger hingegen ist, wenn er seine sonntägliche Predigt und seine zwei Catechisationsstunden wöchentlich abgehalten und seine Schule besucht hat, ganz Herr seiner Zeit, das heißt, diese Zeit ist für das gemeine Wesen verlohren und wird ihm

selbst zur Last. Er kann freilich seine Predigt etwas besser ausarbeiten, was er auch wohl thut, (wie denn in der Regel der reformirte Prediger zu den bessern des Orts gehört) damit ist aber wenig gewonnen. Hat er einige Kolonisten oder Bauern in der Nähe: so kommen bisweilen einige mühselige Wochen, wenn er in größter Eil eins oder etliche Kinder unterrichten soll, wobei eben deshalb auch wenig Gutes gewirkt werden kann. Er könnte sich mit mehrerem Eifer der Schule annehmen; allein der größte Theil der Schulkinder ist nicht von seiner Gemeine, der Schullehrer müßte Hunger sterben, wenn er diese nicht hätte, und so muß oft alles beim Alten bleiben, weil der Prediger auf die Eltern der Kinder nicht wirken kann. Zu litterarischen Beschäftigungen sind nur wenige geeignet, und auch bei diesen reicht die Einnahme nicht hin, um dem Mangel der nöthigen Hülfsmittel in zum Theil abgelegenen Städten aus eignen Kräften abzuhelfen. Kostgänger zu nehmen und zu unterrichten, dazu fehlt es meistens am Lokale. Was bleibt also übrig als mit dem kleinen Gärtchen, mit einer ziemlich unnützen Leserey von Journalen oder mit andern geringfügigen Beschäftigungen die Zeit hinzubringen, und wenn die lutherischen Collegen ihn um seine Muße beneiden,

zu seufzen; sey es nun, weil er sich seiner Lan=
genweile bewußt ist, oder weil es ihm leid thut,
die Zeit nicht würdiger benutzen zu können. In
beiden Fällen muß er, wenn er vernünftig ist,
wünschen, ihnen einen Theil ihrer Geschäfte ab=
nehmen zu können. Kann sich das Bedürfniß
stärker aufdringen, durch irgend eine Art der
Vereinigung die Kräfte besser zu vertheilen? Es
wird sich freilich noch stärker aufdringen, wenn
die reformirten Gemeinen noch weit kleiner
seyn werden, als sie jetzt sind; allein eben dieses
läßt sich mit der größten Gewißheit voraussehen,
und die Ursachen, die es bewirken müssen, sind
in voller Thätigkeit. Die gemischten Ehen und
die dabei gewöhnlichen Maßregeln müssen im
Ganzen immer zum Nachtheil des ohnedies klei=
nern Theiles ausschlagen. Eine ganz reformirte
Familie verwandelt sich in der nächsten Genera=
tion in zwei halbreformirte, und aus diesen wer=
den darauf zwei oder drei ganz lutherische und
eine halbreformirte. Das Heirathen an Orte,
wo es keinen reformirten Prediger in der Nähe
giebt, nimmt auch einen ziemlichen Theil hinweg,
und diese regelmäßigen Abnahmen müssen unfehl=
bar mehr bewirken, als zufällige Verstärkungen
wieder ersetzen können. Das nemliche gilt auch
von den Landgemeinen und selbst von den gro=

ßen Städten. Die französischen Colonien, unter denen doch bekanntlich der Übertritt zur deutsch-reformirten Kirche eben so förmlich angesehen wird, wie unter uns der von einer Confession zur andern, und unter denen überdies aus begreiflichen Ursachen ein starker Gemeinheitsgeist herrscht, stellen dennoch schon jetzt großentheils solche mikroskopische Miniaturgemeinen dar, wie auch die Deutschreformirten in wenigen Decennien seyn werden. Ueber jene scheint beschlossen zu seyn, daß sie in Ruhe und Frieden aussterben sollen. Auch rekrutirt sich der Prediger- und Schulstand schon schwach genug bei ihnen, ohnerachtet ihnen, wenn die letzte Krisis eintritt, die Aufnahme in den gleichen Stand der deutschreformirten Kirche ohne alle Weitläuftigkeit gewiß ist. Würden aber diese auch eben so ohne Weitläuftigkeit, wenn man ihre Gemeinen gleichermaßen aussterben ließe, in den Schoß der Lutherischen Geistlichkeit aufgenommen werden, wenn keine andere vermittelnde Maßregel vorhergegangen wäre? Dies dürfte mit Recht bezweifelt werden; wie es denn überhaupt Verlegenheiten mancher Art verursachen möchte, ein solches Absterben abzuwarten. Doch dieser Blick in die Zukunft war nur im Vorübergehen. Wie viel Kräfte aber bei dem gegenwärtigen Zustande

de der Dinge zu einem höchst geringen Ertrage gebraucht werden, davon lassen sich, wenn man mehr ins Einzelne gehen will, mancherlei sonderbare Fälle anführen. In Pommern z. B. und in Preußen giebt es reformirte Prediger, welche an hundert Meilen jährlich reisen müssen (wozu die Einsassen, die nicht das mindeste Interesse dabei haben, den Vorspann liefern) um an einigen Orten je 10 bis 20 reformirte Seelen mit dem Sacramente zu bedienen, durch welche Reisen die freilich auch kleine Hauptgemeine noch leiden muß. In Schlesien, wo es, wenn der Verfasser nicht irrt, nur vier stehende reformirte Gemeinen giebt, ist eben deshalb ein eigner reformirter Feldprediger angestellt, um die in der Provinz zerstreuten Confessionsverwandten, die doch auch nur wenige hundert Seelen betragen, zweimal im Jahre zu gleichem Zweck zu besuchen. Zu diesem Behuf reist er jährlich an 500 Meilen mit Vorspann im Lande herum, und bringt die Hälfte seines Lebens im Wagen zu, wo der Mensch doch sehr unnütz ist; die andere Hälfte aber ist er als Staatsdiener ganz unbeschäftigt. Ähnliche Betrachtungen dringen sich auf, wenn man an die besondere Aufsicht denkt, welche über das reformirte Kirchenwesen muß geführt werden. Wenn die lutherischen Inspectoren die re-

formirten Predigen, welche in ihrer Diöcese wohnen, mit unter ihrer Aufsicht hätten, dies würde ihre Arbeit fast gar nicht vermehren. Jetzt sind die reformirten Prediger in eigne Inspectionen vertheilt, wodurch freilich einige von ihnen etwas mehr beschäftiget werden, als sie sonst seyn würden; indeß ist dies ebenfalls eine unnütze Geschäftigkeit. Ja es wird ein großer Theil der eigentlichen Absicht vereitelt; der Inspector ist fast nur die Mittelsperson, welche die Berichte und Befehle umpackt und umsiegelt; persönliche, anschauliche Kenntniß von den Gemeinen und ihren Lehrern hat er nicht, Kirchenvisitationen sind längst außer Gebrauch gekommen, wegen der oft großen Entfernung, und der Fall ist nicht selten, daß ein Prediger seinen Inspector gar nicht kennt. So geht ein großer Theil der Vorzüge verloren, die sonst eine kleinere Kirchengesellschaft vor einer größern haben sollte. Eben so, wenn man höher hinaufgeht, wäre die Mitaufsicht über die reformirten Gemeinen nur eine geringe Zugabe für die Provincialconsistorien; jetzt aber muß ein eignes Directorium die Oberaufsicht führen, welches durch die so mangelhaft unterrichteten Inspectoren auch nur unvollkommen unterrichtet ist, und dessen Oberhaupt, beiläufig gesagt, auch in Zukunft schwer möchte zu

finden seyn. Dies zusammengenommen zeigt gewiß einen nicht unbedeutenden ganz unnützen Aufwand von Kräften. Sehr unrecht würde man dem Verfasser thun, wenn man glauben wollte, es läge bei diesen letzten Andeutungen die Absicht zum Grunde, durch ein vorgespiegeltes Ersparniß bei den öffentlichen Ausgaben seine Ideen zu empfehlen. Dies würde zum wenigsten auf den Preußischen Staat, von welchem hier zunächst die Rede gewesen ist, keine Anwendung finden. Die Regierung hat die deutlichsten, nicht etwa Erklärungen, sondern Beweise wiederholt gegeben, daß sie nicht gesonnen sey, Ersparnisse an demjenigen zu machen, was einmal zum Behuf des öffentlichen Unterrichts gewidmet war, und hat die Verbesserung dieser Angelegenheit auf eine solche Art in Anregung gebracht, wobei es, wie leicht vorauszusehen, ohne große und freigebige Aufopferungen nicht abgehen kann. Auch zeigt die ganze obige Darstellung, daß nicht von einer Ersparung, sondern nur von einer zweckmäßigern Anwendung für denselben Gegenstand die Rede ist, und überhaupt weniger das Geld in Anschlag gebracht wird, als die Zeit und die Anwendung menschlicher dem gemeinen Besten gewidmeter Kräfte. Vielleicht möchte auch jemand behaupten, dieselben Gründe forderten

ebenfalls die Vereinigung der Katholischen mit den Protestanten, wo beide mit einander vermischt sind. Der müßte aber doch die Bedingung vergessen, welche oben an ist gestellt worden. Beide Kirchen sind durch den Geist, der sie beherrscht, gänzlich geschieden, und eine solche Ungleichartigkeit verschmelzen zu wollen, könnte kaum dem thörichtsten Gleichmacher einfallen. Auch wäre es widersinnig, eine so gewaltsame Wirkung durch das leichte und gelinde Mittel erreichen zu wollen, das der Verfasser in Beziehung auf die Protestanten unter einander im Auge hat.

2.

Von der schicklichen und ausführbaren Art der Vereinigung.

Es ist eine zwar oft nur aus Bequemlichkeit und üblem Willen vorgebrachte, an sich aber und recht verstanden gar nicht unbillige Forderung der öffentlichen Verwaltung, daß jeder, der etwas verlangt, beträfe es auch nicht ihn allein, sondern einen gemeinnützigen Vorschlag, zugleich eine bestimmte Quelle nachweisen solle, woraus die nöthigen Hülfsmittel genommen

werden können. Allerdings giebt es Fälle, wo der Fordernde dies von sich ablehnen kann; wer Gebrechen aufdeckt, welche die ersten Endzwecke des Staates in irgend einem Theile ganz verhindern, kann mit Recht sagen, es liege nun dem Staate ab, auf jede Weise und nöthigenfalls mit jeder Aufopferung für das unumgänglichste Bedürfniß, sobald es ihm bekannt geworden, Rath zu schaffen. Zu diesen Fällen möchte indeß der gegenwärtige nicht gehören, vielmehr die erwähnte Forderung hier ganz an ihrer Stelle seyn. Eine absolute Verpflichtung des Staats, den angezeigten Übeln sogleich abzuhelfen, läßt sich um so weniger darthun, da sein Verhältniß zur Kirche und zu ihren eigentlichen religiösen Endzwecken so unbestimmt ist, daß er, wieviel er jedesmal will, davon eingestehen oder abläugnen kann. Ohne weiteres kann er das Geschäft unter diejenigen verweisen, für welche eine günstige Gelegenheit erst muß abgewartet werden, und wer sich hierbei nicht beruhigen will, hat allerdings aufzuzeigen, wie es schon jetzt eingeleitet und ausgeführt werden könnte, ohne neben den guten auch allerlei üble Folgen wesentlich zu veranlassen, ohne nachtheilige Verwirrungen hervorzubringen, oder gar wohl erworbene Rechte zu verletzen und höhere Endzwek-

ke des Staates zu behindern. Dies soll nun geschehen und der Verfasser bittet nur die Leser, der folgenden Entwickelung nicht durch ungestüme Aufzählung aller Hindernisse und sich so nennenden unüberwindlichen Schwierigkeiten voranzueilen; sondern wenigstens abzuwarten, ob nicht eine jede an ihrer Stelle wird aufgezeigt und gehoben werden und bis dahin mit ihm geduldig den in der Sache liegenden Andeutungen nachzugehen, wohin sie führen werden.

Zuvörderst wolle der Leser sich erinnern, daß alle aufgezeigten Nachtheile keinesweges darauf beruhen, daß es überhaupt mehrere protestantische Kirchen giebt. Von den moralischen und politischen leuchtet dieses ein; aber auch die religiösen waren von der Art, daß sie nur eintreten, sofern Trennung wahrgenommen wird von denen, mit welchen die Gemeinschaft durch andere Verhältnisse aufgegeben wird. Es ist daher auch keinesweges ein Mittel zu finden, welches den ganzen Zustand der protestantischen Kirchen umfaßte und veränderte; sondern nur ein solches, welches jeder Staat, der das Bedürfniß fühlt, innerhalb seines Gebietes ausführen kann. Ja da es eines guten Hülfsmittels nothwendige Eigenschaft ist, daß es nicht mehr und anders erreicht als bezweckt wird, so muß vielmehr das

zu findende auf die allgemeinen Verhältnisse beider Kirchen so wenig Einfluß haben als möglich oder am liebsten überall keinen. Hiermit stimmt auch glücklich überein, daß der Grund des Übels nicht lag in der Verschiedenheit der Lehrmeinungen beider Confessionen, sondern nur mittelbar oder unmittelbar in der damit verbundenen Trennung der Kirchengemeinschaft; und daß wir also gar nicht darauf geführt werden, es durch Ausgleichung jener Verschiedenheit heben zu wollen; vielmehr muß, was uns helfen soll, niemandem zumuthen, seine Meinung über irgend einen Gegenstand der Lehre zu ändern. Es verlautete vor einiger Zeit, daß hie und da in den jetzt der Französischen Republik abgetretenen Gegenden Deutschlands eine Vereinigung auf diesen Fuß unterhandelt würde, so daß etwa die Evangelisch-lutherischen ihrer symbolischen Meinung vom Abendmahl entsagten, die Reformirten dagegen ihre Vorstellung von der Gnadenwahl aufgäben. Hinweggesehen davon, wie widersinnig es eigentlich ist, daß sich Menschen darüber vereinigen wollen, was sie um irgend eines Endzwecks willen, wie wichtig und heilsam er auch sey, in Zukunft zu glauben und nicht zu glauben entschlossen sind, indem dieses ja keinesweges in der freien Willkühr des Menschen steht; angenommen vielmehr, es sey dies

nur eine öffentliche Anerkennung dessen, was man bisher schon einstimmig geglaubt und nicht mehr geglaubt hat — was sich doch da, wo eine solche Unterhandlung wirklich eröffnet wird, vielleicht am wenigsten annehmen ließe — so könnten durch eine solche Vereinigung in jenen Gegenden immerhin allerlei löbliche Absichten erreicht werden; für den hier aufgestellten Endzweck aber, und für unsern Religionszustand dürfte dies ein sehr verkehrtes Mittel seyn. Denn anstatt den verderblichen Wahn zu zerstören, als ob auf diesen dogmatischen Unterschieden eine besondere Wichtigkeit läge, hieße es nur ihn fester als je bestätigen, wenn man indirekt zu verstehen gäbe, daß die Kirchengemeinschaft, die unbeschränkte gegenseitige Theilnahme an allen öffentlichen Religionsübungen, doch nicht anders habe zu Stande gebracht werden können, als durch Vereinigung über eben diese Puncte, man denke nun über andere, wie man wolle. Oder es wäre offenbare Heuchelei, wenn man sich anstellen wollte, als würde vorausgesetzt, daß in allen übrigen wichtigern Dogmen jede Kirche noch dem alten System getreu geblieben wäre, nach welchem die Verschiedenheit der abweichenden gemessen wird, welches vielleicht in jenen Gegenden mehr der Fall seyn mag.

Sonach wäre dies immer für uns aufs gelindeste gesagt, eine leere Spiegelfechterei. Auf der andern Seite aber würde durch eine solche Verhandlung zu viel ausgerichtet. Eine so ausdrückliche Veränderung des Lehrbegriffs würde nemlich den übrigen Theilen beider Kirchen immer einigen Vorwand geben, die so vereinigte in oder außer ihrer Gemeinschaft zu erklären, je nachdem sie die Sache ansähen; und es entstände durch die Vereinigung selbst nur die Gefahr einer neuen Trennung. Eine berühmte theologische Facultät in Deutschland, welche noch vor wenig Jahren sehr ernst und feierlich gegen die Beschuldigung protestirte, daß ihre Mitglieder den ächt lutherischen Begriff vom Abendmahl verlassen hätten: diese würde es vielleicht bald für Pflicht halten, solche Schismatiker außer ihrer Kirchengemeinschaft zu erklären. Zu dem, wie sollte jene Vereinigung zu Stande kommen, außer in Gegenden, die eine gleiche Verfassung haben wie jene? Sollte der Staat ohne weiteres decretiren, wohin beide ehemalige Symbole abzuändern wären: so würde dies, wieviel theologische Gutachten er auch darüber eingeholt haben möchte, doch von vielen für eine Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit angesehen werden.

Sollte eine Versammlung von Religionslehrern sie festsetzen: so sieht man keine Form, wie eine solche zu Stande kommen könnte, noch auch Gründe, wie man einen Protestanten nöthigen könnte, ihr Ansehen anzuerkennen, außer ebenfalls beides durch einen Machtschritt des Staates. Sonach wäre zu besorgen, daß es, wenn man dem Gewissen keinen Zwang anlegen wollte, auch daheim Manche geben würde, die sich dem Schluß nicht fügen wollten, und man würde auch im Staat statt Einer Kirche drei, und alle Nachtheile dieser Vielheit nur vervielfältigt haben.

Eben so deutlich ist aber auch, daß der gesuchte Endzweck nicht erreicht werden kann durch ein Mittel welches keine Gemeinschaft, sondern nur eine wenn auch noch so große Annäherung in äussern Gebräuchen zu bewirken vermag. Wenn man den Begebenheiten nachgeht: so wird man im Preußischen Staate besonders ein schon seit langer Zeit befolgtes System finden, welches nicht undeutlich auf die Idee hinweiset, als könne die Trennung selbst mit allen ihren Nachtheilen durch eine fortschreitende Verähnlichung in den kirchlichen Gebräuchen allmählig

und gleichsam unvermerkt aufgehoben werden; auch fehlt es nicht an Spuren, daß diese Meinung jetzt sehr allgemein gefällt. Wahrscheinlich mit Hinsicht auf diesen Zweck haben wir schon seit langer Zeit Simultan-Kirchen gehabt, hernach größtentheils Simultan-Gesangbücher erhalten und es leidet wohl keinen Zweifel, daß dem Project einer Simultan-Agende ganz dieselbe Absicht zum Grunde liegt. Indeß scheint doch, alles wohl erwogen, daß wir durch das, was in diesem Sinne bisher geschehen ist, einer Vereinigung, welche die Nachtheile des bisherigen Zustandes wirklich heben könnte, eben nicht näher gekommen sind. Nicht einmal eine solche Einigkeit ist dadurch erreicht worden, welche den Gedanken an die Nichtigkeit des Unterschiedes in den meisten Gemüthern zu einiger Klarheit gebracht hätte. Der Verfasser ist selbst zehn Jahre an verschiedenen Simultan-Kirchen Prediger gewesen, immer unter den günstigsten Umständen, da nemlich beide Gemeinden sich desselben Gesangbuchs bedienten, wodurch das gegenseitige Besuchen der gottesdienstlichen Versammlungen so sehr erleichtert wird, da ferner beide Prediger im besten Vernehmen standen, und sich alle mögliche Hülfe leisteten; dennoch haftete die Idee von der

Verschiedenheit beider Kirchen so fest, daß noch oft die Reformirten gelegentlich sagten: heute haben wir unsere Kirche, oder die Lutherischen: heute ist nur reformirter Gottesdienst; ja es fehlte nicht an solchen, die es für eine bedenkliche Zumuthung hielten, bisweilen dem Gottesdienst der andern Parthei beizuwohnen, und gelegentliche Besucher entfernten sich öfters, wenn sie das Gebet des Herrn nicht nach ihrer Weise sprechen hörten. Dasselbe erinnert sich der Verfasser auch von Predigern aus der Hauptstadt gehört zu haben. Wenn alle diese Anstalten uns noch nicht weiter gebracht haben, und der große Haufe immer noch am Namen hängt: so liegt die Überzeugung wohl nahe, daß von diesem System für sich allein nicht viel zu erwarten ist, und daß es höchstens für die Prediger eine heilsame Vorbereitung auf etwas besseres und gründlicheres kann gewesen sein, die Sache selbst aber doch an einem andern Ende muß angegriffen werden. Oder wird etwa die Simultanliturgie, wenn sie ja zu Stande kommt, was doch sehr zu bezweifeln ist, uns eines andern belehren? Es lassen sich hierbei zwei Fälle denken. Entweder geht diese Liturgie so weit, daß sie auch gleiche Formen und Austheilungsworte

Staates sei, welcher ja ohnedies das einzige wirksame Organ der kirchlichen Gesellschaft ist. Ist nun, und wie ist diese Aufgabe zu lösen? Sehr einfach und leicht innerhalb jedes einzelnen Staates und hierauf beschränkt sich ja ausdrücklich unsere Aufgabe, durch die bloße Erklärung, daß die Kirchengemeinschaft solle hergestellt sein, das heißt, da sie überhaupt durch die Gemeinschaft der Sakramente dargestellt wird, durch die Erklärung: daß es überall, weder in bürgerlicher noch in kirchlicher und religiöser Hinsicht für eine Veränderung solle gehalten werden, wenn, wer bisher nach dem einen Ritus und bei einer Gemeine der einen Confession communicirt hat, in Zukunft, es sei nun immer oder abwechselnd, bei einer Gemeine der andern Confession und nach dem andern Ritus communicirt. Laßt uns sehen, was in dieser Erklärung enthalten ist, und was für Folgen natürlich daraus entstehen.

Zuerst ist sie ein sehr willkommnes Erlaubnißgesetz für diejenigen, welche sich durch die bisherige Trennung beschränkt fühlten, welchen für ihre Religionsübungen die unzertrennte Gemeinschaft mit den Ihrigen wichtiger ist, als kleinliche

dogmatische Hinsichten. Manche haben zwar schon unter der Hand so gehandelt, wo irgend ein einzelnes Familienglied abweichender Confession von den übrigen war; aber bei weitem mehrere hat es gegeben, bei denen die Maxime, kein Aufsehen zu erregen, es über die Wünsche des Herzens davon trug. Diese werden sich nun frei fühlen; gemischte Familien werden sich theils ganz zu der einen oder andern Confession halten, theils um ihre gleiche Werthschätzung beider zu beweisen, in ihren Erbauungen abwechseln; und auch wer keine Familie hat, wird sich unbedenklich mit der Befriedigung seiner religiösen Gefühle an diejenigen anschließen, mit denen er am nächsten und freundschaftlichsten verbunden ist. Wer mit der Denkungsart des bessern Theils unserer mittleren und höhern Stände bekannt ist, der wird bestimmt voraussehen, daß dieses Erlaubnißgesetz gewiß nicht, wie jenes einer Ehe zur linken Hand, unbenutzt bleiben wird; sondern daß es einem weit verbreiteten Wunsch entgegenkommt und also häufig wird angewendet werden. Das erste und wichtigste religiöse Interesse, das Hinderniß nemlich aufzuheben, welches die öffentliche Trennung der gemeinschaftlichen Familienandacht in den Weg legte, wäre befriedigt. Je mehr nun hiervon

Gebrauch gemacht wird, je mehr die Scheidewand, welche die Kirchen beider Confessionen trennt, gleichsam durchbrochen wird, daß der Durchgang von einer zur andern jedem frei steht ohne daß von einer Veränderung der Meinungen die Rede ist, um so mehr muß auch jeder der wahren Religiosität nachtheilige Wahn verschwinden, als ob jene Meinungen, nach denen nicht gefragt wird, und jene Formeln, mit denen jeder wechseln kann, eine besondere Bedeutung und Wichtigkeit hätten; die dogmatischen Differenzen beider Confessionen werden in der Praxis auf ihren wahren Werth zurückgeführt; die Nahrung, welche der todte Wortglaube und der gedankenlose Aberglaube von hieraus erhielt, wird ihnen je länger je mehr abgeschnitten. Auch das zweite religiöse Interesse würde befriediget nebst dem, als damit innig verbunden, oben angedeuteten moralischen.

Zugleich erhellt auch, daß keinesweges zu viel durch diese Maßregel bewirkt würde in religiöser und kirchlicher Hinsicht. Denn einmal wäre diese Veränderung, in so fern es eine ist, lediglich eine innere für jeden Staat, der die Erklärung ablegt, und es würde dadurch in dem Verhältniß seiner reformirten und lutherischen Bewohner gegen ihre auswärtigen Confessions-

verwandten nichts geändert. Die Gemeinen selbst als moralische Personen blieben der Kirche zugethan, der sie immer zugethan waren; es wird durch die Erklärung weder in ihrer Verfassung noch in ihrem Ritus etwas geändert, noch auch der Grund zu künftigen Veränderungen gelegt, welche nicht auch ohne jene Erklärung hätten vorgenommen werden können, und ohne die Gemeine von der Confession, zu welcher sie sich bekennt, loszusagen. Es geschieht ja in dieser Hinsicht schlechthin nichts, als daß z. B. die reformirte Parochialgemeine zu Berlin evangelisch-lutherischen Christen erlaubt, mit ihr zu communiciren, und eben so die evangelisch-lutherische Gemeine zu Sanct Petri dasselbe reformirten Christen verstattet. Wenn auch, wie aus einigen neuerlichen Proceduren einer gewissen Regierung erhellt, der Begriff der Excommunication und des Schismatismus in der protestantischen Kirche in einem gewissen Sinne wieder sollte angewendet werden: so wird doch wohl schwerlich die evangelisch-lutherische Kirche in Chursachsen jene Gemeine zu St. Petri oder die reformirte Kirche in Holland jene Parochialgemeine wegen der so hergestellten Kirchengemeinschaft außer ihrer Gemeinschaft erklären wollen. Dies hieße genau genommen excommuniciren, weil andere nicht ex-

communiciren, und bis zu dieser Ausdehnung möchte jenes höchst unerwartet erneuerte Verfahren wohl nicht gedeihen. Etwas ähnliches ist ohnedies längst vorhanden, sowohl was das Verhältniß der Gemeinen zu den Kirchen im Ganzen, als auch was das Verhältniß der Individuen betrifft; nemlich in der evangelischen Brüdergemeine, von welcher überhaupt noch viel vortreffliches abzulernen wäre. Hier ist diese Kirchengemeinschaft längst realisirt; die Modification, die der eigenthümliche auch sehr edle und nachahmungswerthe Ritus dieser Gemeine hervorbringt, ist in dieser Hinsicht nicht für wesentlich zu halten. Lutheraner und Reformirte, welche sich zu dieser Gemeine halten, communiciren gemeinschaftlich, ohne daß von einer Veränderung des Glaubensbekenntnisses die Rede wäre, jeder vergißt aber in dieser Hinsicht (freilich Gott sey Dank auch in jeder andern), zu welcher Confession er gehört. Dennoch gilt die Brüdergemeine in Sachsen und in andern Ländern für ächt lutherisch, und jedes Individuum, welches aus der Verfassung heraustritt, oder sich an einem Orte aufhalten muß, wo es keine Brüdergemeine giebt, communicirt dann wieder mit den Gemeinen seiner Confession, auch ohne daß von einer Veränderung die Rede wäre.

Warum sollten also Gemeinen, welche unserer vorgeschlagenen Veranstaltung Raum gäben, von ihren übrigen Confessionsverwandten anders behandelt werden, da sie sich doch im übrigen gar nicht von ihnen unterschieden? Eben so wenig wird durch diese Maßregel irgend jemand in seinem Thun und Glauben beschränkt. Denn jede Gemeine behält ja den Ritus, den sie bisher gehabt, und wer also nichts in seinem bisherigen Zustande ändern will, für den ist ja auch nichts geändert.

Allein könnte man fragen, dürften nicht dennoch Prediger und Gemeinen sich als über eine Beschwerung ihres Gewissens und als über eine Beförderung der Heuchelei und des Leichtsinns darüber beklagen, daß sich ihnen nun Theilnehmer bei ihrer Abendmahlsfeier aufdringen dürften, von denen sie bestimmt wüßten, sie wären in den unterscheidenden Puncten nicht einerlei Meinung? und indem so die freiern Gewissen von dem Zwange gelöst würden, in dem sie sich bisher befanden, würden nicht die ängstlichern dafür gebunden und gequält? Hierauf könnte geantwortet werden, daß diese Klage schwerlich entstehen würde. Die Maßregel ist in der That so gelinde, daß sie wenig Aufsehen erregen kann, da schon seit langer Zeit der Über-

tritt von einer Kirche zur andern, der sich doch gelegentlich ereignet, so ganz in der Stille ohne alle Förmlichkeiten geschieht, und ohne alle Beweise, daß dem, der ihn gewünscht, irgend eine strenge dogmatische Rechenschaft wäre abgenommen worden, so daß man mehr oder weniger schon gewohnt ist, dies mit Stillschweigen zu übergehen. Man könnte auch sagen; je mehr es wahrer Ernst wäre mit der Religiosität, um desto weniger würde diese Klage entstehen, und jeder sich vielmehr freuen Theilnehmer bei seinen Erbauungen zu sehen, die sich sonst nicht eingefunden, weil daraus entweder unmittelbar eine religiöse Absicht hervorgeht, oder wenigstens eine unpartheiische und herzliche Werthschätzung soll angedeutet werden. Die Hauptsache aber ist, daß jede Klage dieser Art theils als ganz grundlos könnte abgewiesen werden, theils deutlich gezeigt, daß sie in dem alten Zustande der Dinge nicht minder statt gefunden habe. Geht die Klage überhaupt darauf, daß Christen von einer anerkannt verschiedenen Religionsmeinung die Gemeinschaft der Sacramente theilen: so ist ja dies seit langer Zeit überall der Fall gewesen. Soll der eigene Glaube eines jeden der Maßstab der Verschiedenheit seyn, so müßte überhaupt das Abendmahl aufhören als eine ge-

meinschaftliche Religionshandlung vollzogen zu werden, wenn diese Verschiedenheit nicht Statt finden sollte. Soll sie nach den anerkannten symbolischen Schriften einer jeden Confession abgemessen werden: so ist ja lautes Eingestehen der bedeutendsten Abweichungen von denselben schon längst eine gewöhnliche Sache bei Laien sowohl als bei Geistlichen, und wer hieran Ärgerniß nehmen will bei der Gemeinschaft des Sacramentes, dem ist auch ohne alle Veränderung doch nicht zu helfen: Bezieht sich die Klage eigentlich nur auf die Abweichung der Vorstellung vom Abendmahl selbst: so hat es damit dieselbe Bewandniß. Niemals hat in einer protestantischen Kirche, ja man kann wohl sagen, in Einer Gemeine einer solchen Kirche Eine bestimmte allen gemeinschaftliche Meinung hierüber geherrscht. Von je her hat es in der lutherischen Kirche auf der einen Seite Vorstellungen gegeben, die sich den katholischen genähert, auf der andern solche, die das Übernatürliche mehr vermieden als der Lehrbegriff; eben so findet sich in der reformirten nicht nur die ursprüngliche Verschiedenheit des Kalvinischen und Zwinglischen Begriffs, sondern auch abgesehen hiervon denken einige weit mysteriöser über den Gegenstand als andere. Wollte man also auch die

Beschwerde noch weiter einschränken, und sie vornehmlich beziehen auf die Abweichung des Empfangenden von den Worten, mit denen der Austheilende das Sacrament ihm darreicht: so bleibt die Sache ganz die nemliche. Niemals ist ein Christ sicher gewesen, daß alle seine Mitcommunicanten diese Worte auf gleiche Weise verstanden oder Genüge daran gefunden haben. Ganz unstatthaft aber ist jede Klage dieser Art, in welchem Sinne man sie auch nehme." Wie widersinnig es ist das Abendmahl überhaupt als ein dogmatisches Abzeichen zu betrachten, als sollten nur die es zugleich und auf einerlei Weise genießen, welche im Lehrbegriff genau oder im Ganzen übereinstimmen, dies ist zu einleuchtend. Weder mit dem Begriff des Abendmahls hängt eine solche Forderung irgend zusammen, man denke es nun als moralisches Hülfsmittel oder als symbolische Handlung oder als beides; noch auch historisch ist die geringste Spur hiervon anzutreffen, bei der Einsetzung desselben oder seinem ersten Gebrauch in der Kirche. Noch besonders widersinnig aber wird sie, wenn sie nur gehen soll auf Übereinstimmung in der Meinung vom Abendmahl: denn so läßt sich der Forderung kein anderer Gedanke zum Grunde legen, als der, daß man zum Abendmahle ge-

he, um zu bezeugen, was man vom Abendmahl glaube; und eine handgreiflichere Ungereimtheit läßt sich wohl nicht denken als diese. Was weit vernünftiger und leichter zu entschuldigen wäre, nicht mit solchen zu communiciren, welche von den Absichten und Wirkungen des Abendmahls ganz abweichende vielleicht magische oder abergläubische Vorstellungen haben, das ist noch keinem eingefallen, sondern jeder hält es für genug, wenn die Gemeine im Ganzen und öffentlich erklärt, sie hege diese Vorstellungen nicht. Was endlich die Distributionsworte betrifft, so darf man sie ja nur, wie sie in beiden Confessionen gewöhnlich sind, grammatisch betrachten, um sich zu überzeugen, daß keine dadurch ihre unterscheidende Lehrmeinung vom Abendmahle bestimmt ausdrücken und abbilden wollte. Auch ist sowohl die Sache selbst als auch die kirchliche Lehrmeinung so vielfach und vielseitig, daß es thörigt wäre, sie in wenigen Worten darlegen zu wollen. Irrthümern hierüber vorzubeugen, und durch die That zu zeigen, wie die Distributionsworte eigentlich gemeint sind, dazu ist es eine gute und löbliche Vorbereitung, was hier und da, aber noch nicht häufig genug geschieht, daß die Prediger bei der Austheilung nicht nur von der buchstäblichen

Vorschrift der Liturgie abgehen, sondern sich auch überhaupt Abwechselungen erlauben; und am besten wäre es, wenn dies jedesmal rein biblische Worte wären (wobei natürlich die Auslegung des Übersetzers hinweggedacht würde), deren es ja genug giebt. Wenn also jede Klage über verletztes Gewissen von dieser Seite theils ganz unzulässig ist und dem rein christlichen Sinne zuwider, theils auch dem, der dies nicht einsehen wollte, gezeigt werden kann, daß die Veranlassung dazu nicht erst durch die vorseiende Veränderung gegeben wird, sondern längst da ist und auf keine Weise abgestellt werden kann: wie sollte sie wohl als ein Grund angenommen werden können gegen diese Veränderung.

Die Zeiten sind zwar nicht mehr, wo der Ausruf, daß die Religion in Gefahr sey, sogleich gehört wurde, wo es eigentlich nur auf die Vorzüge, Rechte und Einnahmen ihrer Diener ankam, und unter diesem Titel sollte eigentlich von solchen Kleinigkeiten nicht die Rede seyn. Ja überhaupt, wenn nur sonst die Heilsamkeit des gemachten Vorschlages dargethan wird, sollten die Prediger allgemein nicht gehört werden, wenn sie die Streitigkeiten und Verwirrungen, die daraus in ihren kleinen Angelegenheiten ent-

stehen könnten, als Hindernisse aufführen wollten. Sie sollten bedenken, daß sie um der Kirche willen da sind, und nicht die Kirche um ihrentwillen, und sollten daher die ersten seyn, wo sie Nutzen für die religiösen Angelegenheiten sehen, sich einzurichten und einen kleinen Verlust zu ertragen oder zu ersetzen, eine Tugend, die von jetzt an, wenn die Kirche in einen bessern Zustand kommen soll noch oft wird von ihnen gefordert werden. Indessen da nun einmal leider für viele unter ihnen Accidenzen und Existenz, Amtswürde und strenge Wahrnehmung ihrer Parochialrechte eins und dasselbe bedeutet: so kann es um des folgenden willen nützlich seyn gleich hier zu sehen, was denn aus der vorgeschlagenen Maßregel in dieser Hinsicht für sie folgen würde, und was für Besorgnisse sie mit Recht unterhalten könnten. Am leichtesten sind wohl die Reformirten abzufertigen, bei welchen die Stärke der Gemeine im Preußischen wenig oder gar kein ökonomisches Interesse hat. Sie also könnten nur von einem Interesse der Ehre oder des Sectengeistes in Bewegung gesetzt werden, wenn sie die etwa durch den so erleichterten Übergang zu befürchtende Verringerung der Zahl für etwas Wichtiges ansehen wollten. Der Fall, daß nun die entfernten Mitglieder ihre Kinder von Predi-

gern der andern Confession würden unterrichten und unter die vollgültigen erwachsenen Christen aufnehmen lassen), gehört eigentlich nicht hierher. Streng genommen, hat der Prediger in diesen Unterricht auch die Unterscheidungslehren eingeflochten, und haben die Katechumenen sie nach seiner Weise angenommen: so sind sie auch zu seiner Confession übergegangen, welches also durch die vorgeschlagene Maßregel nicht veranlaßt ist. Hat er jenen Unterricht übergangen, damit er gelegentlich von einem reformirten Prediger könne ersetzt werden, oder hat er ihnen selbst die Meinung dieser Kirche historisch vorgetragen, wie schon öfter im Nothfalle geschehen ist: so sind und bleiben sie reformirt, ohnerachtet seines Unterrichtes und ihrer Sacramentsbegehung mit seiner Gemeine, und so ist wiederum nichts verändert. Daß aber entfernte Mitglieder selbst sich nun auch zu dieser Feier mit einer Gemeine der andern Confession vereinigen werden, dieses sollte ihnen, wenn sie vernünftig sind, lieb seyn, hat aber der Sectengeist in ihnen die Oberhand, so müßten sie sich ja freuen, daß sie sich nun wenigstens damit trösten können, daß sie in Zukunft diese Thatsache nicht als eine Veränderung der Confession ansehen müssen wie jetzt, da doch die Fälle jetzt auch nicht selten sind.

Mögen sie übrigens fortfahren sich durch Einsicht und verständige Amtsführung auszuzeichnen, so ist zu vermuthen, daß ihnen der liberalere Stil, der im Kirchenwesen ihrer Confession herrscht, in der Nähe ersetzen wird, was sie in der Ferne verlieren. Die lutherischen Prediger könnten über zweierlei klagen, einmal, daß es allerlei Ursachen gäbe (wir wollen ununtersucht den Fall setzen, dergleichen wären wirklich vorhanden) weshalb nach einer solchen Erklärung mehrere Personen, nicht reformirt werden, denn davon ist ja nicht die Rede, sondern mit der reformirten Gemeine communiciren würden, und daß sie also auch mit der Anzahl der Mitglieder an ihren Einnahmen verlieren würden. Wie nichtig diese Klage ist, sieht jeder. Denn überall, wo ein reformirter Prediger ist, sind gewiß mehrere lutherische und so viel der Verfasser weiß, sind Taufe und Abendmahl überall freie Handlungen, bei denen niemand zwangsweise an einen bestimmten Prediger, nicht einmal an eine bestimmte Kirche gebunden ist. Haben sie also jetzt kein Recht sich zu beklagen, wenn ein Gemeinglied sich an einen andern Beichtvater wendet, oder seine Kinder von einem andern taufen läßt: worauf soll dieses Recht sich hernach gründen, wenn zufälli-

gerweise dieser Andere ein Reformirter ist? Ferner, hat jemand nur irgend wichtige Gründe sich lieber mit den Reformirten in Gemeinschaft zu setzen, so kann ja das auch jetzt keinem gewehrt werden. Wird nun wie bisher meistentheils geschehen, die Gemeinschaft der Sacramente als ein Übertritt zur Confession angesehen: so verlieren sie alsdann alle Ansprüche auf seine Person, und der Verlust ist weit größer. Ändert sich aber dieses Verhältniß, so bleibt auch, wer mit einer andern Gemeine communicirt, ihnen doch so weit verhaftet, als übrigens ihre Parochialrechte reichen, wenn er nicht eine ausdrückliche Erklärung hinzufügt, daß er jene Handlung als einen Übertritt ansehen wolle, und wer wird wohl das ohne die dringendsten Ursachen thun, und sich kleinlichen Urtheilen und unangenehmen Verhältnissen aussetzen? Sie könnten zweitens klagen, es würden nun über kirchliche Gebühren und Rechte eine Menge von Streitigkeiten entstehen, weil es in vielen Fällen schwer sein würde zu entscheiden, zu welcher Confession und Gemeine ein jeder gehört. Auch dies aber ist nur scheinbar. Im Preußischen findet durchaus in Absicht auf Parochialzwang der Unterschied Statt zwischen Eximirten und Nichteximirten, dessen Grenzen durch das Landrecht

und die Provinzial-Observanz genau bestimmt sind. Auf die ersteren hat keine Parochie bestimmte Ansprüche, und so kann auch kein Streit entstehen, weil ihr Wille allein entscheidet. Von den letztern gehört doch jeder zu der Zeit, wo die Veränderung proclamirt wird, zu irgend einer Confession; zu dieser wird er immerfort gerechnet, wo er auch das Abendmahl genieße, wenn er es nicht durch eine ausdrückliche Erklärung anders bestimmt. Ist aber die Confession eines jeden bestimmt, so ist auch seine Parochie leicht auszumitteln. Diejenigen, welche erst nach jener Erklärung unter die selbstständigen Christen aufgenommen werden, sind in der Regel zu der Confession der Gemeine zu rechnen, bei der dieses geschehen ist, und ihre Parochie wird ihnen bestimmt, wie es an jedem Orte üblich ist; es sei nun topographisch oder auf andere Art. So sind in allen Fällen Streitigkeiten nicht schwerer zu entscheiden als jetzt, in Zukunft aber, wenn durch Gewohnheit in Allem, was nur die Kirchengesellschaft betrifft, von Confession gar nicht mehr die Rede sein wird, sondern nur von Gemeinden und ihren auch ihrer Prediger Rechten, werden sich diese Streitigkeiten sogar sehr vereinfachen, weil dann nicht mehr zweierlei Gesetze und Statuten zwischen Predigern verschiede-

ner Confession und Predigern verschiedener Parochien können, wie jetzt nicht selten geschieht, durch Mißverstand und Verdrehung in Collision gesetzt werden. Den ganzen Gegenstand nach Maßgabe der Landes und Provinzialgesetze befriedigend auszuführen, und zu zeigen, daß es für diese Sache weder neuer Vorschriften noch einer Abolition der Alten bedürfen würde; dies wäre sehr leicht, wenn es nur hierher gehörig und nicht allzugeringfügig wäre. Es reicht aber hin, denen, welche dabei interessirt sind, den Gesichtspunct angegeben zu haben, um vorläufig unangenehme Einreden dieser Art zum Schweigen zu bringen. *)

*) Wenn übrigens ein eben so verehrungswürdiger als angesehener Kirchenlehrer, Hr. Teller, in seinen Zeichen der Zeit die Meinung äussert, daß eine Zusammenschmelzung beider Kirchen die Ausbrüche kleinlicher Leidenschaften nur vermehren könnte: so begreift wenigstens der Verfasser nicht, wie dies bei einer solchen Ausführung der Sache erfolgen sollte. Die Partheisucht bezieht sich bloß auf den Unterschied der Confessionen, welcher für das gewöhnliche Leben auf dem angezeigten Wege allmählig verschwindet. Auch der Eigennutz regt sich öfter bei den Grenzstreitigkeiten der Confessionen als bei denen der Parochien. Nun aber würden

Weiter wird nun durch die vorgeschlagene Maßregel der Staat zunächst in Absicht auf Schul- und Academische Lehrstellen allen Beschränkungen, welche aus der Nachfrage nach der Confession entstehen, auf einmal enthoben, ohne daß dadurch irgend ein Recht oder Statut verletzt würde. Wo nehmlich bisher eine Schulanstalt ausschließend dieser oder jener Confession angehörte war damit immer die Verbindung mit irgend einer bestimmten Kirche oder Gemeine verknüpft, und dabei hat es nun sein Bewenden nach wie vor; nur daß der Staat nach jener Erklärung sich lediglich an den lezten Gesichtspunct hält, daß nemlich die Anstalt bei dieser Kirche, welche den Ritus der Augsburgischen oder der Helvetischen Confession beobachtet, eingepfarrt ist. So gilt z. B. das Berlinische Cöll-

---

durch unsere Maßregeln alle Streitigkeiten über dergleichen Gegenstände nach und nach in solche von der letzten Art verwandelt. Offenbar würde so viel gewonnen, daß eine Art aufhörte, und zwar die wobei sich der Eigennuz auf scheinbar geistige Gegenstände bezieht, und schon dies scheint kein kleiner Gewinn. Doch vielleicht hat der würdige Mann etwas anderes nicht hierher Gehöriges im Sinne gehabt.

nische Gymnasium für lutherisch und hält sich an die Kirche zum grauen Kloster, das Joachimthalsche Gymnasium gilt für reformirt und hält sich zur Domkirche. Wer nun ein Amt erhält bei einer dieser Anstalten oder ein Beneficiarius derselben wird, braucht nach seinen Lehrmeinungen nicht gefragt zu werden, wird sich aber, da dies für keine Verleugnung oder Veränderung seiner Überzeugungen gilt, sehr leicht dazu verstehen, sich mit dieser Anstalt, welche als eine Familie anzusehen ist, zu ihren öffentlichen Andachten zu vereinigen. Hierdurch würde allen Ansprüchen genügt, und selbst die Manen solcher Fundatoren wie Streit würden unbedenklich die Ketzerklage gegen denjenigen abweisen, der ja in der Kirche communicirte, zu welcher von jeher die Anstalt gehörte, an die sie ihre Wohlthaten geknüpft haben, und die ja ihre Confession nicht geändert hat. Dasselbe findet leichte Anwendung auf akademische Beneficien, welche von einer geistlichen Behörde oder Kirche abhängen, und bei denen Gleichheit der Confession gefordert wird. Niemand wird einen heimlichen Schimpf darauf legen, daß in solchem Falle jemand etwas aus Eigennutz thue, denn selbsteingestandner und öffentlich anerkanntermaßen thut er ja eigentlich nichts. Eben das gilt auch von Akademien, auf

welche lächerlicherweise im Ganzen angewendet wird, was höchstens eine Facultät interessiren kann. Nur noch kürzlich ist irgendwo ernsthaft angefragt worden, ob ein Lehrer der Arzneikunst anderer Confession seyn dürfe, als die, welcher die Universität zugeschrieben wird. Jede Universität hat ihre eigne Kirche oder an einer bestimmten Kirche ihren eignen Prediger; mögen doch alle Lehrer, wie sie ein Korpus ausmachen, auch dort mit einander den Gottesdienst abwarten, und weiter nicht als in sofern nach ihrer Confession gefragt werden. Dies gilt selbst von den mehresten theologischen Lehrstühlen. Der Lehrer der Kirchengeschichte muß den Thatsachen treu bleiben, und wäre ein schlechter Lehrer, wenn er sie zum Behuf irgend einer Confession entstellte. Hat man also nur gehörig untersucht, ob er ein ächter Historiker ist und ein tüchtiger Lehrer: so wird die Frage nach seinen eignen Meinungen sehr überflüßig. Dasselbe gilt von dem Lehrer der Schriftauslegung, der ohnedies weder die Schrift drehen, noch den eignen Geist der Zuhörer dämpfen soll, und besonders bei streitigen Beweisstellen die Pflicht hat, die wichtigsten verschiedenen Ansichten mit ihren Gründen anzuführen, über welche dann seine eigne Meinung keine weitere Autorität hat, als seine Zu-

hörer ihr einräumen. Nur der einzige Lehrer der Dogmatik muß sich, weil auf ihm eben dieser ganze Unterschied als auf seinem einzigen Grundpfeiler beruht, zu einer bestimmten Confession bekennen, eben um zu beweisen, daß es auf eine Vertilgung dieses Unterschiedes nicht abgesehen ist mit jener practischen Maßregel *). Eine Verschmelzung hierin müßte die allerletzte seyn, und würde allerdings als eine Beeinträchtigung angesehen werden können, so lange es noch Christen giebt, welche aus irgend einem Grunde auf diese dogmatischen Unterschiede einen Werth legen, auch mißlich seyn, so lange die Verhältnisse mit der protestantischen Kirche überhaupt erfordern, daß von beiderlei Confessionen die Rede seyn muß. Wie leicht aber wäre es nun nicht auf jeder Universität des Landes einen Lehrstuhl für die Augsburgische und einen für die Siegismundische Confession anzulegen, und so allen kleinlichen Zänkereien über den akademischen Besitz ein Ende zu machen.

---

*) Welches jedoch nicht hindern dürfte, daß er mit den übrigen das Sacrament genösse als Lehrer; wenn er es auch zu einer andern Zeit als Familienvater in einer andern Kirche begehe.

Die wichtigste und entscheidendste Folge aber aus der ursprünglichen Veränderung würde diese seyn, daß wenn es für die Laien keine Veränderung des Glaubens ist, von einem Ritus zum andern überzugehen, und wenn Laien bei Predigern und unter Gemeinen der andern Confession das Sacrament begehen dürfen, dasselbe auch in Absicht der Prediger Statt finden müsse, so daß also der Staat oder wer sonst ein Recht hat, einen Prediger zu berufen, nicht mehr nöthig haben wird zu fragen, welchem Ritus er bisher mit seinem Amte gedient habe, oder welcher Confession er mit seinen Meinungen zugethan sey, sondern es muß in allen Fällen erlaubt seyn, Prediger von lutherischen zu reformirten Kirchen zu berufen und umgekehrt, und so auch Candidaten des Predigtamts nach Gefallen anzustellen, ohne Untersuchung bei dem Lehrer welcher Confession sie ihre Dogmatik gehört haben. Nur diese Anwendung ist der entscheidende Schritt, wodurch die Idee vollständig realisirt, und das Wesentliche derselben allen Interessenten zur Anschauung gebracht wird. Ohne ihn erscheint das ganze Erlaubnißgesetz dem großen Haufen nur in zweifelhafter Moralität, wie alle jene Handlungen, welche man zwar andern

für erlaubt, den Predigern aber für unschicklich hält. „Ohne ihn wird die Absonderung nie so ganz verwischt, daß man sicher seyn könnte, auch in andern Fällen werde wirklich, wie es gefordert wird," gar nicht nach der Confession gefragt werden; ohne ihn wird es nie dahin gedeihen, daß wie in der Brüdergemeine die beiden Lehrtropen nur zur Nachfrage für die äußere Kirche da sind, innerhalb aber von dem ganzen Unterschiede keine Notiz genommen wird; und genau dahin muß es doch mit jedem Staat kommen, der seine protestantischen Kirchen nach dieser Idee organisirt. Desto sorgfältiger müssen die Einwendungen beleuchtet werden, welche sich hiegegen machen ließen. Das Vorgeben, daß auch dieses nicht ohne Beschwerden der Gewissen abgehe wegen Verschiedenheit der Meinungen des Predigers und der Majorität seiner Gemeine dieses sollte billig nach dem obengesagten nicht wiederholt werden. Es läßt sich von dort her alles auch auf diesen Fall anwenden, sowohl von der Unstatthaftigkeit der Klage, als von ihrer gänzlichen Unabwendbarkeit auch ohne diese Veränderung. Ja hier denke nur jeder vorzüglich daran, wie sehr Lehrer derselben Confession unter einander uneins sind über die wichtigsten Glau-

bensartikel *) und wie wenig eine Gemeine sicher war, einen solchen zu erhalten, der auch nur in den Hauptsachen mit ihrer Majorität übereinstimmte. Hier lege sich jeder, um die Anmaßung einzusehen, welche in jener Beschwerde liegt, die Frage vor, ob denn der Prediger in so fern überhaupt Glaubenslehren für den öffentlichen Unterricht gehören, die Gemeine nur an dasjenige erinnern soll, was sie schon bei sich festgestellt hat, oder ob ihm zukommt, sie zu belehren? Das einzige, was dieser Fall in Hinsicht der Gewissensverhältnisse eigenthümliches hat, wäre nur daß wenn ein seiner eignen Überzeugung und seiner bisherigen Praxis nach reformirter Prediger eine lutherische Gemeine mit dem Sakrament bedienen sollte, er dabei dem gewöhnlichen Ritus

---

*) Die Lehre von der Gnadenwahl ist allerdings eine wichtige Lehre in Absicht auf ihren practischen Einfluß: gewiß aber wird die fatalistische Vorstellungsart davon unter Deutschen Reformirten sehr selten gefunden, und ist namentlich in der Brandenburgischen Kirche niemals symbolisch geworden. Auch haben wir an der katholischen Kirche das Beispiel, daß als dieser Gegenstand den heftigsten Zwiespalt veranlaßte, die Kirchengemeinschaft doch nie ganz aufgehoben ward.

nach Worte aussprechen müßte, welche für ihn buchstäblich nicht wahr sind. Das beste dabei ist nur, daß er sich mit seiner ganzen Gemeine, so ächt lutherisch sie auch seyn möge, in demselben Falle befindet: denn es ist wohl keinem buchstäblich wahr, daß das dargereichte Brodt der wahre Leib Christi sey. Müssen aber die Ausdrücke uneigentlich genommen werden, so ist auch ihre Unbestimmtheit zugegeben, und daß niemals vorausgesezt werden kann, der Redende und Anhörende verbänden genau denselben Sinn damit. Auch handelt ja jeder der wahren Absicht dieser Feier um so mehr zuwider, als er sich dabei mit dogmatischen Vorstellungen beschäftigt. Um denjenigen, welchen diese Ansicht nicht klar genug ist, die Erlaubtheit der Sache recht anschaulich zu machen, ist es eine sehr gute Vorbereitung, daß doch schon bisweilen Prediger auch in Darreichung der Sakramente die Stelle ihres Collegen von der andern Confession vertreten, und Jeden dabei ganz nach der ihm gewohnten Weise bedient haben. Nur ein Beispiel ist dem Verfasser bekannt worden, wo diese Stellvertretung ordentlich gesetzlich ist, nemlich in dem großen Krankenhause zu Berlin, wo durch ein förmliches Statut gleichsam der Confessionsunterschied der Prediger für ihre Amtsverwaltung aufgeho-

ben ist, indem sie von Woche zu Woche abwechselnd alle Geschäfte, also auch die Krankencommunionen verrichten, eine Einrichtung, welche sowohl dem Präsidenten des Consistorii und Armendirectorii, welcher sie in Vorschlag brachte, als auch den Behörden, welche sie bereitwillig sanctionirten *), zum Ruhme gereicht. Hier also und überall, wo in einzelnen Fällen ähnliches aus brüderlicher Dienstfertigkeit geschehen ist, haben Prediger der einen Confession die Distributionsworte der andern gebraucht: ja wo Prediger kleinlich genug dachten, bei solchen Gelegenheiten auf ihren eignen Ritus zu bestehen, sind auch schon die Individuen so vernünftig gewesen das Abendmahl von dem Prediger der andern Confession nach seinem Ritus zu empfangen. Ist nun in irgend einem von diesen Fällen von einem beschwerten und verletzten Gewissen zu reden? Will man etwa sagen, was als ein Werk der Noth erlaubt sey, dürfe doch nicht allgemein gelten?

*) Diese machten den Vorbehalt, wenn ein Kranker ausdrücklich den Prediger seiner Confession verlange, müsse ihm dieses frei stehen. Es wäre interessant zu wissen, ob hiervon häufig ist Gebrauch gemacht worden, und von welcher Confession am meisten.

Wo ist denn jemals eine Noth beim Empfang der Sakramente? Und giebt es auch andere Noth-Gewissensverletzungen eben wie es Nothlügen geben soll. Jeder sieht, wie ungereimt dieses wäre, und wie also von den Behörden, welche dieses Abstrahiren von der Confession für einen Fall sanctionirten, auch gleiche Bereitwilligkeit für den Vorschlag im Ganzen zu erwarten ist. Wenn auf ähnliche Art auch bei öffentlichen Communionen in Simultan-Kirchen die Prediger beider Confessionen einander gegenseitig assistirten, wozu der Verfasser schon öfter die Hände geboten hat, und der lutherische Prediger, anstatt sich eines andern Beichtvaters zu bedienen, das Abendmahl bei einer solchen Gelegenheit aus den Händen seines reformirten Collegen empfinge, wovon es vielleicht auch schon Beispiele giebt; dieses wäre gewiß eine sehr wirksame Vorbereitung.

Bedeutender könnte man es finden, daß reformirte Prediger größtentheils wenig Lust bezeugen würden, Gemeinen mit lutherischen Gebräuchen anzuhören, wegen allerlei für sie aus Ungewohnheit unangenehme Gegenstände, wegen des Beichtgeldes zum Beispiel, wegen der größern Strenge in Einforderung der Gebühren, von

der sie doch, wenn auch ihre Existenz nicht dadurch gefährdet würde, schon der Collegen und Nachfolger willen keine bedeutende Ausnahme machen dürften. Allein anfänglich würden gewiß solche Veränderungen nur Männer betreffen denen es mit der Sache recht Ernst wäre und diese würden auch hier den rechten Ausweg zu finden wissen. Solche Beispiele aber würden nach und nach am besten bewirken, daß diesen Dingen theils eine andere Form gegeben würde, welches sich mit dem nicht ganz unverdienterweise verhaßten und verdächtigen Beichtgelde gewiß überall thun ließe, theils, daß sie in einen etwas liberalern Styl als leider gewöhnlich ist behandelt würden.

Andere Bedenklichkeiten ließen sich erheben von Seiten der Ausführbarkeit der Sache. Denn alles was jetzt ordentlich ist scheint in Verwirrung zu gerathen, alles was fest steht, in einen unaufhörlichen Fluß zu kommen. Man richte indeß nur einige Augenblicke lang die Aufmerksamkeit fest auf diese scheinbare Verwirrung, so wird sich wohl alles lösen, und die stufenweise Realisirung des Entwurfs sich bestimmt aufzeigen lassen. Die größte Frage, die noch zu beantworten wäre, wird diese seyn: wenn Predi-

ger und Gemeinglieder sich zwischen Kirchen verschiedener Confessionen ungehindert hin und her bewegen, was soll werden aus der Organisation der kirchlichen Oberaufsicht und Oekonomie, die sich doch lediglich auf die Confession bezieht? wie soll in allen diesen Hinsichten das Mein und Dein richtig auseinander gehalten werden? Die Schwierigkeit scheint nicht gering, näher betrachtet aber wird es der bis jetzt verfolgten Idee zum Vorzug gereichen, daß sie auch hier ohne Anfangs einen auffallenden Schritt zu thun oder zuletzt einen Sprung übrig zu behalten, allmählig und sicher zum Ziele gelangt. Fest stehen doch die Gemeinen und der Ritus welcher zur Zeit der ersten Erklärung in jeder beobachtet wurde; letzterer freylich mit dem auch jetzt schon bestehenden Vorbehalt in einzelnen Stücken mit Vergunst der Behörde und Zustimmung der Gemeine verbessert zu werden, welcher Vorbehalt jedoch im Wesentlichen der Sache nichts ändert. Fest stehen auch die beiden Oberaufsichtführenden Zweige des geistlichen Departements mit den ihnen untergeordneten Collegien, behalten auch den Namen von der Confession, behalten unter ihrer Aufsicht alle die, auch nach der Confession genannten Gemeinen, welche itzt eben unter ihrer Aufsicht stehn: betrachten sich aber gegensei-

tig nur als Lokalabtheilungen derselben Verwaltung, auf welche Weise alles in guter Ordnung erhalten zu werden scheint. Das Kirchen-Directorium prüfe ferner die Candidaten, welche bei dem Lehrer der helvetischen Confession gehört haben, und das Consistorium jeder Provinz die Zuhörer des augsburgischen. Wird aber ein von einer Behörde geprüfter Candidat oder Prediger an eine Gemeine berufen, die unter Aufsicht der andern steht: so ehrt jede die Prüfung der andern, eben so wie es jetzt zwischen Consistorien verschiedener Provinzen gehalten wird. Die Fonds welche einer jeden dieser Behörden angewiesen sind bleiben ihr und werden in dem Sprengel verwendet, den sie zu leiten hat. Dasselbe gilt von den Wittwenkassen, so daß zum Beispiel auf die sehr wohleingerichtete sogenannte Churmärkische sich aber viel weiter erstreckende Wittwenkasse der Reformirten nur Prediger und Schullehrer derjenigen Gemeinen Anspruch zu machen hätten, welche jetzt dahin gehören.*)

---

*) Diese Kasse ist indeß sehr geeignet sich noch zu erweitern und könnte es nach einer solchen Veränderung allmählig thun ohne buchstäblich ihre Grenzen

Eben so die leider noch nicht überall bestehenden Inspections-Wittwenkassen der Lutherischen. Gesetze wie es gehalten wird wenn ein Mitglied aus den Grenzen einer Anstalt sich entfernt muß es ja ohnedies schon überall geben.

Die Stiftung für die reisenden königlichen Candidaten bliebe dem Kirchendirectorium zur Verwaltung, die für das philologische Seminarium dem Ober-Schulkollegio, und so fort, nur daß bei dem Bewerben nie mehr nach der Confession gefragt würde, wenn sie sich nur zu der Kirche halten an welche die Anstalt gewiesen ist. Auf diese Art scheint die so erweiterte Anstellung und

---

zen zu erweitern; denn gesetzt es bildeten sich jetzt innerhalb dieser Grenzen neue reformirte Gemeinen: so würde ihren Predigern nicht die Theilnahme versagt werden. Dasselbe fände in unserm Fall auch auf die Lutherischen Anwendung von denen die, welche noch keine ähnliche Einrichtung unter sich haben, nach und nach mit Vorsicht könnten aufgenommen werden. Dies würde auch gewiß eingerichtet werden wenn diese als sehr vorzüglich nicht genug bekannte Anstalt fortfährt wie bisher von wohldenkenden Männern weislich verwaltet zu werden.

Versetzung der Prediger sehr ausführbar und keinesweges Ordnung störend zu seyn. Gewiß wird sie auch in jedem Staat, welcher nur erst jene Erklärung von sich gegeben, mehr und mehr zur Ausführung kommen; da ja fast überall die Regierung selbst das Patronatrecht zum größten Theil fast ausübt und es gewiß auch unter den Ständen nicht an vernünftigen Patronen fehlen wird welche diese Idee begünstigen. Die Städte werden dabei aus begreiflichen Ursachen wohl die letzten seyn, so lange der Unterschied noch sehr leicht zu entdecken ist. Nur müßte allerdings anfangs mit behutsamer Weisheit verfahren werden, damit man nicht unbedeutsamen Gemeinden, welche noch an einem dogmatischen Starrsinn leiden einen Prediger aus der andern Confession aufdringen wolle. Sehr zuträglich würde es auch unstreitig seyn die ersten noch einiges Aufsehn erregenden Beispiele solcher Amtsveränderungen so zu wählen, daß notorisch das vermehrte Gehalt nicht könne für den Bewegungsgrund angesehen werden, und also von einem Einfluß des Eigennutzes nicht die Rede seyn.

Sind nun solche Ereignisse schon gewöhnlich geworden, und hat man, wie sich von selbst versteht, auch bei Besetzung der Stellen in den auf-

sichtführenden Behörden (wobei jedoch ebenfalls vorausgesetzt wird, daß sie sich entweder gemeinschaftlich oder jeder besonders in dieser Qualität zu einer von den Kirchen halten, die ihrer Aufsicht untergeben sind) nicht mehr nach der Confession gefragt: so wird freilich in der Folge eine Zeit eintreten, wo die Vertheilung der kirchlichen Verwaltung unter diese verschiedenen Behörden wunderlich erscheinen wird, wie alle Einrichtungen aus vorigen Zeiten, die ihren Grund und Nutzen überlebt haben. Gegen diese Zeit aber wird sich auch von selbst eine nähere Correspondenz zwischen ihnen eröffnen, zuerst um die schon längst unzweckmäßige Absonderung der Inspectionen beider Kirchen allmählich umzuschaffen, dann auch um einzelne Prediger oder Schulstellen entweder einzuziehn *) oder mit einem der andern Behörde untergebenen Amt zu verbinden, oder durch gegenseitig eingreifende Geschäfts-

*) Bei den Verbesserungsplanen des Landschulwesens ist das Chur-Märkische Consistorium schon hier mit löblichen Beispielen vorangegangen um Einziehung von schlecht besoldeten Lutherischen Schulstellen vorzuschlagen, an Orten wo es eine besser dotirte reformirte giebt.

erweiterung nützlicher zu machen; welcherlei Veränderungen, bei Vakanzen ausgeführt, sehr leicht auch in Hinsicht auf das ökonomische zu reguliren wären. Hernach vielleicht auch um unter sich eine bessere Geschäftsvertheilung zu ordnen indem sie sich entweder auf bequemere Weise geographisch begrenzten, oder sich verschiedene Zweige des gemeinschaftlichen Geschäfts aneigneten, bis sie zuletzt vielleicht auf Veranlassung der Regierung gänzlich zusammenschmelzen, welches nach solcher Vorarbeit nicht auffallender sein könnte, als jetzt etwa wenn bei Veränderungen in den Ressorts einer Provinz die Consistorial-Functionen, wie doch die Absicht zu sein scheint, von den Justiz-Collegien auf die Kammern übergetragen würden. Dieses nun wäre die letzte Vollendung des ganzen Geschäftes; doch möchte schon geraume Zeit vorher schwerlich noch irgend einer von den mit der gegenwärtigen Verfassung verbundenen Nachtheilen sich aufzeigen lassen. Wie auf solche Art nicht nur diese Veranlassung zu religiösen und moralischen Mißverständnissen aus dem Wege geräumt wird, und der Verschwendung der Staatskräfte und der zwecklosen Beschränkung in der Disposition derselben abgeholfen, ist wohl hinlänglich angedeutet. Eben so leicht aber kann

Jeder einsehn wie sich aus der neuen Ordnung der Dinge, den guten Willen der Vorgesetzten überall vorausgesetzt, vielerlei Vortheile von selbst entwickeln und diese Vereinigung auf mannigfaltige Art Allem, was zu einer wesentlichen Verbesserung des Kirchen und Schulwesens gehört hülfreiche Hand bieten würde.

II.

Über die Mittel,

dem

Verfall der Religion

vorzubeugen.

II.

Über die Mittel, dem Verfall der Religion vorzubeugen.

Allgemein hört man die Bemerkung, die Religion sey im Verfall. Bemerkung, sage ich, weil sie von sehr vielen mit einer Gleichgültigkeit ausgesprochen wird, wie etwa vom Barometerstande nur derjenige redet, der bei der Witterung auch nicht einmal das Interesse eines Spaziergangs hat. In welcher Gleichgültigkeit denn andere, welche die Sache als Klage vortragen, den besten Beweis finden, wie gegründet sie sey. Dennoch steht es dahin, ob nicht vielen von den wirklich Klagenden an der Religion und dem bessern Zustande derselben an und für sich eben so wenig gelegen ist als Jenen. Auf jeden Fall wenigstens wird es gut seyn, die Personen, von welchen, und die Gründe, aus welchen geklagt wird, gleich anfänglich zu unterscheiden, weil jeder einen andern Zweck vor Augen habend auch andere Hülfsmittel fordert, damit niemand sich täusche über das was hier zu suchen ist.

Zuerst klagen die Geistlichen. Nicht so laut und dringend als ihnen eigentlich ums Herz ist, weil sie doch leider wissen, daß wenig auf sie

gehört wird, vielleicht auch zurückgehalten von einem beschämenden Bewußtseyn der Verworrenheit ihrer Motive. Keinesweges soll hierdurch geläugnet werden, daß nicht die besseren unter ihnen wirklich in ihrer Qualität als Bürger und Weltbürger nicht nur, sondern auch als fromme Männer klagen, aber bei weitem die mehrsten thun es doch gerade nur als Geistliche, als Mitglieder eines Standes, für den die Religiosität der Gesellschaft den Gewerbsgegenstand ausmacht. Was diese eigentlich drückt, ist das Gefühl von dem verringerten Einfluß ihres Standes, die Erfahrung, daß die öffentlichen Ausstellungen der Religion bei weitem nicht mehr das ehemalige Interesse erregen, sondern fast unbemerkt vorübergehn, daß ihr besonderer Dienst nicht mehr so häufig gefordert, und wo er gar nicht zu umgehen ist, nicht mehr so feierlich abgewartet wird. Der Kundige erkennt den Vogel leicht am Gesang. Für die Betrachtung, daß der Verlust an wahrer Religiosität doch nicht so groß sey als er scheine, weil ehedem gar vieles dafür gehalten worden, was nur Gewohnheit oder Aberglaube war, und es auch jetzt viel Frömmigkeit gebe, die aus manchen Gründen nur nicht eben so erscheine wie ehedem, dafür haben sie keinen Sinn; und so oft, von wem und

aus welchem Gesichtspunkt es auch geschehe, gefragt wird, wie doch dem Übel des Religionsverfalls abzuhelfen sey, schärfen sie offenherzig genug das ein, was ihnen eigentlich Zweck ist, und meinen, wenn man nur den Geistlichen zu ihrem alten Ansehn wieder verhelfe und äußere Ehrerbietung für das Religionswesen auf jede Weise herzustellen suche, so werde sich das Übrige nach und nach von selbst finden. Von solchen verkehrten Rathschlägen kann hier nicht die Rede seyn. Einen Schein veranstalten, damit ein anderer Schein daraus entstehe, das ist ein eitles Tichten, aus dem nichts hervorgehen kann, das im Geist und in der Wahrheit bestehe. Religion ist eine Gesinnung, und hat nur als solche einen Werth. Kann sie mehr belebt und verbreitet werden, und es ist wichtig daß dies geschehe, so wird von selbst in dem Maaße, als es geschieht, auch der äußere Zustand derer, welche das meiste dazu beitragen, in sein gehöriges Verhältniß kommen. Diese Veränderung kann nur Folge jener Verbesserung seyn, nicht Mittel dazu. Kann es aber nicht geschehen, wozu sollte man wohl den geistlichen Stand und das äußere Religionswesen gleichsam zwangsweise aufrechthalten? So mancher Stand hat das Schicksal, daß seine Zeit vorübergeht, mag denn auch dieser es

gelassen erwarten und geduldig ertragen. Aber auch vortreffliche Männer aus seiner Mitte, die niemand mit jenem großen Haufen verwechseln wird, sondern die ihrer Talente sowohl als ihrer Gesinnung wegen einer allgemeinen Achtung genießen, haben dennoch einen gewissen äußern Glanz, mit dem der Stand der Religionslehrer bekleidet würde, als ein nebenbei zu gebrauchendes nicht undienliches Mittel gegen das große Übel in Vorschlag gebracht. Ist dies eine Spur von dem Einfluß, den der Geist einer geschlossenen Gemeinheit auch auf die trefflichsten Mitglieder äußert? ist es eine Wirkung der wiederholten Klagen jener Leute, und der nähern Kenntniß von dem traurigen herabgewürdigten Zustande, in dem sich viele unter ihnen befinden? Ich weiß es nicht. Gefährlich aber scheint jedes Mittel zu seyn, welches, wenn auch nur durch entfernte Hoffnungen noch mehrere Menschen von der Art, die eigentlich lieber jeden andern Stand wählen sollten, zu diesem anlocken könnte. Wie anders soll man auf den ganzen Stand einen gewissen Glanz verbreiten, als dadurch, daß einige ausgezeichnete Mitglieder desselben einer Würde genössen, die der der höhern Staatsdiener einigermaßen gleich käme? Man sehe aber nur, wie es da um die Geistlichkeit im

Ganzen steht, wo es eine hohe giebt und eine niedere. Jene besteht dann sehr bald fast nur aus solchen, die sich weder um die Tugenden noch um die Pflichten ihres Standes bekümmern und diese ist nur um so mehr herabgewürdigt, weil sie, im Vergleich mit jenen, der Menge, die der äußere Glanz blendet, als der Auswurf ihres Standes erscheint. England und Schweden sollten für jedes protestantische Land warnende Beispiele seyn.

Ferner klagen über den Verfall der Religion auch die Weltleute, ohne alles unmittelbare eigene Interesse, nicht in Beziehung auf sich selbst und ihres Gleichen, sondern auf die niedern Volksklassen. Ein grader Sinn kann ihre Beschwerden weder theilen noch ihnen rathen, ja es wird ihm schwer sie auch nur aufzufassen, weil dabei durchaus ein krummer Sinn zum Grunde liegt. Sie haben eine gewisse Erinnerung, daß ehedem als noch mehr äußere Religiosität unter dem Volke herrschte auch manches andere noch anders war und ihnen besser gefiel. Das Volk lebte eingezogener und ehrbarer, es arbeitete wohlfeiler und unermüdeter, es zeigte sich unterwürfiger, und erlaubte sich weder viele Urtheile, noch viele Bestrebungen es besser zu haben. Diese herrlichen Eigenschaften sind

mit der Religiosität verschwunden und würden also auch wohl vielleicht mit ihr zurückkehren. Gewiß wird es den Menschen in dem Maaß als sie religiös sind auch an allen Tugenden ihrer Verhältnisse nicht fehlen; aber bei jenen Wünschen vermischen sich mit den Tugenden so manche bequeme sonst aber gar nicht unbedingt gute Eigenschaften, von denen wir nicht hoffen wollen, daß die christliche Frömmigkeit sie immer hervorbringen werd.. Überhaupt was erwarten eigentlich diese Menschenfreunde von der Religion, und warum? Es ist schwer ihre wunderbare glatte vielfarbige Weisheit festzuhalten und ein bestimmtes Bild von ihr abzunehmen, diese Weisheit der Welt die anderswo nur für Thorheit gilt. Der Furcht vor der gesetzlichen Strafe trauen sie nicht Kraft genug zu, um die Menschen zu regieren und im Zaum zu halten. Mit Recht, weil die Strafe nicht jede Handlung treffen kann. Dem Himmel sey Dank auch daß es so ist: denn wer möchte begehren zu leben, wenn wir in allem gutem was geschieht, und in allem Bösen was unterbleibt nur den traurigen Widerschein der Furcht sehen müßten! Aber sie trauen auch dem Gewissen als Gesinnung nicht Kraft genug zu gegen die mancherlei Lust welche das Böse darbietet, und suchen also nach irgend

einer andern innern verborgenen Gewalt um jene zu unterstützen. Ob diese Kraft selbst auch eine Gesinnung ist, oder sonst etwas gilt ihnen gleich. Vielmehr müßte das leztere ihnen lieber seyn, weil sie doch einmal den Gesinnungen nicht recht trauen; wenigstens nicht für Menschen die so tief unter der Höhe ihrer Bildung und ihrer Grundsätze stehen. Mag es immer eine andere höhere alle Sinnenlust überwiegende Furcht sein, die vom Bösen zurückzieht, oder auch eine besondere durch einen Gegenreiz zum Guten, sei es auch unangenehm hinziehende Lust; kurz wenn es nur zieht, und dem Menschen nur beständig beiwohnt, nicht so unstätt wie die Furcht vor der bürgerlichen Strafe. So etwas nun glauben sie in der Religion gefunden zu haben, daher gilt ihnen auch Art und Reinheit derselben gleich, wenn nur jene bewegende Kraft da ist, die sie brauchen. Und zu dem steht das Christenthum in einem so guten Ruf, daß es die Menschen dehmüthig macht und duldsam, daß es die Begierde mäßigt nach jedem Besiz, und die Leiden und Unbequemlichkeiten des Lebens, woher sie auch rühren, als etwas heilsames oder wenigstens unbedeutendes vorstellt. Doch wir wollen nicht tiefer in ihre Geheimnisse eindringen. Aber dies sind die Ursachen, warum sie wünschen,

daß man die Menschen in großen Schaaren doch wieder hineinlocken könnte in die Kirchen. Man spare doch nichts um es ihnen recht lieblich zu machen! man verscheuche doch die alte Trockenheit und Langeweile, die so lange dort geherrscht hat. Sollte es auch einigen Aufwand kosten, man bringe nur Lebhaftigkeit hinein, Glanz, allerlei was den Sinnen schmeichelt. Ja wenn es nur möglich wäre, eine Verabredung hervorzubringen, in der Stille damit nicht einige Wenige für Sonderlinge gelten, und wohl gar andere ihres Gleichen sich über die Absicht täuschen. — Wenn dies nur möglich wäre, wollten sie sich gern selbst hergeben um bisweilen die Kirchen zu schmücken mit ihren Kreuzen und Bändern und dem übrigen Glanze des Reichthums und der Würde, und sich freuen zu hören, wie unter solcher Herrlichkeit und Pracht dem Volk jetzt der Ysop der Furcht vor den ewigen Strafen dargereicht würde, jetzt auch wieder zur Abwechselung das Manna der ewigen Hoffnung. Doch es ekelt die Verkehrtheit weiter auszumahlen. Vor allen Dingen wollen wir eilen ihnen jene Aufopferung mit dem Beyspiel zu erlassen. Klagen sie doch selbst genug, der gemeine Mann schöpfe immer argwöhnisch Verdacht, wo sie sich ihm wohlmeinend nähern; so möchte ihm die Weis-

heit der Natur, die in den Unmündigen wohnt, leicht auch bei dem Kirchengehen ahnden lassen, es sey Betrug dahinter. Überdieß kann der Mensch wohl, wenn er Kraft genug hat jede Leidenschaft verbergen, Liebe Zorn und Feindschaft, und das wollen wir ihnen gern zutrauen: aber die Gleichgültigkeit verbirgt sich sehr schwer, eben weil sie nichts ist, und diese Kunst wollen wir ihnen nicht zutrauen, um so weniger da sie immer von so viel wichtigen und großen Dingen Kopf und Herz angefüllt tragen. Dabei also möchte wenig Gewinn seyn. *) Aber alles ande-

*) In meiner Kindheit habe ich eine Fürstin gekannt, eine sehr verständige und fromme Frau. Aber obgleich ihre Frömmigkeit aus Leben und Sitten hell genug hervorstrahlte, so glaubte sie doch, sie müsse auch das Beyspiel geben mit der Kirche, wenn auch Neigung und Bedürfniß sie nicht hintrieb. Denn der einzige Prediger den sie für gewöhnlich hören konnte, war ein schläfriger, trockner, armseliger Mann, dessen Vorträge für die edle Frau nicht gemacht waren; sonntäglich saß sie also in ihrer Loge in eine Ecke gedrückt — viele konnten es eben nicht sehen, aber doch manche — und las, jedesmal gewiß etwas Ordentliches und schönes; aber ich hatte schon als Knabe meine herzliche Freude an dem klaren liebenswürdigen Widerspruch. Nun

re ist eben so verkehrt in ihren gutgemeinten Rathschlägen. Denn je weniger der Mensch noch geistig gebildet ist, desto mehr Gewicht legt er in allen Dingen auf das Nahe und Gegenwärtige. Trauen sie nun dem Gewissen und der Gesinnung, die auch nahe und gegenwärtig ist, keine Kraft zu gegen die unmittelbare Lockung der Sünde oder der Stachel des Bedürfnisses, woher soll sie den Strafen und Belohnungen kommen, die nur aus weiter Ferne winken und drohen? Zudem erscheint in jeder Versuchung das Böse nur als einzelne That, welche gut gemacht werden kann durch folgende oder überwogen durch den Zusammenhang des ganzen Lebens, von welcher also das Schicksal der Ewigkeit nicht abhängt. Oder sollen wir ihnen eine drakonische eine Schreckensreligion bilden in der es anders ist? Was gilt es also sie wollen die Furcht und die

---

denke man sich unsere vornehmen, nicht frommen Kirchgänger als Beyspiel, ob sie nicht noch weit offenbarer gähnen und sich langweilen werden, als die fromme Fürstin las? Und sobald der Stuhl gerückt wird, wie laut werden gleich die Gedanken mit aller Lebhaftigkeit in dem gewohnten Kreise spazieren, zum deutlichen Beweise, daß sie nie anders wo waren, und nur wie Delinquenten, Kugeln im Munde hatten um nicht zu schreien.

Hoffnung nicht an die einzelne That binden, sondern an die Gesinnung. Von der bösen Gesinnung soll sich der Mensch reinigen aus Furcht; der guten Gesinnung soll er sich befleißigen auf Hoffnung. Wer sieht aber nicht, der nur irgend gesunde Begriffe hat, daß hier so viel Unsinn ist als Worte sind? Und was dürfen wir also weiter Zeugniß daß diese weisen Leute nichts von der Sache verstehen, und daß auf ihre Beschwerden keine Rücksicht zu nehmen ist. Aber eins möchten wir sie bitten, wenn sie nur aufrichtig sein wollen. Möchten sie uns gestehen, was denn bei ihnen der Furcht zu Hülfe kommt mit der es nicht gethan ist, und dem Gewissen von dessen Unzulänglichkeit — wenn nicht etwa ein vornehmeres besser ist — sie überzeugt sind! Es ist wohl die Ehre, auf die sie so viel halten unter einander und die Gewöhnung zu guten und feinen Sitten. Wollen sie also etwas beitragen um die untern Stände zu bessern, wohl so mögen sie sich bemühen diese Hülfsmittel auch unter ihnen in Gang zu setzen. Hier wird alles wirken, was sie thun, denn alles wird natürlich seyn, und sie sollen Dank haben wenn sie so der Religion das Geschäft abnehmen, das Volk in Zucht und Zaum zu halten. Mit der Religion aber mögen sie sich nicht befassen, und auch nicht klagen

über ihren Verfall, weil er sie gar nicht interessirt, außer durch eine verkehrte Gedankenverbindung. Wollen sie ein Beispiel, diese politischen Beschützer der Religion von der Leerheit ihres Beginnens; so mögen sie auf England sehn. Wo sorgt Verfassung und Verwaltung mehr dafür daß die äußere Religiosität nicht leide? Wo wird durch geschriebene und ungeschriebene Gesetze das Volk an den heiligen Tagen so fast genöthiget in die Kirchen? Wo ist jede Neuerung so verpönt? wo sind Scheu und Haß so groß gegen jede Äußerung die der öffentlichen Religiosität Hohn spricht? und wo herrscht bei aller scheinbaren Frömmigkeit mehr Rohheit und ruchloses Wesen, nicht nur in allen nahmhaften Städten, sondern auch auf dem platten Lande als eben dort?

Noch andere Klagen über diesen Gegenstand mögen vielleicht auf eben so schlechtem Grunde beruhen, unnöthig aber wäre sie einzeln aufzuführen. Denn es läßt sich aus dem Vorigen leicht im allgemeinen erkennen, daß Alle, deren Wünsche nur darauf hinausgehen, den äußern Schein von Religion zu vergrößern, oder welche ihr durch irgend etwas fremdartiges aufzuhelfen und sie durch sinnliche Reizmittel, denen die Menschen nachziehn und so zugleich unvermerkt

die Religion mit in sich aufnehmen sollen, empor zubringen meinen, immer solche sind, denen es nicht um die Sache selbst zu thun ist, sondern nur um irgend einen äußern Effekt, den dunkle oder mißverstandene Vorstellungen hervorbringen sollen. Mit solchen nun wird hier nicht gemeine Sache gemacht, sondern nur aus dem Gesichtspunkt derer kann etwas gesagt werden, denen es mit ihren Klagen um die Religion selbst, ganz und allein zu thun ist. Können aber diese wirklich klagen, daß die Religion im Verfall ist? Können sie Vorschläge fodern oder thun um dem abzuhelfen? Der ehemalige Werth des religiösen Scheins, der so viel Verstellung, bewußte und unbewußte, hervorbrachte, hat so allmählig abgenommen, die Freyheit mit der die irreligiöse Gesinnung sich unverholen zeigen durfte ist eben so gewachsen und es kann vielleicht eben so viel Religiosität in der Gesellschaft vorhanden seyn als sonst, wenn gleich weniger gesehen wird. Denn wo sich diese Gesinnung nicht absichtlich zeigen will, ist sie nur für die Wenigen sichtbar, die das Leben und Seyn eines Menschen beobachten können, und ist also in Masse gar nicht wahrzunehmen. Gesetzt aber auch die Anzahl religiöser Menschen hätte wirklich abgenommen; was könnte denn geschehen, um sie zu vermeh-

ren? Diejenigen, denen es um die Gesinnung zu thun ist, können unmöglich hoffen, sie durch irgend einen Schein oder fremdartigen Reiz hervorzulocken. Sondern so gewiß sie glauben, daß eine Anlage zur Religion in allen vorhanden ist, so gewiß überzeugen sie sich, daß diese wie jede natürliche Anlage nur dadurch entwickelt werden kann, daß der Mensch sie auf mannigfaltige Art ausgebildet in andern erblickt und daß die Äußerungen ihres Daseyns belebend auf ihn wirken. Hiezu aber bedarf es keiner Anstalten oder Verabredungen: denn so die Religiosität in allen Theilen seines Lebens darstellen, dies thut jeder fromme Mensch von selbst, und muß den Erfolg um sich her ruhig erwarten. So scheint es; die Sache ist aber diese: die Religion ist wie jede andere menschliche Anlage gesellig, und will sich mittheilen; je weniger sie dieses kann, je mehr sie aufhört der Gegenstand eines regen Verkehrs, eines gemeinschaftlichen Lebens zu seyn, so daß der Mensch sich damit vereinzeln und in sich selbst zurückziehn muß, um desto mehr verliert sie an ihrer freieren und schöneren Ausbildung und Wirksamkeit. Geht man nun über diejenige engere Mittheilung hinaus, die sich in den Grenzen des häuslichen Lebens und freundschaftlicher Verbindungen hält, zu der großen öffentlichen,

so ist offenbar, daß sie weniger gesucht und genossen wird als ehedem. Dies deutet allerdings nicht nur auf eine gehemmte Bildung und Wirksamkeit der Religion, sondern auch auf eine Verminderung der Anzahl religiöser Menschen. Denn ohne daß der öffentliche Gottesdienst im geringsten von seinem ursprünglichen Zwecke, daß nehmlich die Frommen sich unter einander erbauen und die Gemeinschaft des Geistes unterhalten, im geringsten abgelenkt werde, ist er von selbst, je besser er seinen Endzweck erreicht, um so sicherer ein Mittel auch in den Andern die Entwickelung der religiösen Anlage zu befördern, indem diese lauten und vernehmlichen Äußerungen die stille praktische Darstellung der Religion im Leben unterstützen und verständlicher machen. Die Klage über den Verfall der Religion gründet sich also allerdings größtentheils auf den Verfall des öffentlichen Gottesdienstes, und was äußerlich geschehen kann um ihr abzuhelfen ist eben daß dieser zu seiner Zweckmäßigkeit wieder hergestellt werde. Diese Anstalt steht unter bestimmten Formen und einer gesetzlichen Autorität, sie bildet sich nicht frei durch den gemeinsamen Willen und die herrschende Stimmung der Christen, und kann daher leicht hinter ihren Bedürfnissen zurückbleiben. Ob dies etwa der Fall und wie

ren? Diejenigen, denen es um die Gesinnung zu thun ist, können unmöglich hoffen, sie durch irgend einen Schein oder fremdartigen Reiz hervorzulocken. Sondern so gewiß sie glauben, daß eine Anlage zur Religion in allen vorhanden ist, so gewiß überzeugen sie sich, daß diese wie jede natürliche Anlage nur dadurch entwickelt werden kann, daß der Mensch sie auf mannigfaltige Art ausgebildet in andern erblickt und daß die Äußerungen ihres Daseyns belebend auf ihn wirken. Hiezu aber bedarf es keiner Anstalten oder Verabredungen: denn so die Religiosität in allen Theilen seines Lebens darstellen, dies thut jeder fromme Mensch von selbst, und muß den Erfolg um sich her ruhig erwarten. So scheint es; die Sache ist aber diese: die Religion ist wie jede andere menschliche Anlage gesellig, und will sich mittheilen; je weniger sie dieses kann, je mehr sie aufhört der Gegenstand eines regen Verkehrs, eines gemeinschaftlichen Lebens zu seyn, so daß der Mensch sich damit vereinzeln und in sich selbst zurückziehn muß, um desto mehr verliert sie an ihrer freieren und schöneren Ausbildung und Wirksamkeit. Geht man nun über diejenige engere Mittheilung hinaus, die sich in den Grenzen des häuslichen Lebens und freundschaftlicher Verbindungen hält, zu der großen öffentlichen,

so ist offenbar, daß sie weniger gesucht und genossen wird als ehedem. Dies deutet allerdings nicht nur auf eine gehemmte Bildung und Wirksamkeit der Religion, sondern auch auf eine Verminderung der Anzahl religiöser Menschen. Denn ohne daß der öffentliche Gottesdienst im geringsten von seinem ursprünglichen Zwecke, daß nehmlich die Frommen sich unter einander erbauen und die Gemeinschaft des Geistes unterhalten, im geringsten abgelenkt werde, ist er von selbst, je besser er seinen Endzweck erreicht, um so sicherer ein Mittel auch in den Andern die Entwickelung der religiösen Anlage zu befördern, indem diese lauten und vernehmlichen Äußerungen die stille praktische Darstellung der Religion im Leben unterstützen und verständlicher machen. Die Klage über den Verfall der Religion gründet sich also allerdings größtentheils auf den Verfall des öffentlichen Gottesdienstes, und was äußerlich geschehen kann um ihr abzuhelfen ist eben daß dieser zu seiner Zweckmäßigkeit wieder hergestellt werde. Diese Anstalt steht unter bestimmten Formen und einer gesetzlichen Autorität, sie bildet sich nicht frei durch den gemeinsamen Willen und die herrschende Stimmung der Christen, und kann daher leicht hinter ihren Bedürfnissen zurückbleiben. Ob dies etwa der Fall und wie

es abzuändern sey, das ist die Untersuchung, wozu jene Klage uns veranlaßt. Der Fehler kann aber in zweierley liegen. Einmal in den Einrichtungen selbst; diese können der Natur der Sache und dem Geist der Zeiten so unangemessen seyn, daß auch bei der geschicktesten Verwaltung nichts zweckmäßiges daraus gemacht werden kann. Dann aber auch in denen, welchen die Verwaltung obliegt. Auch diese kommen zu ihrem Geschäft unter bestimmten Formen and durch eine gesetzliche Autorität. Wenn diese nun auf etwas anders, als sie eigentlich sollten, vorzüglich Rücksicht nehmen, so kann es seyn, daß der größte Theil dieser Dollmetscher der öffentlichen Religiosität so untüchtig ist, daß auch die zweckmäßigsten Einrichtungen unter ihren Händen unwirksam werden würden. Dieses nun soll hier untersucht werden: nicht anders aber als aus dem Gesichtspunkt derer, denen die Religion eine Angelegenheit ihres eignen Herzens ist. Was diese an unsern Religionslehrern vermissen, warum diesen unser Gottesdienst nicht zusagt und was für Mittel diesen in den Sinn kommen können, um eine Anstalt zu verbessern, die eigentlich für sie da ist. Wer also diese Wünsche nicht theilt, vielleicht nicht versteht, sondern sich etwas anders bei der Sache denkt, der wird

auch hier nichts antreffen, was seinen Beifall finden könnte. Also

1.

Von der Einrichtung der öffentlichen Religionsübungen.

Sieht man zuerst auf die gewöhnliche öffentliche Religionsfeier, so ist sie regelmäßig zusammengesetzt, aus Gesang, Rede und Gebet. Niemand wird wohl behaupten, daß dies nicht alles an sich natürliche ja nothwendige Bestandtheile christlicher Gottesverehrungen wären; desto mehr aber möchte sich erinnern lassen gegen ihre gegenwärtige Beschaffenheit und Zusammensetzung. Man rühmt, es sei seit einiger Zeit sehr viel für den Kirchengesang geschehen, wer aber auf das Wesentliche sieht, nemlich daß alles gesungene auch gedichtet, und alles kirchliche auch fromm seyn muß, der wird wahrscheinlich finden, es sey sehr wenig. Man hat dem Ausdruck, das Alterthümliche und sonst manches genommen, was der gegenwärtigen Zeit nicht angemessen ist. Das ist zu loben, in so fern freilich Kirchengesang durchaus verständlich seyn muß, und auch nichts einzelnes darin vorkommen darf, was als

wunderlich oder unwürdig auffällt und den Eindruck des Ganzen stört. *)

Allein die Veränderungen rühren größtentheils von ganz unpoetischen Männern her, die nur auf diese negative Vollkommenheit sahen, und sich zu wenig in Beziehung auf jene Hauptforderungen darum bekümmerten, was wohl an die Stelle des ausgemerzten gehören möchte. Daher ist in die meisten dieser Lieder eine Nüchternheit hineingebracht worden, welche sie für Jeden, der christliche Poesie darin zu finden hofft, ganz ungenießbar macht. Man hat ferner, und diese Verbesserung wird für noch weit wichtiger gehalten, die vielen dogmatischen Lieder aus dem finstern Mittelalter der neuen Kirche mit moralischen Liedern vertauscht. Hiedurch aber hat man in der That nur eine fehlerhafte Einseitigkeit an die Stelle der andern gesetzt. Die christliche fromme Gesinnung kann sich eben so gut durch Betrachtung über religiöse Lehren

*) Jedoch kann auch diese Richtigkeit der Absicht nur bedingt und einstweilen zugestanden werden. Denn es wäre sehr zu untersuchen, ob es nicht eigentlich eine unentbehrliche Tendenz der religiösen Überlieferung ist, das alterthümliche dieser Art in seiner Verständlichkeit zu erhalten.

zu Tage legen, als dadurch, daß sittliche Ansichten und Entschließungen ausgesprochen werden; beides sind nur mittelbare Äußerungen der Frömmigkeit, und was für Vorzüge sollte also einer dieser Gegenstände vor dem andern haben? Freilich hatten viele von jenen Lehrmeinungen, die sonst zum Inhalt der Gesänge gemacht wurden, sehr wenig religiösen Werth und die Behandlung wenig religiösen Geist: allein dasselbe gilt gewiß nicht minder von den moralischen Maximen, die jetzt in unsern Kirchenliedern zusammen gereiht werden. Wenn z. B. gesungen wird, „Zanksucht und der Haß verzehret, nach und nach des Körpers Kraft," oder von den Gütern der Erde, „Sie dürfen unser Herz erfreun; und unsers Fleißes Antrieb seyn" oder von der Thätigkeit „Wenn du deine Zeit verträumst, sie in träge Ruh versäumst, sie verschwendest liederlich, weh dir naht dein Ende sich" ist darin wohl eine Spur von religiösen Motiven? Kann der Christ, der die Worte im Herzen trägt, „die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung." „Mein Vater wirket und ich wirke auch." „Was ihr thut das thut zur Ehre Gottes" auch nur die geringste Befriedigung darin finden, wenn ihm zugemuthet wird, sich selbst als einen ganz rohen ungeschlachten Menschen anzureden, der sich die sinnlichsten

Bewegungsgründe vorhalten muß, um nur von offenbaren Nichtswürdigkeiten abzulassen? Und was für ein Gedanke ist es, ein christliches Sittenlied zu verfertigen, dabei aber von der Voraussetzung auszugehn, daß denen welche es singen, die ganze besungene Gesinnung erst soll angelobt oder angeschreckt werden und daß sie also noch ganz sinnliche unbekehrte Menschen sind? Diesen Fehler aber trägt die gute Hälfte unserer sogenannten moralischen Kirchenlieder, und man kann sagen, daß sie der Anmuthung und der Voraussetzung nach eigentlich sehr unmoralisch und sehr unchristlich sind. Ferner ist, auch abgesehen hievon, eine moralische Einheit nicht besser als eine dogmatische dazu geschickt die Einheit eines Gedichtes zu sein. *) Wenn so das Lied an einen Begriff gefesselt ist, so kann es auch nichts anders werden als eine Abhandlung in Versen oder vielmehr in Reimen. Die Ge-

*) Solche Kunstverständige, so Gott will, welche sagen möchten das träfe ja die ganze didaktische Dichtart mögen bedenken, daß der Begriff gar nicht den Inhalt eines didaktischen Gedichts ausmacht, sondern daß es nur eine lose epische Darstellung der einzelnen darunter enthaltenen Anschauungen seyn will. Dies leidet also auf den Kirchengesang wenig Anwendung.

danken durchlaufen denselben Kreis und ordnen sich auf ähnliche Art wie in der Rede, die ebenfalls, aber mit mehrerem Recht, einen Begriff zur Einheit hat. Hieraus geht nun hervor, daß die neue Gattung auch in dieser Hinsicht nicht besser ist, als die verworfene ehedem war; ja daß es erträglicher gewesen sein würde, wenn man vor Zeiten moralische Lieder gesungen hätte, jetzt aber dogmatische sänge. Allein zur Zeit der dogmatischen Gesänge liebte man auch dogmatische Reden, so wie man jetzt in beyden das moralische vorzieht. Da man nun weder damals noch jetzt den Gesang anders zu brauchen wußte, als nur zur Umgebung der Rede so ist natürlich, daß in beyden Fällen Gesang und Rede sich entweder wiederholen müssen, oder auch wenn Dichter und Redner in ihren Ansichten von einander abweichen sich widersprechen, wobei denn immer eines von beiden entweder überflüssig ist oder nachtheilig. Man nehme noch hinzu, wie die prosaische Natur und die völlige Unzweckmäßigkeit der nach diesen Grundsätzen gebildeten Gesänge sich auch im Einzelnen oft auf eine höchst widrige Art offenbart. Ganze Zeilen kann man mit leichter Mühe überall finden, denen es an allem Inhalt gänzlich mangelt, die bloß mit grammatischen Nothwendigkeiten

angefüllt sind, und gar keinen Gedanken, kein Bild, kein Gefühl darbieten, welche das Gemüth während des Singens an sich ziehn und festhalten könnten. Solche inhaltleere Zeilen, nun mit der überlauten leidenschaftlichen Stimme die man in unsern Kirchen leider zu hören pflegt, vielleicht nach einer feierlichen prächtigen Melodie abgesungen, geben einen solchen Mißlaut zwischen dem Inhalt und der Form, daß nichts ärgeres kann gefunden werden. Sehr natürlich ist es also daß derjenige, der seine religiösen Gefühle genießen und auffrischen will, bei dem Gesang unseres öffentlichen Gottesdienstes seine Rechnung nicht finden kann. Daher er auch allgemein nur als eine Nebensache angesehen wird, als ein müßiges Vorspiel um die Zeit auszufüllen, unterdeß die Versammlung sich nach und nach einstellt. Genauer betrachtet liegt bei dieser so sehr verfehlten und mit so großem Aufwand an guten und schlechten Maßregeln endlich durchgesetzten Verbesserung die wunderliche Bedenklichkeit zum Grunde, als ob die Poesie eigentlich zu hoch wäre für das Volk und unverständlich, oder wohl gar als ob sie den richtigen Einfluß der Religion auf das Leben hemme und sie in leere schwärmerische Gefühle und flüchtige Rührungen auflöse. Wer dies im

Ernst besorgt sollte sich aber gar nicht mit Verbesserung des Kirchengesanges abgeben; sondern lieber als ein offener Gegner auf die Vertilgung desselben antragen. Was wäre an einer so schlechten Sache noch zu verbessern? Um diesen Preis müßte man lieber gar nicht singen. Denn Prosa zu singen bleibt immer abgeschmackt, außer wo die Musik alles ist und auch der Gesang nur als Stimme nicht als Rede gilt. Was indeß die Besorgniß selbst betrifft, so hat man neuerlich viel geredet von einer innigen Verwandschaft zwischen Religion und Poesie, als von einer neu entdeckten oder lange Zeit hindurch ganz verkannten Wahrheit. Von dem allen kann hier nicht die Rede seyn, weder dafür noch dawider. So viel ist aber doch gewiß, daß es immer eine religiöse Poesie gegeben hat, und daß sich viel solche aufzeigen läßt, die eine bleibende und kräftige Wirkung auf das Herz bei empfänglichen Menschen nicht verfehlt. Der Vorwurf der Unverständlichkeit aber möchte wohl nur jene ohne Beruf gemachte Poesie gelten, die durch schwere gelehrte Bilder, wunderliche Gedankensprünge und seltsame Worte den Mangel des innern Feuers und Lichtes zu bedecken sucht. Die Psalmen waren gewiß sehr populär und die meisten unserer alten Kirchenlieder auch; dage-

gen die neuern, troß aller prosaischen Mäßigung, doch in einer gelehrten, also unpopulären Sprache geschrieben sind. Die Unrichtigkeit der Beschuldigung läßt sich auch vor allen Beyspielen aus der Sache selbst zeigen. Die Ideen von dem Zusammenhang alles Guten und Schönen im Menschen und in der Natur, als den Abglanz des göttlichen Wesens, von der wachsenden Herrschaft des Guten über das Böse, und von dem Princip derselben, nemlich der Versöhnung, von dem immer fortgehenden und nie vollendeten Bestreben nach Lauterkeit und Allgewalt der guten Gesinnung, als von dem Wirken des göttlichen Geistes im Menschen; dies sind die Grundideen aller christlichen Poesie; und sie mögen nun heroisch oder elegisch, im Tone der streitenden oder der triumphirenden Kirche, bearbeitet werden, so sind sie gewiß alle eines hohen Grades von Popularität und Anschaulichkeit fähig, und die Quelle eines unendlichen Reichthums einzelner Darstellungen, ohne irgend in das Gebiet einer andern als der bei jedem Christen vorauszusetzenden Welt- Schrift- und Geschichtskenntniß überzugehn. Wollte nur Niemand christliche Gesänge dichten, als wer in diesen Ideen lebt und sie dichterisch zu gebrauchen weiß! Wahrlich, wenn in solchem Geiste Gott, Christus und die Gemei-

ne angesungen würden, wenn man so über Lehren der Religion, und über einzelne Äußerungsarten des christlichen Sinnes dichtete, es würde alles sehr lebendig und poetisch, und gewiß sehr verständlich seyn. Viele alte herrliche Lieder giebt es von den ersten Zeiten der Reformation an, in denen dieser Geist weht, und die ohnerachtet aller kleinen Neuerungen, welche sich daran machen ließen, gewiß jedes empfängliche Gemüth allen unsern neuern Machwerken weit vorzieht. So unter andern: „Gott wolln wir loben, der mit edlen Gaben ꝛc.“ „So führst du doch recht selig Herr die Deinen ꝛc.“ „O Gott, du Tiefe sonder Grund ꝛc.“ „Ihr Kinder des Höchsten wie stehts um die Liebe ꝛc.“ „Frohlocke liebe Christenheit, denk nicht an dein vorig's Leid ꝛc.“ und so manche Kriegs- und Siegeslieder der ersten Reformatoren. Manche meinen, wir wären so arm, daß wir wohl thun würden, unsern eigenen Mangel aus den Vorräthen der römischen Kirche zu ersetzen: allein dort möchte nur das vornehmlich poetisch ausgebildet seyn, was mit dem Geist des Protestantismus streitet. Näher lägen uns wohl außer unseren eigenen Schätzen, die gar nicht unbedeutend seyn würden, wenn wir sie hervorgesucht und gereinigt hätten, die Gesänge kleinerer protestantischen

Gemeinen, z. B. der alt Böhmischen und Mährischen Kirche, oder neuerlich der evangelischen Brüdergemeine. Daß in dieser besonders der Vortrag des gemeinschaftlichen religiösen Gesanges in einem solchen Grade wie sonst nirgends bedeutend und ausgebildet ist, das gestehe unbedenklich wer nur Gelegenheit hatte, den Versammlungen einer wohl organisirten Gemeine von dieser Kirche beizuwohnen. Schon dies ist eine gute Bürgschaft dafür, daß sie auch mit der religiösen Poesie selbst auf dem rechten Wege seyn werde. Noch gewisser offenbart sich dieser Vorzug dadurch, daß sich der Gesang bei ihnen zur Selbstständigkeit hervorgearbeitet hat, und nicht nur der Rede zur Umgebung dient, sondern ganze Zusammenkünfte allein ausfüllt. Ihre Singstunden, wo Verse aus verschiedenen Liedern zu einem Ganzen zusammengereiht werden und unter einem verständigen Anordner auch der Wechsel der Melodien einen dem poetischen angemessenen musikalischen Eindruck hervorbringt, machen einen großen religiösen Effekt, und ist eine solche mehr werth, als viele schöne Predigten. Doch die Aussicht dergleichen in unsern öffentlichen Gottesdienst überzutragen liegt allzu fern, und vergebliche Wünsche beschweren nur

das Herz *). Was die christlichen Reden betrifft, welche jetzt den vornehmsten Bestandtheil des öffentlichen Gottesdienstes ausmachen: so kann [illegible]

---

*) Dem Inhalt nach stehn die Gesänge dieser Gemeinen in keinem guten Ruf, größtentheils beruht das freilich auf solchen, welche sie selbst nicht in ihre gottesdienstliche Sammlung aufgenommen. Auch in dieser ist indeß noch viel Spielerey mit den Wunden Christi, die so wenig symbolischen Sinn hat, und die hier eben so wenig soll vertheidigt werden, als der unmäßige und zum Theil unrichtige Gebrauch der biblischen Gleichnisse von Christo als Opferlamm und als Bräutigam der Kirche — wiewohl diese Gleichnisse selbst sehr bedeutend sind, und es ein großer Schade wäre, wenn die christliche Poesie sie entbehren müßte. Dies alles aber hindert nicht, daß wir nicht aus dieser Sammlung eine große Anzahl der kräftigsten Lieder und Verse mit geringen Änderungen für unsern Gebrauch entlehnen könnten, in denen auch das praktische ohne alles übertriebene arme Sünder-Wesen in ächt christlichem Geiste behandelt wäre. Ja auch aus demjenigen, was wir nicht aufnehmen könnten, theils aus den berührten Ursachen, theils weil es nur auf den besondern Zustand dieser Gemeine sich bezieht, wäre viel zu lernen für die Art, wie religiöse Ideen für den Gesang zu bearbeiten sind.

Jeder leicht einsehn, daß auch sie unter den gegenwärtigen Umständen nur geringe Wirkung thun und dieser Anstalt wenige Freunde und Theilnehmer gewinnen können. Was oben schon in Hinsicht der Gesänge bedauert wurde, daß man zwei einander ganz fremde Absichten dadurch erreichen will, indem sie für die Frommen aber auch für die Rohen und Unfrommen gut seyn sollen, dasselbe gilt eben so sehr auch von den Predigten; nur daß hier die Verwirrung nicht ganz so freiwillig und selbstverschuldet ist als dort. Denn den Dichter bindet und treibt niemand, der Prediger erhält aber bisweilen obrigkeitliche Befehle über gewisse Gegenstände zu reden. Z. B. über die Heiligkeit des Eides, oder gegen die Trunkenheit und mehr dergleichen, über welche eigentlich vor Christen nichts mehr zu reden ist. Dies unterhält und bestärkt denn natürlich die Meinung daß die Vorträge der Religionslehrer zugleich Ermahnungen zur äußerlichen Sittlichkeit und Ehrbarkeit für unsittliche Menschen enthalten sollen. Diese beiden Endzwecke aber lassen sich durchaus nicht so mit einander verbinden, daß dieselbe Handlung beiden genügen könnte. Denn es gehört wahrlich keine Art von geistlichem Stolz dazu, die wirklich Frommen von solchen Versammlungen zu-

rückzuhalten, wo die Reden so oft von Gegenständen handeln, die sie nicht angehn, und kein anderer Theil des Gottesdienstes ihnen einigen Ersatz gewährt. Daher auch auf dem Lande vorzüglich die Meisten, die es ernstlich mit der Religion meinen, sich vom öffentlichen Gottesdienste trennen, indem sie, wie sie sagen, nichts für ihr Herz darin finden. Diejenigen aber, für welche dergleichen Zurechtweisungen eigentlich sind, besuchen sie auch wenig, weil sie meinen, in der Kirche sey doch größtentheils vom Christenthum die Rede, an welchem sie ihrerseits kein Interesse nehmen. So ist es nicht zu verwundern, wenn schon dieser Doppelseitigkeit wegen unsere Kirchen leer stehen. Wenn der Staat nicht einen besondern vom religiösen abgesonderten Volksunterricht einführen will, worin die äußere Sittlichkeit, die er zunächst fordert, von Seiten der Nützlichkeit und der Glückseligkeit empfohlen wird, was sich für jetzt wohl schwerlich möchte thun lassen: so muß er von solchen Forderungen abstehn, und sich begnügen, die langsamere aber sichere Wirkung abzuwarten, welche die Verbreitung und Belebung der wahrhaft religiösen Gesinnung nothwendig haben muß. Man bedenke ferner, wie bei uns durchaus alle Klassen der Gesellschaft es ungewohnt

sind öffentlich reden zu hören, da in keinem Geschäft und in keiner Beziehung zusammenhängend öffentlich geredet wird, sondern die Religion grade das Einzige ist. Das verständige Anhören eines zusammenhängenden Vortrags aber, so daß das Ganze richtig aufgefaßt und das Einzelne in Beziehung auf jenes richtig verstanden wird, ist wahrlich keine kleine Kunst und erfordert nicht wenig Übung. Der einförmige, ganz didaktische Zuschnitt dieser Vorträge, von dem sich keiner zuerst entbinden will, ist für den Redner vielleicht ein Zwang, für den Zuhörer gewiß kein Gewinn. Denn die Ankündigung des Hauptsatzes und der einzelnen Theile fordert ihn zwar auf, einen gründlichen Zusammenhang zu erwarten und ihm nachzugehen, erleichtert ihm aber das Geschäft nur wenig; besonders da diese Ankündigungen ihm größtentheils nur allgemeine Begriffe geben, also leere Zeichen, die erst durch die Ausführung eine bestimmte Bedeutung erhalten, wenn zum Beispiel erst von dem Wesen, dann von den Ursachen, dann von den Folgen gehandelt wird. Am meisten vervielfältigt in der That, aber auch am meisten von den oben gerügten Fehlern befreit hat dieses Hülfsmittel einer unserer berühmtesten Kanzelredner, der auch alle seine Unterabtheilungen mit der

kurzen Angabe des Inhalts, womit er sie anfängt, wie mit einem Stichwort wieder beschließt. Es frägt sich indeß, wieviel während der fortlaufenden Rede durch das Bestreben, sich den Zusammenhang des Ganzen einzuprägen, der ungeübte Zuhörer von der Ausführung, die doch eigentlich das Wesentliche ist, verliert. Für den größten Theil scheint unvermeidlich eins das andere zu verhindern. Macht man so ausdrückliche Forderungen an ihn in Absicht der Form, so verliert er den Inhalt, will man sich begnügen, wenn er nur von diesem das Wichtigere mit sich fortnimmt, so ist ja die ganze Zurüstung mit der künstlichen Form vergeblich. Ueberdies veranlaßt dies Eintheilungswesen größtentheils solche Absonderungen, in welche theils der gemeine Verstand sich nicht findet, weil sie nur in der Schule einheimisch sind, theils auch welche dem religiösen Sinn an und für sich zuwider seyn müssen. Doch dieses durchzuführen würde Auseinandersetzungen erfordern, welche nicht hierher gehören. Vielleicht sagt man aber, es wäre jetzt nicht mehr Zeit über jene Einförmigkeit zu klagen, nachdem man schon so mancherlei Versuche gemacht, sowohl Homilien einzuführen, als auch den Vortrag, öfter als bisher geschehen, durch Gesang zu unterbrechen. Allein diese Ver-

suche haben ihr Daseyn wohl mehr dem Streben, nach Abwechselung zu danken, als einem ernsten Nachdenken über das wesentliche Bedürfniß. Die Homilien sind wohl größtentheils wenig anders, als kleine aneinander gereihte Predigten von der alten Form; und auf dieselbe Art mehrere zum Theil ungleichartige Gegenstände hintereinander zu behandeln, dies ist wohl keine Erleichterung für den ungebildeten Hörer, selbst dann kaum, wenn sie längs dem Faden einer Geschichte fortlaufen. Noch weniger kann das Unterbrechen des Vortrags durch Gesang, wobei die Pausen nur das Gedächtniß anstrengen, etwas Gutes bewirken. — Ein anderes großes Hinderniß der Wirksamkeit religiöser Reden ist die Verschiedenheit der Sprache zwischen dem Redner und seinen Zuhörern. Man denke hiebei zunächst an die Landleute, welche bei weitem in den meisten Gegenden Deutschlands die gemeine Hochdeutsche Sprache nur so weit verstehen, als zur Führung der Geschäfte nöthig ist, gar nicht aber was Gegenstände des Nachsinnens und Ausdrücke der Empfindung betrifft. Man beziehe aber ja die Klage nicht etwa auf die Schulsprache, welcher freilich die wenigsten Religionslehrer sich ganz zu enthalten wissen, denn dies liegt mehr in ihnen selbst, als in der

Natur der Sache, und gehört also nicht hierher: sondern auch die gewöhnlichsten, unvermeidlichsten Ausdrücke aus dem bezeichneten Gebiet sind dieser Volksklasse fremd. Ja ihre Sprache ist so arm an Bindewörtern, daß sie die wenigsten davon verstehen; und da auf diesen der ganze Zusammenhang beruht, müssen sie sich jeden Augenblick verwirren. Um die Mißverständnisse welche hieraus entstehen, zu vermeiden, müßten Maaßregeln angewendet werden, welche mit dem gegenwärtigen allgemeinen Zuschnitt unserer Predigten gar nicht verträglich sind. Ohne Zweifel giebt es auch städtische Gemeinen genug, auf deren größten Theil dies ebenfalls anwendbar ist; bei den übrigen aber ist die Vermischung aller Klassen der Gesellschaft in einer und derselben Versammlung ein eben so großes Übel. Was geschehen muß, um den Einen verständlich zu werden, verhindert das, was geschehen müßte, um die Erwartungen der Andern zu befriedigen. Zusätze, welche den Einen ein heilsames, vielleicht unentbehrliches Licht geben, scheinen den Andern schon Lückenbüßer zu seyn, die den Fortschritt ihrer Gedanken und Empfindungen stören; kurz in dem Maaß, in welchem die Wirkung eine gemeinschaftliche seyn soll, wird sie gewiß auf beide Theile eine möglichst kleine seyn

müssen. *) Es ist daher, vorausgesetzt, daß kein kleinliches dogmatisches Interesse oder eine durch demagogische Künste aufgeregte Eitelkeit dabei zum Grunde liegt, ein sehr glücklicher Instinkt, wenn die niedere Klasse sich einen andern Lieblingsprediger erwählt als die höhere. — Eine noch nachtheiligere Beschränkung der religiösen Rede ist die in allen unsern Versammlungen stattfindende Vermischung aller natürlichen Stände, aller verschiedenen Alter und Geschlechter. Wie viele Gegenstände, die sehr verdienen religiös behandelt zu werden, wie viele und große Ansichten des Lebens sind nicht dennoch ausschließend männlich, und eben so giebt es eigenthümliche Arten das weibliche Gemüth in seine Tiefen zu ergreifen, die auf Männer im Gan-

*) So lange der gegenwärtige Zustand dauert, scheint kaum eine andere Auskunft möglich zu seyn als diese, daß, da der Zusammenhang doch für den ungebildeten Theil unvermeidlich verloren geht, diesen allein auf den Gebildeten zu berechnen, und in Absicht der übrigen zufrieden zu seyn, wenn man sich überzeugen kann, ihnen mehreres einzelne gegeben zu haben, was ihnen heilsam und erwecklich ist. Eine sehr mittelmäßige Vermittlung in der That, und bei der man sich nur in einer schlechten Sache beruhigen kann.

zen nichts wirken. Dasselbe gilt von der frischen heitern Jugend, von dem besonnenen reifen Alter, so wie von dem welches von der Höhe des Lebens herabsteigt. Über dem Eigenthümlichen verschiedener Zustände soll freilich das allgemein menschliche nicht vergessen werden. Darum ist es gut daß es auch religiöse Versammlungen giebt von der Art wie die unsrigen, in denen sich der Redner immer ganz innerhalb jener Grenzen der gemeinschaftlichen Natur halten sollte. Allein die stärksten, förderndsten Wirkungen werden immer die seyn, welche sich auf die Eigenthümlichkeit eines bestimmten Daseyns gründen. Sollen nun diese wie bisher so gut als gar nicht angewendet werden, so wird dies immer noch ein eigner Grund seyn, warum wenig Interesse an den öffentlichen Vorträgen genommen wird. Aus allen diesen Beschränkungen zusammengenommen weit mehr als aus den in manchen Gegenden vorgeschriebenen Texten entsteht nun ein Canzelcyclus, der nur einen sehr kleinen Theil von dem eigentlichen Gebiet der christlichen Rede umfaßt, was den Inhalt betrifft, in Beziehung aber auf Form, Vortrag und Sprache sich fast mit einem noch geringeren begnügen muß. In einem so engen Bezirk kann natürlich nur etwas sehr mittelmäßiges geleistet

werden. Ja mittelmäßig: denn so vortreffliche Kanzelredner wir auch besitzen, und so vortrefflich auch ihre Productionen im Einzelnen sind, so werden doch gewiß grade diese Männer die ersten sein einzuräumen, daß wenn man auf den Umfang sieht, den die ganze Reihe ihrer Arbeiten ausfüllt, und auf die Intension der Wirkung, alsdenn in der That nicht mehr davon kann gerühmt werden.

Der dritte Bestandtheil der öffentlichen Religionsübungen ist das Gebet, in Beziehung auf welches ebenfalls große Mißbräuche statt finden. Unter diesen ist wohl oben an zu stellen die übermäßige ganz sinnlose Wiederholung des Gebetes Christi. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen ob es überhaupt mitgetheilt worden, um als ein wörtlich feststehendes, immer gleich zusammengefügtes Ganze gebraucht zu werden, oder vielmehr nur überhaupt um die Natur des christlichen Gebetes und die großen Gegenstände desselben anschaulich zu machen; wiewohl sich sehr vieles gegen jene und für diese Meinung sagen ließe. Auf jeden Fall aber muß es jedem Christen, ja überhaupt jedem Freunde des Gebetes höchlich zuwider sein, daß unsere kirchlichen Einrichtungen recht absichtlich darauf auszugehen scheinen, es zu einer gedankenlos abgespro-

chenen Formel herabzuwürdigen. Denn dies ist die ganz natürliche Folge seines gegenwärtigen Gebrauchs. Zuerst ist es der regelmäßige Schluß jedes andern öffentlichen Gebetes. Dies war natürlich auf irgend einen besondern Gegenstand gerichtet gewesen, der darin mit einer größeren Ausführlichkeit betrachtet wurde. In dem Augenblick also, wo die Seele mit dem Besondern angefüllt ist, soll sie sich plötzlich zu jenen allgemeinen Gegenständen, zu jener schnellen Umsicht aller geistigen Angelegenheiten des Menschen hinwenden. Natürlich behält der besondere Gegenstand die Oberhand und die heiligen ohnedies nur selten recht verstandenen Worte gehn als bedeutungslose Zeichen vorüber. Noch widersinniger ist der so häufige Gebrauch dieses Gebetes zwischen dem Eingang der Rede und der eigentlichen Abhandlung. Der Eingang ist unstreitig dazu bestimmt, durch natürliche Anweisung an einen allgemein zugestandenen Gedanken, die Aufmerksamkeit auf den bestimmten Gegenstand der Rede hinzulenken und die Gemüther der eigenthümlichen Betrachtungsweise desselben geneigt zu machen. Unmittelbar nach diesem Bestreben, die Zuhörer auf einen einzelnen Punkt zu fixiren, reißt man sie von demselben los unter dem Vorwande durch das Gebet die Rede

gedeihlicher zu machen, durch ein Gebet bei welchem in der Betrachtung des allgemeinsten und höchsten, alles Einzelne wieder verschwinden muß. Verkehrteres läßt sich gewiß gar nichts denken, als diese Zumuthung eines unnatürlichen Hin- und Herspringens zwischen entgegengesetzten Zuständen. Folgt die Seele den Worten des Gebetes wirklich; so muß es ihr unmöglich seyn, sich gleich wieder zu dem Gegenstand der Rede zurückzuversetzen. Sie wird ihnen aber in den meisten Fällen nicht folgen, und durch eine solche Gewöhnung muß nach und nach das Gebet des Herrn allen auch unter andern Umständen zu einer leeren Formel werden. Sollte es nicht scheinen als wäre diese Entheiligung recht absichtlich herbeigeführt um den wahren Geist des Gebetes gänzlich zu verbannen? Denn in den meisten andern Gebeten, die beim öffentlichen Gottesdienst vorzukommen pflegen ist ohnedies nicht viel von diesem Geiste zu spüren. Schon das ist offenbar dagegen, daß sie größtentheils als bestimmte Formulare bei dergleichen Gelegenheit jedesmal wörtlich wiederkehren. Dies macht schon unmöglich daß sie für einen reinen wahren Ausdruck der Stimmung der Gemeine gelten können. Man könnte sagen das wäre zu viel bewiesen; denn auch ohne alles Formular könne der Predi-

ger ja doch nur seine eigene Stimmung vortragen. Allein das ganze Wesen unserer öffentlichen Religionsübungen besteht ja dem größten Theile nach darin, daß der Prediger sich bestrebt seine Gedanken und seine Stimmung der Gemeine einzuflößen. Dies würde auch mit dem Gebet nicht schwer seyn, wenn nur die Ueberzeugung da ist, daß es wirklich aus dem Herzen des Predigers eben so hervorgeht, wie seine übrige Rede. Natürlich aber wird durch das Formularwesen der Gebete diese Ueberzeugung bis zur Nullität geschwächt; wenn ihr auch nicht schon der Vortrag bei Ablesung derselben gradezu widerspräche. Noch mehr aber widerstreiten durch ihren Inhalt die meisten öffentlichen Gebete der ächt christlichen Theorie über diesen Gegenstand. Diese ist in der That in dem Gebete Christi so ganz erschöpft, daß von demselben in Beziehung auf andre Gebete dasjenige wirklich gilt, was zum großen Schaden der Welt jener Muselmann vom Koran in Beziehung auf andere Bücher wollte gelten machen. Nur so wie er vernünftiger Weise Auslegungen und Erläuterungen über den Koran würde haben gelten lassen, wenn er sie dort hätte vermuthen können; so kann auch der Christ wohl andere Gebete gelten lassen, sofern

sie Erweiterungen und Anwendungen einzelner Theile von dem Gebet des Herrn sind; sonst aber nicht. Die etwas anderes enthalten, widerstreiten, der ausschließlichen Richtung des Gebetes auf das Innere, und dem Geist der Ergebung in Absicht auf alles Äußere, und sind deshalb unchristlich. Nun bedenke man aber, was für Gegenstände dem Höchsten in unsern Kirchengebeten vorgetragen werden, Gegenstände die sich gewiß nicht ohne abgeschmackten Zwang in die Bitte um das tägliche Brod hinein erklären lassen. Wenn z. B. um gedeihliche Witterung gebeten wird, daß die Früchte der Erde wohl gerathen: so denke dabei Niemand an einen gänzlichen Mißwachs, der ja auch nach den Lauf der Natur nicht zu erwarten steht, und an den man nicht eher denken sollte bis wirkliche Gefahr vorhanden ist; sondern ganz unchristlich ist es damit gewiß nur auf ein recht reichliches Geben abgesehn, welches erbeten werden soll. *)

*) Bei dem gemeinen Mann erhalten solche Sätze die abergläubischen Vorstellungen von der Kraft des Gebetes; bei Andern erregen sie den wunderlichen Gedanken, die Prediger wenigstens wären zu diesem Glauben verpflichtet, weil sie ihn ja vortragen müßten.

Auch wäre zu wünschen, daß kein christlicher Regent es duldete, vielweniger forderte, daß sein und der Seinigen persönliches Wohlergehn noch gar auf eine so detaillirte und ceremoniöse Art zu einem stehenden sonntäglichen Gebetsartikel gemacht würde. Wie muß sich der Prediger drehen und wenden um nur eine Beimischung wahrhaft frommer Gesinnungen in diese Bitten hineinzubringen. Denn erstlich ist es ganz gegen den ruhigen frohen Geist des Christenthums im Gebet an ganz entfernte Möglichkeiten von Übeln zu denken, und so ganz besonders um das Leben ferngesunder Menschen zu bitten, die zur allgemeinen Freude aller Fülle des Wohlseyns genießen. Denn, wenn es überhaupt christliche Gesinnung ist zu glauben, der Herr wisse wohl was er thue, und unter seiner Leitung müsse alles zum allgemeinen und besondern Besten gereichen: warum soll die Familie des Regenten, die ja auch eine christliche Familie seyn will, hievon ausgenommen seyn? warum sollen die Gemeinen für sie dem Höchsten Bitten vortragen, die kein verständig Frommer für sich selbst thut; als ob sie nicht unter dem allgemeinen Gesetz ständen, daß die Abwechselung des Angenehmen und Unangenehmen in den Begebenheiten und Schickungen heilsam ja unentbehrlich ist?

Denkt man sich nun noch hinzu, daß auch bei der aufrichtigsten Verehrung und Zuneigung des Volkes für seinen Beherrscher bei diesen Gebeten sich allemal der Gedanke aufdringt, daß eben so auch würde gebetet werden müssen, wenn dieser Beherrscher ein Tyrann wäre und seine nächsten Umgebungen der Gegenstand eines allgemeinen und gerechten Abscheues; überlegt man wie sowohl jene Unreinheit der Gesinnung, als auch dieser begleitende Gedanke dazu beitragen müssen, daß der bessere Theil an dem Wesen und der Formel des Gebetes Anstoß nimmt, wie sehr er auch die Gegenstände desselben liebe und ehre, und daß für die Übrigen dieser Theil des Gottesdienstes schon vermöge seiner beständigen Wiederkehr, ein mechanisches bedeutungsloses Werk ist, das nur die Gleichgültigkeit gegen das Ganze vermehrt; so muß man einsehn, daß auch diese Einrichtung dem Werthschätzen der öffentlichen Religionsübungen nachtheilig ist; um so mehr da dem wahrhaft Frommen unter allen Äußerungen seiner Gesinnung keine heiliger ist als das Gebet, und ihm nichts mehr zuwider seyn muß, als ein solcher Mißbrauch desselben, der es zu einer Einkleidung unheiliger Gesinnungen macht. Zugleich möchte man fra-

gen, was wohl Regenten durch solche in manchen Fällen nur erzwungene und fast immer nur leere und scheinbare Bekenntnisse allgemeiner Anhänglichkeit und Theilnahme zu gewinnen meinen? Es läßt sich nicht denken, daß eine dieser Empfindungen wirklich dadurch sollte aufgeregt oder erhöht werden können. Sagt man vielleicht, es wäre dieses die einzige Gelegenheit, bey welcher ein großer Theil der Unterthanen, besonders auf dem Lande, an ihren Fürsten erinnert würde: so ist daß nur das Geständniß eines politischen Mangels, den man anders abhelfen sollte, nicht aber auf Unkosten der Religion für die alles in diesem Sinne politische gar nicht gehört. Auch ist dies gewiß nicht die Absicht sondern die ganze Einrichtung ist noch ein Denkmal jener Zeiten, wo man von dem Gebet der Christen das Wirklichwerden des Gebetenen erwartete. Dasselbe gilt auch von andern untergeordneten Artikeln, in den Kirchengebeten, die sich nach Maßgabe der politischen Organisation an diesen anschließen. Die einzige ganz gesunde und ächt christliche Idee darin ist die Bitte um Segen für die öffentliche Verwaltung und für die Berufstreue eines Jeden, und in keinem andern Sinne sollte für irgend einen Menschen

gebetet werden,*) aber grade diese wesentliche Bitte pflegt sich unter den vielen Privat und ökonomischen Angelegenheiten der mehresten zu verbergen.

So steht es mit allen Theilen der sonntäglichen öffentlichen Religionsübungen. Unter nicht geringeren Übeln seufzt auch die Verwaltung der Sakramente. Auch hier herrscht ein feststehendes, und eben deshalb todtes Formularwesen; weniger freilich bei der Taufe als beim Abendmahl. Aber auch nur deshalb, weil die Taufe meistentheils in den Häusern verrichtet wird, und bei solchen Handlungen die Prediger sich weniger an die allgemeinen Vorschriften binden. Dies ist indeß nicht das wünschenswürdigste Hülfsmittel, um jenem Uebel zu entgehen, weil so der Gemeine die unmittelbare Theilnahme an einer Handlung entzogen wird, welche sie ihrer Natur nach allerdings sehr interessirt. Ueberdies ist die

*) Ein anderes ist es mit den an vielen Orten üblichen Fürbitten für einzelne Personen die sich eben in bedenklichen Umständen befinden. Dergleichen können wenigstens ihrer Natur nach einen ächt christlichen Sinn haben und es ist daher hier nichts dagegen zu erinnern, wiewohl sie auch sehr schlecht und anstößig durch Schuld der Prediger behandelt werden.

Verlegung der Taufe aus der Kirche in die Wohnungen nicht allgemein, und zwar auf eine solche Art, daß Unterschiede, die sich nur auf sociale Verhältnisse beziehn, in die Religionsgesellschaft übergetragen werden, was niemals geschehen sollte *). Das Abendmahl aber, diese heiligste Feier der Christenheit, auf welche Art ist es nicht herabgewürdiget, so daß man sich wundern muß, wie und warum noch die wenigen Theilnehmer sich einfinden, welche diese Handlung jetzt zählt. Man kann sagen, von Anfang an ist die ganze Behandlungsart unbiblisch, dem Geiste der Religion und dem ursprünglichen Zweck der Sache zuwider. Daß überhaupt Beichte, Bekenntniß der Sünden und Ankündigung der Vergebung mit dieser Handlung verbunden werden, hat in der Stiftungs-Akte derselben gar keinen Grund: die Art aber wie es größtentheils in den [illegible]öhnlichen Formularen geschieht, ist so, daß [illegible] unvermeidlich Erinne-

*) Keine Befreiung von einem kirchlichen Gebrauch sollte für Geld zu haben seyn, und flösse es in die nützlichsten milden Stiftungen; es ist abscheulich daß derjenige, der eine religiöse Handlung in der Kirche verrichten läßt, dadurch zugleich seine Armuth beurkundet.

rungen an unrichtige des Christenthums unwürdige Vorstellungen sich daran knüpfen müssen. Schon deshalb also wird was bei dieser Feier in der Seele des Frommen natürlich vorgeht, durch die äußere Verhandlung gestört. Ferner findet sich in vielen Abendmahlsliturgien die schon öfters gerügte Zweiseitigkeit des Gesichtspunktes, indem häufig in das Christenthum der Theilnehmer Zweifel gesetzt, und sie mit empörender Deutlichkeit abgemahnt werden von den gröbsten Vergehungen. Über dies alles wird die ganze Handlung nur als eine Nebensache nach der Predigt, als ein Anhang oder auch kurz vor derselben abgemacht. Ja in den meisten Städten wird sie für den ersten Geistlichen der Gemeine zu geringfügig geachtet, und nur von seinen Diakonen verrichtet; und diese offenbare Nichtachtung wird noch durch die allzu häufige Feier vermehrt.

Diese nemlich vermindert die jedesmalige Anzahl der Theilnehmer, einige wenige Communikanten bleiben nach Entfernung der Gemeine in dem dunkeln großen Gebäude zerstreut, oft weiß keiner vom Andern oder steht mit irgend einem in der geringsten nähern Verbindung. Wie ist da wohl an eine nähere Vereinigung der Herzen, an eine Erneuerung des christlichen Bundes

zu denken? Auf dem Lande hingegen in zahlreichen Gemeinen ist bei dem gegenwärtigen Actus diese Feier nothwendig mit einer großen körperlichen Anstrengung für den Prediger verbunden, die schon für sich bei ihm und denen die sie bemerken, die Andacht vermindert, und noch mehr wird sie zerstreut durch das unordentliche Hin und Herlaufen zu der Stätte der Austheilung, wobei immer zu beachten ist daß nichts versehen wird, und welches ohnedies dem Charakter der Handlung ganz zuwiderläuft.

In der bisherigen Darstellung ist sorgfältig alles Fehlerhafte übergangen worden, was nur in der Verwaltung des Gottesdienstes, sofern sie von der Treue und Fähigkeit des Religionslehrers abhängt, seinen Grund hat; es ist ausschließlich auf die normalen Einrichtungen gesehen worden, die seiner Willkühr nicht unterworfen sind. Dennoch legt sie eine so große Masse von Zweckwidrigkeit und Verderbtheit vor Augen, daß wir es, gesetzt auch die Anzahl religiöser Menschen wäre noch sehr bedeutend, dennoch natürlich finden müßten, wenn der öffentliche Gottesdienst je länger je mehr verlassen würde. Die Maßregeln welche dagegen genommen werden müssen, ergeben sich eigentlich aus den Beschwerden von selbst: es ist nichts nöthig als sie

zusammenzustellen, um zu zeigen, daß so wie die Übel mit einander in Verbindung stehen, so auch die Hülfsmittel vortheilhaft in einander eingreifen. Bis wir einen zweckmäßigeren und erbaulicheren Kirchengesang haben laßt uns in unsern Zusammenkünften bei denen ohnedies die Rede die Hauptsache ist so wenig singen als möglich, nur so viel als nöthig ist um fremde Eindrücke, welche die Zuhörer mitbringen, zu vertilgen und die Stimmung des Gemüths überhaupt zu reinigen. Dies sey übrigens keine Regel auch für die Fälle wo sich ein zweckmäßiger und erbaulicher Gesang mit dem Vortrag in Verbindung setzen läßt, sondern nur eine Freyheit für die Fälle wo es nicht statt findet. *) Was man in den Städten zunächst benutzen könnte um Sinn und Lust für eindringenden Gesang zu erwecken, und nach und nach zu wahrhaft religiösen Gesängen zu gelangen, das wären die an festlichen Tagen fast überall üblichen Kirchenmu-

---

*) Eine solche keiner Regel unterworfene Abwechselung wird zugleich das schnellere Zusammenkommen der Gemeine befördern, und so wird der Gesang, wenn auch kürzer, wenigstens nicht mehr so nachläßig behandelt werden können als gewöhnlich geschieht.

sitzen. Hier hat der Prediger, wenn er sich mit dem Vorsteher des Gesanges freundschaftlich vereinigt und einige Mühe nicht scheut, die beste Gelegenheit, theils selbst religiöse Strophen zu dichten, wenn er das Talent dazu besitzt, theils alte und neue Gesänge zu benutzen, die in der bei der Gemeine eingeführten Sammlung nicht enthalten sind. Nur müßte die Gemeine nicht blos unthätig zuhören, sondern die Musik öfters von einzelnen Versen nach bekannten Kirchenmelodien unterbrochen werden, um Kunstsänger und Gemeine zu einem liturgischen und musikalischen Ganzen zu verbinden *).

Auch müßte dann die Kirchenmusik nicht blos ein Nebenwerk seyn, und der gewöhnliche lahme Gesang unmittelbar darauf den schönen Eindruck einer zweckmäßig gedachten und wohl ausge-

*) In den reformirten Kirchen pflegt weniger auf Kirchenmusik gehalten zu werden, auch musikalisches Talent unter den Predigern und Schullehrern nicht so häufig zu seyn; dieses aus Mangel solcher Bildungsanstalten wie die Chöre sind, jenes wegen Kleinheit der Gemeinen. Auch hier also würde sich der Nutzen der wiederhergestellten Kirchengemeinschaft bewähren, um auch diese Gemeine jener Verbesserung theilhaft zu machen.

führten Musik verdrängen; sondern um sie desto mehr zu ehren, müßte sie eine eigne, von der Rede ganz abgesonderte Zusammenkunft ausmamachen, mit welcher höchstens das Gebet könnte verbunden werden. Warum soll auch jeder, der sich durch Poesie und Musik, vielleicht bis zur Befriedigung religiös aufgeregt hat, nun noch unmittelbar darauf eine Rede hören müssen, und durch so nahe Verbindung zwei ganz verschiedener Eindrücke einem jeden einzelnen schaden? Auf dem Lande kann wohl nur durch die Schulen auf das künftige Geschlecht in dieser Hinsicht vortheilhaft gewirkt werden. In den Anstalten zur Vorbereitung der Landschullehrer und in den Industrieschulen, in denen sie zugezogen werden, wird im Ganzen viel auf den Gesang gehalten. Das ist sehr löblich, wenn es nur immer nach den richtigsten Grundsätzen geschähe. — In der Rede vergönne man dem Prediger jede Freiheit der Form, nicht etwa um durch Neuheit und Abwechselung anzulocken, sondern damit er für jeden einzelnen Gegenstand seinen Geist und seine Kenntniß, von den Bedürfnissen seiner Gemeine folgen könne. Denn nur wenn er sich bei seiner Rede an keine andere Form binden darf, als an diese, wird sie Frucht bringen und gedeihen. Je-

der verständige Landprediger wird dann gewiß mit Freuden die Fesseln der rhetorischen Disposition abschütteln, und wenn er sich selbst überlassen ist, den rechten Weg leicht finden, der wahrscheinlich der seyn möchte, sich so viel möglich der dialogischen Form und Composition zu nähern. In den Städten aber sollte man, so lange die gänzliche Vermischung der Zuhörer Statt findet, und der Prediger nicht wissen kann, was für einen Theil seiner Gemeine er vor sich haben wird, von jedem verlangen können, daß er nicht nur auf verschiedene Arten seinen Gegenstand vorzutragen, sondern auch auf verschiedene Gegenstände hinreichend vorbereitet sey. Denn nur allzusonderbar sticht oft Thema und Ausführung ab gegen die Beschaffenheit der versammelten Zuhörer. Je schwieriger aber diese Forderung ist, um desto mehr sollte man darauf bedacht seyn, in denen gottesdienstlichen Versammlungen, in welchen die Rede die Hauptsache ausmacht, die verschiedenen Stände, welche eine ganz verschiedene Sprache und Behandlung erfordern, auf eine gute Art von einander abzusondern. Dies wäre sehr leicht zu bewerkstelligen, wenn die verschiedenen Predigten in solche Zeiten verlegt würden, deren jede nur einen von beiden

Theilen bequem wäre *). Bei der ungleichen Art, wie die Vornehmeren und Geringeren ihren Tag anfangen und unterbrechen, könnte dies keine Schwierigkeiten machen. Nur müßte es den Predigern eines jeden Ortes frei stehen, Anordnung und Zeit der gottesdienstlichen Versammlungen der Lokalität gemäß zu bestimmen, und nach Maaßgabe der Jahreszeit und besonderer Umstände zu verändern. Um aber den Predigern mehr Gelegenheit und Befugniß zu geben, sich über den gewöhnlichen Kreis, behandelter Gegenstände hinaus zu wagen und in manches eigenthümliche und besondere tiefer hineinzugehn, ist es vorzüglich nothwendig, die Anzahl der in einem höhern Grade festlichen Tage zu vermehren, wohl ver-

*) Auch dies würde erst nach hergestellter Kirchengemeinschaft beider protestantischen Parteien für beide vollständig ausgeführt, und so die Talente eines jeden Predigers auf beste geltend gemacht werden können. Wo sie aber ziemlich gleich sind, sollte man die Weise der Französischen Colonien befolgen, die Prediger abwechselnd in allen Kirchen und zu allen Zeiten predigen zu lassen, um theils jener Absonderung jeden verdächtigen Schein zu benehmen, theils zu verhindern, daß sich nicht nach diesem Maaßstabe eine Art von Rangordnung der Prediger in der öffentlichen Meinung festsetze.

standen nicht außer den gewöhnlichen Sonntagen, sondern an denselben. Wir haben jetzt außer den Festen, die sich unmittelbar auf die christliche Geschichte beziehen nur drei Festtage, den Neujahrstag, den Bettag und das Erndtefest. Letzteres gewährt aus einem allgemeinen religiösen Gesichtspunkt betrachtet, als das Fest des Ackerbaues, der die Grundlage aller geselligen Bildung und somit auch der Ausbreitung der Religion ist, einen so unerschöpflichen Stoff der Unterhaltung, daß es gewiß jedem rechtschaffenen Prediger willkommen seyn müßte, wenn ihm noch ein anderes, etwa gegen die Zeit wenn die Frühjahrsaaten beendigt sind, gegenüberstände. Man nehme die allegorische Bedeutung hinzu, welche dieser Handlung in der Schrift beigelegt wird, und man wird an der Fruchtbarkeit eines solchen Festes nicht zweifeln. Die Bet oder Bußtage haben historisch gewiß einen abergläubischen Ursprung, nemlich den Endzweck, die allgemeinen Landplagen durch Sündenbekenntniß und Buße hinweg zu beten. Dies sieht man deutlich nicht nur aus den alten Gebeten, sondern auch aus der Art wie noch jetzt in mehreren Ländern solche Tage außerordentlich bei ausbrechenden Kriegen und in ähnlichen Fällen angeordnet werden. Jetzt können wir sie wohl, wenn wir uns nur

daran halten, daß die weltliche Obrigkeit sie eigentlich ansetzt, nicht anders ansehn, als daß die höchste bürgerliche Gewalt dadurch ausdrücklich anerkennen wolle, wie wichtig wahre Religiosität für das gemeine Beste sey. Von dieser Seite betrachtet würde wohl Niemand etwas dagegen einwenden, wenn wir wieder wie ehedem vier solche Tage hätten. Diese wären auf eine besondere feierliche Art der religiösen Betrachtung bürgerlicher Verhältnisse und Tugenden bestimmt, und in ihnen also auch ein Gebet, welches das wichtigste aus unsern Kirchengebeten zusammenfaßte ganz an seiner Stelle; so selten gebraucht und in solchen Zusammenhange würde denn auch dieses seinen rechten Eindruck machen. Eben so würde auf diese Tage am zweckmäßigsten die Erinnerung an wichtige oder neue Gesetze verlegt *). Erinnerung, nicht Ablesung, diese ist in den meisten Städten wo die Kunst des Lesens bei jedem vorausgesetzt wird und alle Gesetze an bestimmten öffentlichen Orten anzusehen sind ganz überflüssig. Auf dem Lande, wo beides

*) Vorzüglich an solche, die auch von gutdenkenden Menschen aus Mißverstand oft nicht genug geachtet werden, und sich also zu belehrenden Erörterungen in der Kirche wohl eignen.

nicht der Fall ist, veranstalte man eine Ablesung; aber soll sie der Prediger verrichten so geschehe es vermöge eines besondern Auftrages, nöthigenfalls in der Kirche aber nicht während einer gottesdienstlichen Versammlung, sondern die Gemeine werde dazu als Dorfschaft von Obrigkeitswegen besonders zusammen berufen. Diese Zusätze welche sich unmittelbar aus dem ergeben, was schon vorhanden ist, könnten leicht und geradezu realisirt werden. Wie aber können wir es machen, um besser als jetzt geschieht auch die Eigenthümlichkeiten, die im Geschlecht, im Alter, in den natürlichen Verhältnissen ihren Grund haben, in das Intresse der Religion zu ziehen? Zu beneiden ist auch hierin die schon öfters gelobte Brüdergemeine. Dort haben Kinder, Knaben, Mädchen, Jünglinge, Jungfrauen, Eheleute, Verwittwete ihre eigenen festlichen Tage, wo das Besondere ihrer Verhältnisse der Gegenstand der Betrachtung und Belehrung ist, und so durch sehr einfache Veranstaltungen ein höherer Grad von Besinnung über ihren Zustand bewirkt und das ganze Gemüth aufs neue und inniger von religiöser Kraft durchdrungen wird. Wäre sie nur eben so leicht nachzuahmen als zu beneiden! Allein diese Einrichtungen lassen sich nicht aus ihrem einheimischen Boden herausrei-

ßen, und es würde unmöglich seyn, sie unter uns zu verpflanzen. Für die Jugend, die noch eines gemeinschaftlichen Unterrichts genießt, wäre am leichtesten zu sorgen. Anstatt die Kinder so zeitig, als an vielen Orten noch immer zur Ungebühr geschieht, in die öffentlichen Predigten zu führen, welche für sie gar nicht berechnet sind, sollte jede Erziehungsanstalt wöchentlich eine Stunde aussetzen, in welcher irgend ein Prediger die Kinder auf eine ihrem Geist angemessene Art unterhielte, und das erste Erwachen der Religiosität in ihnen zu befördern und zu lenken suchte. Am wirksamsten würden diese Vorträge da seyn können, wo schon Knabenschulen und Töchterschulen von einander gesondert sind, und wie jetzt häufig geschieht, durch schönen und feierlichen Gesang für diese Eindrücke schon Bahn gemacht worden ist. Denn die Tonkunst ist von Natur die beste Vorbereitung für die Religion. Was aber die übrigen Verhältnisse betrifft, so kann wohl nur vermittelst der Handlungen, durch die sie schon jetzt in Verbindung mit der Religion stehn, auch ein näheres religiöseres Interesse in ihnen erregt werden. Verlobte zum Beyspiel werden in den Kirchen öffentlich aufgeboten, und wiewohl dies eigentlich eine bürgerliche Handlung ist, so werden sie doch zugleich der Fürbitte

der Gemeine empfohlen und dadurch das religiöse Interesse bezeichnet. Auch ist es an den meisten Orten üblich, daß bei der ersten Gelegenheit nach vollzogener Verbindung die Neuvermählten gemeinschaftlich die Kirche besuchen. Setzte man dieses weiter hinaus und bestimmte nach Verhältniß der Gemeine halbjährig oder vierteljährig einen Sonntag, an welchem die unterdeß geschlossenen Ehen der besondere Gegenstand der öffentlichen Theilnahme würden, so könnte dies dazu dienen, auf die feierlichste Art die Ehe und die Grundsätze des häuslichen Lebens von ihrer religiösen Seite darzustellen. *)

Wäre es möglich es auch mit der Taufe dahin zu bringen, daß sie nur an gewissen Tagen öffentlich und feierlich vor der Gemeine vollzogen würde, so würde nicht nur diese Handlung auf die würdigste Art der öffentlichen Theilnahme wiedergegeben und richtigere Vorstellungen

---

*) Noch festlicher und eingreifender würde dies da seyn, wo die Bestätigung der Ehe eine blos bürgerliche Handlung ist, indem da an solchen Tagen allen Ehen erst die religiöse Einsegnung könnte gegeben werden.

darüber desto leichter verbreitet werden *), sondern diese Tage würden sich auch bei zweckmäßiger Behandlung in schöne Festtage der Mütterlichkeit und also der Weiblichkeit überhaupt verwandeln. Eben so sollte anstatt der mit Recht immer mehr aus dem Gebrauch kommenden Leichenreden von Zeit zu Zeit ein öffentliches Andenken der verstorbenen Mitglieder der Gemeine gefeiert werden. Mit Rührung erinnert sich der Verfasser an den schönen Eindruck, den es bei einer der angesehensten Gemeinen einer großen Stadt machte als vor wenigen Jahren ein würdiger allgemein verehrter Religionslehrer gelegentlich diese Idee ausführte. Er ist gewiß bey vielen noch nicht verlöscht dieser Eindruck. Man könnte vielleicht auf dieses Beispiel sich berufend sagen, eben so könnte ja jeder Prediger für sich diesen und die übrigen angeregten Gedanken und vielleicht noch manche andere, wo es sich thun ließe, gelegentlich ausführen, ohne daß es allgemeine festgesetzte Feiertage seyn dürften, die ja, was immer mißlich ist, als eine Neuerung förmlich un-

*) Gewiß würde so am besten der Aberglaube der Nothtaufe ausgerottet, und zugleich auch dem abgeschmackten Widerwillen einzelner Menschen gegen diese Handlung begegnet werden.

ter Autorität müßten eingeführt werden. Letzteres ist aber in Absicht dieser Vorschläge nicht die Meinung; sondern, daß sie zuerst durch eine Übereinkunft des Predigers mit dem bessern Theil seiner Gemeine veranstaltet, nur durch den Beifall, den sie sich verschaffen werden, sich selbst einführten. Und was die Sache selbst betrifft, so macht es allerdings einen wesentlichen Unterschied, ob etwas nur gleichsam zufällig in Anregung gebracht wird, oder ob die Gemüther darauf vorbereitet, und eben dadurch jedes Eindrucks empfänglicher sind. Rede einer zum Beispiel zu einer gewöhnlichen Zeit, wo er eben so gut jeden andern Gegenstand wählen könnte, vom Tode Christi, er wird gewiß einen weit geringern Eindruck machen, als wenn er dasselbe am Charfreitage sagt, wo die Gemüther schon im voraus von der Sache durchdrungen sind. Der feierlichste Tag aber und von dem wichtigsten Einfluß auf Förderung und Befestigung der Religion sollte der seyn, an welchem die jungen Christen zur Gemeinschaft des Abendmahls aufgenommen würden. Förmlich genug wird er freilich an den meisten Orten begangen, aber leider sehr unzweckmäßig, weniger ein Fest der Religion als der Neugierde und der Eitelkeit. Überhaupt ist wohl eine Schaustellung der Religionskenntnisse, wel-

che sich junge Christen erworben haben, bei dieser Gelegenheit nicht an ihrer Stelle. Denn Einsichten, wie sie bei einer solchen Prüfung dargelegt zu werden pflegen, leisten keine Bürgschaft in Absicht der Würdigkeit in den Bund der Christen aufgenommen zu werden; gewöhnlich sieht man dabei nur die Überlegenheit Einiger über die Andern in Talenten, die eine große Nebensache sind; und überhaupt muß die Gemeine es dem Prediger zutrauen, daß er das Seinige gethan haben wird, um seine Zöglinge nach Maaßgabe ihrer Fähigkeiten auch in der Erkenntniß zu fördern. Lieber gebe man ihnen Gelegenheit auf eine kunstlose und unverdächtige Art ihre Gesinnungen zu äußern; aber die Hauptsache sey ihnen die neue Lebensstufe, welche sie ersteigen, in ihrer ganzen Würde darzustellen, und sie über ihre Natur und ihren Zustand zu einer solchen Klarheit der Besinnung zu bringen, deren Erinnerung ihnen auf lange Zeit zum Leitstern ihres Lebens dient. Dem Abendmahl selbst sollte jedesmal eine eigne Zusammenkunft gewidmet seyn, die Feier sollte selten seyn, damit immer ein ansehnlicher Theil der Gemeine sich dabei einstellte, und ein Ritus sollte eingeführt werden, welcher mehr die Ruhe und Stille beförderte, die dem Charakter der Handlung so an-

gemessen ist, und welcher zugleich dem Prediger die körperliche Anstrengung erleichterte. Das vollkommenste Muster wäre auch hierin freilich die Brüdergemeine: allein der Hauptzweck ließe sich wohl auch erreichen, ohne so weit von dem bisher üblichen abzugehen. Dagegen könnte jede auf das Abendmahl sich beziehende Zusammenkunft am Tage vorher füglich unterbleiben, weil sie nicht nur den Eindruck auf eine unnütze Art zertheilt, sondern auch in der bisherigen Gestalt wenigstens, es sey nun als Beichte oder als Vorbereitung, zu falschen Vorstellungen sehr natürlich verleitet. Vor allen Dingen aber müßte hier mehr als irgendwo der Prediger von dem Zwang aller Formulare befreit seyn, die diesen heiligen Gegenstand kaum anders als trocken und unzart behandeln können. Dem was oben schon gesagt worden, warum Formulare, auch die besten, immer sehr bald gedankenlos behandelt werden, ist hier noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß ein Formular seiner Natur nach sich nie zu dem Grade von Innigkeit erheben kann, den nur der Augenblick eingiebt, eben weil es nicht ein Erzeugniß des Augenblicks ist, sondern etwas bleibendes; es würde seinen Charakter verläugnen und deshalb auch so keine Wirkung thun. Daher können solche Vorschrif-

ten, wenn man sie ja zulassen will, nur für gewöhnliche Zustände gemacht werden. Im Abendmahle aber, wie es in einem Augenblick der Begeisterung gestiftet und gewiß in einem eben solchen spätern für eine bleibende Einrichtung erklärt wurde, herrscht auch durchaus eine christliche Begeisterung, die jeden fremden gleichförmigen Leitfaden verschmäht. Auch ist es viel zu vielseitig, als daß einige Formeln seinen ganzen Sinn erschöpfen könnten, und es bleibt besser dem Prediger selbst überlassen, jedesmal eine dieser vielen Seiten hervorzuziehen.

Keines von den hier geäußerten Wünschen leidet an einer natürlichen Unausführbarkeit; nur dem üblen Willen vervielfältigt sich durch sein geschliffenes Glas auch das Einfachste zu einem Gedränge verzerrter Gestalten, durch welches er keinen Ausweg sieht. Jede Ausschmükkung ist absichtlich unterlassen worden, und doch wird hoffentlich Jeder, dem die Sache am Herzen liegt, einräumen, daß wenn wir diesen Weg beträten, die religiös gesinnten Menschen sich wieder fleißiger in unsern Versammlungen einfinden würden. Jede derselben würde mehr Einheit gewinnen, und das Ganze mehr Mannigfaltigkeit und Umfang, so daß die Wirksamkeit der Anstalt zu ihrem Zweck in zwiefachem Verhält-

niß zunehmen müßte. Wäre nun so viel störendes hinweggethan und jede Kraft so entbunden, daß man ihre Wirkung frei und rein genießen könnte, dann würde die so oft gehörte Klage, daß es viel zu viel gottesdienstliche Versammlungen gäbe, sich wenigstens bei den Freunden der Religion eher in die entgegengesetzte verwandeln. Bis wir aber auf diesem Wege bedeutend fortgeschritten sind, und um es desto ungestörter zu thun, sollte man wenigstens in den Städten keine religiöse Privatversammlung unterdrücken oder stören, so fern sie nämlich weder Geheimnißkrämerei triebe, noch eine eigene Sekte bilden wollte, welcher Fall wenigstens nicht hierher gehört, und sofern das Ansehn eines würdigen und qualificirten Mannes Bürgschaft dafür leistete. Dieß ist eine wichtige und nicht genug zu empfehlende Maaßregel. Denn nicht nur muß überall, wo sich fromme und gleichgesinnte Menschen verbinden, etwas Gutes für diese Angelegenheit die Folge seyn, wenn sie auch nichts weiter beabsichtigen, als sich so lange ihnen der öffentliche Gottesdienst noch nicht behagen kann, nach ihrer Weise besser zu erbauen. Sondern gewiß würden auch, wenn es nur vergönnt wäre fromme und verständige Prediger, denen die Verbesserung des Kirchenwesens ein Ernst ist, die ähnlich gesinnten

Mitglieder ihrer Gemeine zu besondern Versammlungen zu vereinigen suchen. Hier könnten zuerst Versuche des Besseren gemacht werden, die dann, wenn die Theilnahme sich erweitert hätte, um so eher ohne Geräusch und mehr gewünscht als sich aufdringend in den öffentlichen Gottesdienst nach und nach könnten übergetragen werden. Denn von der Hartnäckigkeit, mit welcher die Menschen sich oft um das Alte versammeln, ohne es unmittelbar zu achten, ist die feindselige Zudringlichkeit des Neuen nicht die kleinste Ursach. Dies ist eine alte Wahrheit, aber sie kann nicht oft genug wiederholt werden, und jeder der etwas neues begehrt, zumahl in Sachen der Religion, kann nicht laut und deutlich genug sagen, daß er sie anerkennt.

Es bleibt noch die Frage übrig, gesetzt diese und ähnliche Verbesserungen, wären auch der richtige Weg um dem öffentlichen Gottesdienst mehr Werth für religiöse Menschen zu geben, und diese wieder zu Freunden desselben zu machen, ob sie auch das Mittel seyn könnten, diejenigen deren Sache die Religion nicht ist, ihr zu nähern und für sie empfänglich zu machen? Vielleicht würden auch dies nicht viele verneinen wollen. Wenigstens ließe sich eine Analogie anführen, gegen die wenig zu sagen wäre; und

überhaupt ist es allgemeine Erfahrung, daß alles Einfache, Anspruchslose, dessen Sinn und Charakter in die Augen springt auch Menschen von reinem graden Sinn am meisten an sich zieht. Doch dem sey wie ihm wolle, so bleibt es bei dem Grundsatz, daß für diejenigen, deren Sache die Religion nicht ist, auch in den äußern Anstalten derselben nichts besonders geschehen kann, sondern nur was sich von selbst findet. Sollten wir denn aber überhaupt davon ausgehen, daß es Menschen unter den Christen giebt, die keine Religiosität haben, in denen sie aber doch vermittelst unserer Religionsübungen, wenn diese nur auf eine bestimmte Art eingerichtet wären, noch könnte erweckt werden? Geschieht nicht vielmehr von Jugend auf genug, um diese Anlage in den Menschen zu beleben? und liegt nicht im obigen schon die Anweisung, daß noch mehr geschehen solle? Frömmigkeit in den Kindern zu erregen ist das liebste Geschäft verständiger und gefühlvoller Mütter; wenn wir also in diesen selbst die Religiosität inniger und lebendiger erhalten, und ihnen der Prediger nicht nur mit Rath und Aufmunterung, sondern thätig durch seine Unterhaltungen zu Hülfe kommt so wird dieses schon viel bewirken. Der eigentliche Religionsunterricht soll dieses Werk vollenden, und

wenn er zweckmäßig vertheilt wird, warum sollen wir nicht hoffen, daß Liebe zur Religion überall aufgehn werde, wo nicht schon ein fester böser Wille sich zeitig entwickelt hat. Von diesem Religionsunterricht hat hier nichts besonders gesagt werden können, weil die Willkühr des Predigers dabei von keinem äußern Gesetz behindert wird. Denn daß Lehrbücher vorgeschrieben werden, welche zum Grunde gelegt werden sollen, ist in der That nur der Schein eines Zwanges. Unmöglich kann jeder Prediger sein eigenes verfassen, und jeder wird gewiß in jedem Manches finden was er anders wünschte, auch wird ihn niemand hindern die Ordnung des Lehrbuchs durch einander zu werfen, zuzusetzen was ihm nöthig scheint, auszulassen was er für zweckwidrig hält, ja auch, dem Lehrbuch erklärend zu widersprechen, wenn dies je sollte geschehen müssen. Eine auch hier besonders zu empfehlende Maßregel, die Trennung der Geschlechter steht in jedes Belieben, und ist in der That um so nöthiger, weil die Klage ziemlich allgemein zu werden anfängt, daß Knaben aus den großen Schulen schon mit Meinungen und Grundsätzen in den Religionsunterricht kommen, um derentwillen sie mit besonderer Aufmerksamkeit müssen behandelt werden, und die dem weiblichen Geschlecht

ganz fremd sind.*) Hier also kommt alles auf den Prediger an, auf seine Lehrweisheit und

---

*) Es ist zu hoffen daß auch dieses Übel, wenn früher — ohne alle Beziehung auf Dogmen, die sie nicht verstehen können — auf das religiöse Gefühl der Kinder gewirkt wird, mit der Zeit abnehmen werde. Indeß giebt es Menschen, die nicht religiös werden wollen und diesen Entschluß sehr zeitig verkündigen. In Hinsicht auf diese ist folgender Wunsch zu natürlich um unterdrückt zu werden, aber vielleicht zu wenig der Zeit gemäß um seine Erfüllung zu hoffen. Man zwinge sie doch nicht sich heuchlerischer Weise durch den Mitgenuß des Abendmahls auf eine nähere Art an die Frommen anzuschließen. In der ersten Kirche gab es mehrere Grade unter den Christen, warum soll es jetzt nicht wenigstens diesen geben? Die Confirmation erhöht gewissermaßen die bürgerliche Gültigkeit, dies kann sich aber doch unmöglich auf den Genuß des Abendmahls beziehen, sondern nur darauf daß der religiöse und moralische Unterricht beendigt ist. Man trenne also doch beides. Dieses Zeugniß gebe man Allen; in den näheren Bund der Christen nehme man aber nur diejenigen auf, die es würklich wünschen. Keine Art von Schmach müsse auf diesem Unterschiede ruhn, sondern die Ehre der Aufrichtigkeit. Sie sollen auch für Christen gelten in jeder bürgerlichen Hinsicht, und unsere Kirchen sollen ihnen immer offen stehn, um es auch im höheren Sinne zu werden.

seine mittheilende Wärme für die Sache. Auch setzt das bisher gesagte theils ein größeres Vertrauen zu den Predigern voraus, schon weil sie des Zwanges und der fremden Eingebungen, die nur durch ihren Mund reden sollen, entbunden werden; theils sind die meisten Vorschläge von der Art, daß sie nur dann etwas wirken können, wenn der Stand der Religionslehrer aus Männern von ächter Frömmigkeit und gründlichem Verstande besteht. Daß selbst unter dieser Voraussetzung die vorgezeichneten Abänderungen der äußeren Form heilsam seyn werden, damit die Lehrgaben sich besser entwickeln und kräftiger wirken können, sey das Resultat des bisherigen. Daß aber die beste Form unnütz wird durch eine schlechte Verwaltung, ist gewiß allgemeine Überzeugung; und so beruhen alle unsere Hoffnungen auf dem, was die folgende Untersuchung ergeben wird.

2.

Von der Beschaffenheit der Religionslehrer.

Es ist in der That ein schwieriges Unternehmen ein wahrhaftes Zeugniß darüber abzulegen, wie im Durchschnitt diejenigen beschaffen sind,

welche den geistlichen Stand ausmachen. Man klagt, man zuckt die Achseln, aber man verbirgt lieber sich und Anderen das Meiste, und niemand will grade heraus sagen wie die Sache eigentlich steht. Daher auch zu besorgen ist, daß die Besseren, die sich in einer solchen Schilderung unmöglich erkennen können, sie für übertrieben halten werden, wenigstens diejenigen unter ihnen: welche durch ihre wahren Verdienste auch zu glänzenderen Stellen erhoben worden sind, und also an Orten leben, wo sie mehrere ihres Gleichen sehn, aber wenig Gelegenheit haben den großen Haufen zu beobachten, von dem sich ihnen nur Einzelne, und immer im Feierkleide nähern. Diejenigen aber die eigentlich zu diesem Haufen gehören, und sich in der beschriebenen Durchschnittslinie bewegen, werden sich erdreisten über boshafte Verläumdung zu schreien, darauf fußend daß man doch bisher säuberlich mit ihnen verfahren ist. Wenn sich nehmlich der Verfasser einen Geistlichen denket, wie es allerdings Einige giebt, der mit thätigem Eifer für die Sache alles leistet, was unter so beschränkten Umständen, als die bisherigen, möglich ist, der nicht nur den Geist christlicher Weisheit in seiner Amtsführung niemals verläugnet, und dieser alle äußerlichen Rücksichten unterordnet, weil sein Beruf

auch wirklich sein Zweck ist, sondern der durch sein Leben noch mehr wirkt als durch seine unmittelbare Amtsführung, indem dieses seine Lehren erklärt, und der alle seine Verhältnisse und Schickungen im Geist der Religion behandelt; wenn er sich einen solchen denkt, und er kennt solche zu seiner Freude: so kann er nicht umhin sich deutlich bewußt zu werden, daß es nicht leicht einen Stand in der Gesellschaft giebt, der seine Bestimmung so wenig erreichte, und dessen Mitglieder ihre Pflichten so schlecht erfüllten, ja daß der bei weitem größte Theil derselben in allen Stücken, in Ausbildung, in Kenntnissen, in Gesinnung, sehr tief unter dem stehe, was ihr Stand erfordert. Es soll hier gar nicht von denen die Rede seyn, die sich als verworfene Menschen auch äußerlich auszeichnen, durch gemeine Unsittlichkeiten den Wohlstand verletzen, sich in schlechter Gesellschaft umhertreiben, und sich niedrigen Lastern ergeben; wiewohl ihre Anzahl nicht ganz unbedeutend ist, und durch die Gelindigkeit noch mehr anzuwachsen droht, welche aus Mitleid mit Privatverhältnissen aber zum großen Nachtheil der wichtigsten öffentlichen Angelegenheit nur allzuoft gegen sie ausgeübt wird. Die Rede soll nur seyn von dem großen Haufen derer, denen man nichts schlimmes nachsagen

kann, als eben das schlimmste, daß sie nehmlich keinen inneren Trieb und Beruf haben zu ihrem Amt, sondern es nur treiben als das Mittel zu ihrer Subsistenz, daß die Religion, die sie vortragen, in ihnen selbst nicht Geist und Leben ist, sondern entweder bewußte Heuchelei, oder doch nur bloßes Meinen, eingelerntes Werk, das sie nun für ihre Überzeugung halten. Betrachtet nur ihre Vorträge, wie eitel sie buhlen um Beifall, dieser bei der Jugend, jener beim Alter, dieser bei den Abergläubigen, jener bei den Aufgeklärten, oder wie gleichgültig sie sie abhaspeln ohne Spur eines eignen Gefühls für die Sache, oder eines herzlichen Interesse an denen, die ihnen zuhören; wie eine Schularbeit haben sie die Rede gemacht, und gewöhnlich nur einem andern Muster nachgeschnitten. Denn woher jene ungeheure Menge von Magazinen, Dispositionen, Kanzelmaterialien, und wie die Polster der Trägheit und Geistlosigkeit alle benannt werden, woher, wenn nicht nur allzu viele das Bedürfniß haben oder die Bequemlichkeit lieben sich vordenken zu lassen? Aber auch als Bequemlichkeit kann es nur der brauchen, der doch nicht selbst, sondern nur in einer fremden Person denken und arbeiten würde. Oder braucht der, der selbst im Geist des

Christenthums lebt und denkt, und so auch die Schrift studirt hat, erst solche Zaubersprüche um diese Schrift auf einen Augenblick für sich zu beleben? oder muß der, dessen eigne Grundsätze und Überzeugungen die Wahrheiten der Religion sind erst fremde Gedanken zusammensuchen, um sie darzustellen? Kann er das, was sich in ihm selbst bildet, und aus seinem eignen Geist, aus seiner eignen Erfahrung hervorwächst in eine fremde Form gießen? Unmöglich. Aber dem muß solche Hülfe willkommen seyn, der in sich selbst nichts findet, der leer und unkundig ist dessen was er reden soll. Und doch gehören die, welche so arbeiten, immer noch zur bessern Hälfte denn wie sehr groß ist nicht die Anzahl derer, die sich auch diese Mühe nicht einmal nehmen, aus Trägheit, oder die Hülfsmittel nicht anschaffen aus Geiz, oder sie nicht zu benutzen wissen aus Unverstand, und daher die ungewaschensten Saalbadereien ungescheut zur Kanzel bringen. Betrachtet ihre übrige Amtsführung, wie sie keine Spur zeigt von Liebe, von Eifer, von Wahrheit; wie sie Alles hegen und beschönigen was ihnen Geld bringt oder Ehre, wären es auch Irrthümer und Verkehrtheiten, wie sie alles im voraus für unmöglich halten, was ihnen nur Arbeit macht. Redet mit ihnen von irgend

einem Theile ihres Geschäfts, und wenn es euch vorkommt als verstündet ihr euch gegenseitig nicht recht und sprächet nebeneinander weg, so merket nur auf, ob sie nicht, indem Ihr an die Förderung des Guten, an das Wohl der Gemeine denkt, Alles nur auf den Erwerb beziehn und nur an Rücksichten und Collisionsfälle denken. Selbst viele von denen, die sich lebhaft für manche Verbesserung interessiren, oder sich des Schulwesens annehmen, sind doch nicht besser. Jenes ist oft nichts als kraftlose Nachbeterei, und sie würden keinen Finger rühren, wenn es die geringste Aufopferung kostete; dieses ist oft nur Eitelkeit, die sehr natürlich den Weg einschlägt, der so laut angepriesen wird. Betrachtet ihr Leben, ob ihr darin eine Spur findet von einem besseren höheren Geiste, oder nicht vielmehr alles ganz gemein, ihre Ehe, ihr Hauswesen, ihre Kindererziehung; ganz ohne Liberalität ihr Betragen gegen Patron, Gemeine, Hausgesinde und was sonst mit ihnen zu thun hat; ganz gemeine Fehler und Leidenschaften hervorstechend, die einen Menschen ohne alle feineren Sinn, ohne alle höhere Forderungen an sich selbst verrathen. Uebedieß Müßiggang und Langeweile, sobald Geschäfte nicht treiben und gesellige Zerstreuungen nicht helfen, oder wenn

es hoch kommt irgend eine Liebhaberei, die auch ohne Geist und ohne Gefühl getrieben wird. So sind sie, und man sucht die Schuld davon in mancherlei äußerlichen Dingen, in der erschöpfenden Menge der Geschäfte, in der niederdrückenden Spärlichkeit des Einkommens sehr mit Unrecht. Ueber allzuviele Geschäfte haben nur die wenigen zu klagen, deren Kirchspiel offenbar zu weit ausgedehnt ist, und auch da sind nur die Sonntage die recht beschwerlichen Tage, alles andere läßt sich zweckmäßig vertheilen. Auch klagen sie selten über diesen Punkt, sondern rühmen sich dessen vielmehr mit inniger Freude: denn wenig zu thun giebt auch schlecht zu leben. Man denke sich aber einen Prediger, dem es Ernst ist um seinen Beruf auch unter der größten Geschäftslast. Er wird vielleicht Manches mit wenig Lust verrichten, nemlich nicht das, was nichts einbringt, sondern das was nichts fruchtet und nur als leere Ceremonie behandelt und hingenommen wird; er wird vielleicht nicht so viel Fleiß auf Manches wenden als er wünschte, es wird vielleicht oft an aller Kunst und Künstelei fehlen; aber im rechten Geist und mit Liebe wird doch alles gethan seyn, und die Weisheit, die aus der eigenen Tugend und der wohlgenutzten Erfahrung hervorgeht wird doch niemals fehlen. Gebt aber

dem, der diese einmal nicht ehrt auch die mäßigsten Geschäfte; die leere Zeit wird ihn wahrlich zu keinem andern Menschen machen. Das spärliche Einkommen ist leider ein häufigerer Fall. Allein der Mangel kann zwar einen niedrigen Menschen zu niedrigen Handlungen verleiten, die er sonst nicht würde begangen haben, aber nicht einen edlen erniedrigen. Der Mann von liberalem Geist von festem wahrhaft religiösen Charakter kann durch ihn niedergedrückt, er kann verhindert werden von mancher Seite wozu es äußerer Hülfsmittel bedarf an seiner Verbesserung so wie er wünschte zu arbeiten, verhindert werden denen die gern alles recht handgreiflich haben wollen von mancher Tugend solche Beispiele zu geben die ihnen vernehmbar wären: aber niemals wird sein Charakter umgekehrt, niemals wird er zu Handlungen verleitet werden, die demselben zuwider wären. Denn kein Mensch kann glauben, daß es ihm unmöglich wäre zu subsistiren ohne sein Inneres aufzuopfern; diese Täuschung kann nur durch plötzliche seltene Unfälle entstehn; sie ist die eigentliche Verzweiflung, deren der religiöse Mensch am wenigsten fähig ist. Was aber Jemand thut bloß um es besser zu haben, das hätte er auch ohne Mangel gethan, denn ein besser giebt es überall. Hier-

aus ist wohl deutlich genug, daß alles auf die Gesinnung ankommt, und daß wenn ein Prediger nur die rechte Gesinnung zu seinem Amte mitbringt die ungünstigen Verhältnisse desselben sie ihn nicht leicht nehmen werden. Aber eben hier, höher hinauf als man gewöhnlich zu thun pflegt, müssen wir den Siz des Übels aufsuchen. Man betrachte nur die meisten Kandidaten des Predigtamtes ehe sie die Weihe empfingen; eitle sinnliche Bursche denen ihr Stand längst unbequem ist, so sehr daß sie ihn lieber verläugneten, die sich vor dem Joche scheuen, in das sie sich bald werden fügen müssen, und unterdeß noch des Lebens genießen wollen, so lange Furcht und Scham es zulassen. Oder fleißige seufzende Informatoren, vielleicht nach einer guten Methode, weil sie diese eben gelernt haben, vielleicht auch handwerksmäßig fortstudierend, weil noch ein Examen vor ihnen liegt, oder weil der Respekt vor den Professoren noch nicht verschwunden ist: aber ohne eigenes Interesse für die Religion, eben wie Jene. So nähen sie ihre Predigten zusammen, so empfehlen sie sich ihren Beschüzern und sehnen sich nach einer Pfarre, um ruhig auf eigne Rechnung leben zu können, fest entschlossen sie bestens zu nuzen, wenn sie sie haben. Wie ist es nun möglich,

daß Menschen die keine andere Gesinnung haben als Eitelkeit oder Eigennutz ein Amt im rechten Sinn und mit Nutzen führen können, bei welchem eine höhere Gesinnung so sehr die Hauptsache ist, daß sie durch keine Wissenschaft, durch keine anderweitige Vollkommenheit kann ersetzt werden, nicht einmal durch die richtigste Menschenkenntniß — so weit diese ohne höhere Grundsätze möglich ist — und durch die durchgeführteste Heucheley. Man lasse also nur nicht solche Kandidaten ins Amt, so wird man auch nicht solche Prediger haben, wie sie jetzt größtentheils sind. Aber wie kann man jenes verhindern? Mancherlei Beispiele haben gezeigt, wie schwierig es schon ist, nur die Überzeugungen der Amtsuchenden zu prüfen, wie viel mehr also noch ihren Gemüthszustand, ihre Gesinnungen. Man kann sie befragen, man kann ihnen Versprechungen abnehmen; aber was wird der nicht antworten und versprechen, der auf dem Punkt steht, entweder das Ziel seiner Wünsche zu erreichen oder auf immer davon zurückgewiesen zu werden? und der sich nach seiner Denkungsart einbildet, es sey hiemit nicht ernstlicher gemeint als mit der herkömmlichen Frage nach der rechtgläubigen Adhärenz an die symbolischen Bücher? Und wenn auch die Prüfenden auf das lebhafteste

von der Unwahrheit der Äußerungen ihres Examinanden überzeugt wären: so ist doch die Resolution, die sie ihm ertheilen, eine Art von richterlichem Spruch, wozu die Gründe deutlich und bestimmt müssen nachgewiesen werden können. Solche Überzeugungen aber lassen sich vielleicht manchem Andern mittheilen, niemals aber öffentlich erweisen. Thatsachen aus dem bisherigen Leben können auch nicht füglich zum Maaßstab der Gesinnung gewonnen werden. Denn auf der einen Seite ist mit einiger Mühe alles was offenbar getadelt werden könnte entweder zu vermeiden oder zu verheimlichen, und auf der andern Seite könnte man leicht gegen einen Würdigen und Guten ungerecht werden, wenn jeder Fehltritt, zumahl während des so wunderlich gestalteten akademischen Lebens, eine entscheidende Handlung seyn sollte. Auch möchte eine Sittenaufsicht, wie sie hiezu erfordert würde, vor der gänzlichen Umschaffung unsers Studienwesens nicht einmal dienlich seyn. Aber sollte es denn gar kein Hülfsmittel geben gegen ein Übel, welches doch eigentlich ganz unnatürlich ist? Denn unnatürlich ist es, daß die mehrsten Mitglieder eines Standes solche sind, deren Gesinnungen mit ihrem Beruf im Widerspruch stehen. Vielleicht sagt Jemand, das ganze Ver-

hältniß sey eben unnatürlich. Die Religionslehrer sollten keinen eigenen Stand ausmachen, zu dem man nach gewissen bürgerlichen Formen berufen würde. Die Gemeinen sollten sich selbst ihre Lehrer suchen, und der Staat nichts damit zu schaffen haben. Eigentlich sollte es nicht einmal ein bleibendes Geschäft seyn, sondern da alle von Gott gelehrt seyn sollen, müßten es abwechselnd Alle verrichten können. Vielleicht sagt derjenige etwas, der dieses sagt, ja sogar etwas Glänzendes und Schönes; gewiß aber etwas sehr untröstliches, indem er uns mit unsern Wünschen auf einen Zustand verweist, zu welchem wir den Weg noch gar nicht einmal absehn können. Auf diese Art ist es ein Leichtes, alle Klagen abzuweisen. Die Frage ist aber, ob nicht, auch wie die Sachen jetzt stehen, dem Übel abzuhelfen ist, ob es kein Mittel dazu giebt, welches sich an unsern gegenwärtigen Zustand anschließt. Geht man von der bemerkten Unnatürlichkeit aus, so ist es leicht einzusehen, sie würde nicht so häufig seyn, wenn nicht überall die Bestimmung für einen Beruf der Entwickelung des Charakters und der Gesinnung voranginge; dies ist allgemein, es trifft aber den Stand der Religionslehrer härter als jeden andern. Denn zu andern Zweigen des öffentlichen

Dienstes gehören nicht sowohl eigenthümliche Gesinnungen, als nur besondere Anlagen, und diese entwickeln sich eher. Die Rechtlichkeit, die man bei Jedem voraussetzen soll, reicht hin von Seiten des Charakters; selbst den Arzt ist herzliches Wohlwollen für das Gelingen seines Geschäfts nicht nothwendig, die Liebe zur Kunst kann es ersetzen. Vielleicht sollte es indeß auch im Allgemeinen anders seyn, und die encyklopädische Bildung derer, die sich einem wissenschaftlichen Beruf widmen wollen, länger fortgesetzt werden, bis mehr Kenntniß der Sache und des Lebens den besondern Entschluß bestimmen könnte; dessen Ziel demohnerachtet der gründlicheren Vorbereitung wegen nicht viel später und der vielseitigeren wegen wohl noch besser würde erreicht werden. Doch auch dieser Wunsch liegt nicht auf dem Wege, den das Zeitalter zu gehen scheint; denn er trägt nicht den Charakter der Eilfertigkeit an sich.

Was aber den Stand der Prediger betrifft, so sieht wohl Jeder, daß von den Jünglingen, welche die Schulen verlassen, mit dem Entschluß diesen Stand zu wählen, kaum Einer aus Hunderten den rechten innern Grund zu dieser Wahl haben kann, den lebendigen Trieb das Verhältniß der Menschen zur Gottheit zu enthüllen und

zu befestigen, und dadurch zu ihrer innern ächten Verbesserung zu wirken. Gar nicht so, als etwas Allem weltlichen, wobei es zunächst nur auf das äußere abgesehen ist, ganz Entgegengesetztes wird dieser Beruf betrachtet; sondern vielmehr mit allem andern unter eine Kategorie gebracht. Zuerst wird im allgemeinen das Studium beschlossen, und dann wird über die Facultät berathschlagt. Auf der Akademie ist es kaum möglich eine richtige Ansicht von Dingen des Lebens zu erlangen; sie lernen wohl den Umfang der Kenntnisse begreifen, die ihrem Beruf zugemuthet werden, aber selten den wahren Sinn desselben. Wie sollte auch ein Professor dazu kommen ihnen zu sagen, die Hauptsache wäre, daß sie selbst von Herzen fromm wären, und daß ein apostolischer Eifer in ihrer Seele glühe? der lärmende Unverstand würde die heiligen Worte in den Staub scharren. So gelangen die wenigsten zum Bewußtsein des Mißverhältnisses zwischen ihrer Denkart und ihrem Beruf. Ahndet es Einigen, so fehlt es auch diesen größtentheils an Entschlossenheit oder an Mitteln in eine andere Facultät überzugehen, und in den unstudierten Stand zurück zu treten würden sie für eine Erniedrigung halten. Also gehen sie immer weiter auf ihrer vorbereitenden Bahn, und ist diese zu-

rückgelegt, so will Niemand ohne klar darzulegende Nothwendigkeit ihnen die Schranken verschließen, weil ihr ganzes Leben verdorben würde, wenn man sie so spät nöthigte sich eine andere Art von Subsistenz zu suchen. Die Aufgabe ist also zunächst die, daß man es denen, welche sich dem Predigerstande gewidmet haben, möglichst erleichtere, sich sobald ihnen die Aussicht auf ihr künftiges Leben anfängt zu mißfallen, aus dieser unseligen Lage auf eine gute Art herauszuziehen. Dies würde am besten erreicht werden; wenn ganz im Allgemeinen niemand zum Studio der Theologie zugelassen würde, der nicht zugleich einen andern Beruf anzeigte zu dem er sich zugleich geschickt machen wollte, auf den Fall, daß er von jenem Studio wieder abträte. Aber man wird dies zugleich in Anspruch nehmen, weil das Studium der Theologie und ihrer Hülfswissenschaften zu vielumfassend sey um noch ein anderes neben sich zu gestatten. Ich läugne dies, in dem Sinne nemlich, in welchem der Prediger dieser Wissenschaften bedarf: denn will jemand tiefer eindringen, wohlan der wähle sich die theologische Gelehrsamkeit in ihrem akademischen Umfang oder die philologische oder die philosophische zu seinem zweiten Beruf. Man urtheile ob es hiebei darauf abgesehen ist das Zeitalter der

einfältigen Pfarrherren wieder einzuführen, oder vielmehr zu verewigen — denn vergangen ist es wohl noch nicht. Der Prediger muß die Grundsprachen verstehen und die Regeln der Interpretation überhaupt. Das muß er aber auch auf Schulen gelernt haben, denn die Akademie kann keinen brauchen, der noch nicht zu lesen und zu hören versteht. Also die historische Kenntniß der heiligen Bücher, eine hinreichende kritische Notiz von den besten Hülfsquellen zur Auflösung der einzelnen darin vorkommenden Schwierigkeiten, und eine chrestomatische Übung in der Erklärung derselben auf den Grund jener historischen Kenntnisse und mit Benutzung dieser Hülfsmittel, das ist der philologische Theil seines Studiums. Unmöglich ist es aber die künftigen Religionslehrer zu vollkommenen Exegeten zu bilden, deren Urtheil in allen Fällen ein eignes aus den ersten Quellen selbst geschöpftes ist. Denn hiezu gehört eine gründliche Kenntniß des Talmudischen und Rabbinischen Alterthums, und aller Samitischen Dialekte, deren immer einer auf den andern zurückweiset. Auch geschieht dieses jetzt eben so wenig, und weit entfernt also, daß etwas schlimmer werden würde als vorher, ist es gewiß vortheilhafter bei Zeiten auch das zu resigniren, was sich doch nicht durchführen läßt (und wovon man sich höch-

stens eine kleine Ansicht zum Behuf des Examens verschafft) um lieber das Wesentliche desto gründlicher zu betreiben. *) Die Geschichte des Christenthums muß der Prediger wissen in dem Umfang als nöthig ist, um den gegenwärtigen Zustand der Kirche und des Lehrbegriffs auch genetisch vollständig zu verstehen, nach welchem Unterricht ihm dann von der sogenannten Dogmatik nichts mehr übrig bleiben möchte, als das historische und philologische Studium der Beweisgründe. Dies ist der historische Theil seines Studiums. Nimmt man außerdem an, was nicht überall der Fall ist, daß es praktische Anweisungen zur Homiletik und Katechetik giebt, denn aus den bloß theoretischen möchte wenig zu lernen seyn, und bedenkt man, daß der philosophische Unterricht des künftigen Predigers zwar

*) Zu dieser Gründlichkeit rechne ich keinesweges den gewöhnlichen exegetischen Cursus über das ganze neue Testament, den ich für völlig unnütz halte, nachdem wir so viele zum Theil treffliche, gedruckte Werke aus diesem Fache besitzen. Man richte lieber jene chrestomatische Übungen so ein, daß die Jünglinge die Sache nicht mit dem Hören und Nachschreiben abmachen können; sondern daß sie genöthigt werden selbst zu denken, zu vergleichen, zu urtheilen.

anders eingerichtet seyn müßte, aber nicht von größerem Umfang zu seyn brauchte, als der, welcher auch andern Facultäten zum Grunde liegt: so giebt dieses alles, auf den akademischen Zeitraum von zwei bis drei Jahren vertheilt, in der That keine solchen Anstrengungen, daß nicht derselbe Lehrling noch sollte irgend eine andere Fakultät, sogar wenn es ihm an Vorkenntnissen nicht fehlt, die Medizin neben der Theologie studieren können. Daß jetzt schon bei einem Studio die meisten Prediger so ganz ohne Kenntnisse sind, und selbst das leichte Geschäft des öffentlichen Redens so ganz erbärmlich mißhandeln, kann keine Einwendung seyn: denn Dummköpfe, Müßiggänger, Spieler sollen nicht mehr Prediger werden. Indeß muß es grade ein zweites Studienfach seyn, dem er sich neben jenem ergiebt? Wessen Fähigkeiten nicht hinreichen zu einer doppelten wissenschaftlichen Laufbahn, der wähle sich etwas anders; eine schöne Kunst oder einen andern Zweig des öffentlichen Dienstes. Wie viele giebt es deren nicht, zu denen Menschen mit kaum halben Schulkenntnissen zugelassen werden, und die doch denjenigen, der sich durch einige gute Eigenschaften auszeichnet, nach und nach zu einem nicht unbedeutenden Rang im Mittelstande der Gesellschaft

führen. Es wäre unnöthig sie aufzuzählen. Kein junger Mensch, der im Begriff ist mit guten Zeugnissen die Schule zu verlassen, kann so hülflos seyn, daß nicht seine Verwandten oder seine Lehrer ihn dazu verhelfen könnten bei irgend einem dieser Verwaltungszweige als Expertant eingezeichnet zu werden. Auch fehlt es auf keiner Universität an einem Büreau jeder Art, bei dem er neben seinen Studien arbeiten könnte um sich Kenntniß des Geschäftsganges einstweilen zu erwerben. So oft er nun hört daß an dem Ort, wo er eingezeichnet worden, eine Gelegenheit wäre einzutreten, würde wenigstens die Überlegung entstehen ob es nicht besser wäre dieses Theil zu erwählen; und Jeder der dann eine Abneigung gegen den Predigerstand oder eine Untauglichkeit fühlt wird auf der einen Seite weniger Bedenken tragen zu der Veränderung zu schreiten, da er eine allgemein anerkannte Voraussetzung für sich hat, auf der andern Seite aber einsehen daß es zu seinem Vortheil gereicht sie sobald als möglich zu unternehmen, um, da fast in jedem Zweige des öffentlichen Dienstes zuerst unentgeldlich muß gearbeitet werden, hiezu noch die Zeit zu benutzen, welche er doch auf der Akademie auf Unkosten der Seinigen würde leben müssen. Dieses Mittel wird nicht den ganzen Schaden heilen,

aber es wird doch den größten Theil von denen, die sich ohne Beruf dem geistlichen Stande gewidmet haben, noch zur rechten Zeit von ihrer Verirrung zurückbringen. Diejenigen aber, bei denen die Wahl auf dem rechten Grunde beruht und ausdauert, werden auch diese Ordnung nicht nur zu befolgen sondern auch sie nützlich zu machen suchen. Plato sagt, um die ächte Begierde nach der Philosophie von der falschen zu unterscheiden sei das beste Mittel, denen die dergleichen äußern die Schwierigkeiten des Unternehmens und die Entsagungen die es fordert recht ernstlich vorzustellen. Dasselbe findet hier seine Anwendung. Wenigstens würde diese Einrichtung ein hinreichender Grund seyn, um Jenes höchst verderbliche Mitleid endlich hintenan zu setzen. Man könnte und müßte nur mit der größten zweckmäßigen Strenge verfahren gegen die Amtsuchenden sowohl als die Prediger selbst. Oder werden die Mi[illegible]igen sagen man könne es nun noch weniger genau mit den Kenntnissen nehmen da die Jünglinge auch auf der Universität doppelt beschäftigt wären? Sie müßten dann vergessen, daß Jeder sich seinen zweiten Beruf nach Maaßgabe seiner Fähigkeit wählen könnte, und müßten nicht wissen, wie viel Zeit auf Akademien unverantwortlich verschwendet wird.

Nächstdem wäre sehr zu wünschen, daß die äußeren Verhältnisse des Predigerstandes je länger je mehr auf einen solchen Fuß gesetzt würden, daß er denen, welchen er nicht um sein selbst willen werth wäre, gar keinen äußern Reitz darbieten könnte. Wiewohl auch hier, wie überall, alles unvollkommne zusammenhängt: so kann man doch einen dreifachen Reitz dieser Art unterscheiden, in welchem von jeher eine Menge unberufene Geistliche ihren Beruf gefunden haben, nehmlich den Reitz der Ehrbegierde, der Trägheit und des Eigennutzes. In Absicht des ersteren ist schon vieles geschehen, um ihn zu vermindern; und was für viele eine Ursache zur Klage ist, darüber muß sich derjenige freuen, der diese Sache aus dem Gesichtspunkte des Verfassers ansieht. Die Ehrerbietung, welche dem Prediger nicht um sein selbst, sondern um seines Standes willen erwiesen wird, hat sehr abgenommen, und dieses ist ein erfreuliches Ereigniß. In dieser Art von Achtung war etwas Wahres und etwas Falsches. Falsch alles was sich auf die abergläubischen Vorstellungen von priesterlicher Würde und näherer oder gar vermittelnder Relation zum Höchsten gründete. Schon um dieses ungebührlichen Beisatzes willen müßte jeder redliche Geistliche wün-

schen lieber auch das wahre und gebührliche einer solchen allgemeinen Achtung zu entbehren und mit derjenigen zufrieden zu seyn, die er seinem persönlichen Werth verdankt; und zwar nicht nur wegen der Irrthümer die diese Empfindung in die Ehrenden voraussetzt, sondern auch wegen ihres Einflusses auf die Geehrten. Der priesterliche Stolz über den man so lange geklagt hat, hätte ohne diese dargebotene Nahrung gar nicht bestehen können. Das Wahre in dieser Achtung, die dem Menschen um seines Standes willen erwiesen wird, ist daß er die Voraussetzug für sich hat, er besitze die Eigenschaften, die sein Stand erfordert, und diese sind bei dem Geistlichen mehr als bei irgend einem andern an sich selbst und unbedingt achtungswerth. Allein es ist ein großes Übel, wenn dieses Gefühl nicht bei allen Menschen so besonnen ist, daß sie sich seines Grundes immer bewußt bleiben, und es also demjenigen entziehen, der die Voraussetzung nicht rechtfertiget. Kann erst der Mangel eines eigenen Werthes durch einen angemaßten für den äußern Gebrauch ersetzt werden: so wird auch bald die offenbare Unwürdigkeit damit bedeckt. Zu dieser ganz ohne eignes Zuthun zu erwerbenden falschen Ehre kommt noch eine andere hinzu, die zwar mehr Beziehung auf den eigenen Lebens-

wandel hat, ihrem Gehalte nach aber nicht im geringsten besser ist. Sie gründet sich auf das ganz vernunftlose, immer noch zu weit verbreitete Vorurtheil als ob es eine besondere Sittlichkeit und Schicklichkeit für den Prediger gäbe, und ihm manches verboten wäre, was Andere sich gar wohl erlauben könnten. Dieses hat einerseits den nachtheiligsten Einfluß auf den Nutzen der Amtsführung der Prediger: denn eine natürliche Folge davon ist der Gedanke man müsse immer von den sittlichen Rathschlägen und Forderungen derselben etwas abdingen, weil sie von den strengen Begriffen ausgingen, die nur auf sie selbst anwendbar wären. Dann verliert auch das Beispiel des Predigers einen bedeutenden Theil von seiner Kraft, indem er sich diesen Vorurtheilen zufolge einer Menge von Fällen entzieht, in deren Behandlung sich eben der Unterschied ächt sittlicher und religiöser Gesinnung von jeder andern recht herausheben würde. So liegen unter diesem Bann eine Menge an sich ganz unschuldiger Vergnügungen, die aber einen ganz verschiedenen Ausdruck annehmen, wenn derjenige sie genießt, in dem sinnliche Principien herrschend sind, oder derjenige, den die sittlichen niemals verlassen. Doch hier haben wir es eigentlich mit den Wirkungen zu thun, welche diese Vorurtheile ander-

seits auf die Gemüthsart der Geistlichen hervorbringen. Man sagt Falschheit, Verstellung, Heuchelei, wären denselben leider so sehr gewöhnlich; was an solchen Beschuldigungen wahres ist, das hat keinen andern Ursprung als diesen, die ersten Aufopferungen sind vielleicht schwer; wenn der Candidat die Amtweihe empfängt, und nun plötzlich — um keinen Anstoß zu geben wie die löbliche Maxime gewöhnlich ausgedrückt wird — einer Menge von Vergnügungen entsagt, die ihm bisher nur zu sehr am Herzen lagen, so mag er keinen leichten Kampf zu bestehen haben. Allein der Mensch wird durch die Gewohnheit regiert, die Erinnerungen stumpfen sich ab, die Maxime erhält bald so viel Gewalt, daß eine Art von Unmöglichkeit auf dem zu ruhen scheint, was sie verbietet. In den Augen der Menschen aber nimmt die Schwierigkeit nicht ab, weil sie nur die Macht des Reizes kennen, nicht die der Gewohnheit; und so wie es ehedem nothwendig war ihnen den Kampf zu verbergen so ist es jetzt vortheilhaft auch die Gleichgültigkeit nicht sehn zu lassen. Doch ist es nicht nöthig, diesem für jeden feineren moralischen Sinn fast ekelhaften geheimen Spiel weiter nachzugehn. Der Zusammenhang leuchtet ein. Daß diese Leichtigkeit sich einen falschen Werth

zu erwerben viele unwürdige Menschen in den geistlichen Stand gelockt hat, ist offenbar; daß sie auch der Sittlichkeit und Wahrheit derer, die um ein Vieles besser sind, gefährlich werden muß, ist wohl eben so wenig zu läugnen. Kein Gesetz, keine Art von öffentlicher Anordnung beschütze also länger diese Vorstellungen von einer besonderen Schicklichkeit und Anständigkeit. Was die Religion untersagt, das untersagt sie Jedem, und was den Anstand betrifft so ist nicht einzusehn warum der des Predigers ein anderer seyn sollte, als der eines jeden andern an Alter und äußerlichen Verhältnissen ihm ähnlichen Geschäftsmannes, dessen Beruf ernster Natur ist und eine Fertigkeit sich mit Ideen zu beschäftigen voraussetzt. Welcher Thor sich etwa über die Grenzen dieses Anstandes hinaus verirrt, den weise die Censur seiner Vorgesetzten besonders zurecht. Ja man begünstige vielmehr, was jetzt ohnedies allgemein zu werden anfängt, daß die Prediger sich im gewöhnlichen Leben so viel möglich ohne alle besonderen Abzeichen ihres Standes darstellen. So werden sie am sichersten genöthigt werden sich eine eigene persönliche Ehre zu erwerben. Im allgemeinen hat man gewiß nicht Unrecht, schon jetzt in denjenigen, welche sich dieser besseren Sitte entziehen, ein pfäffisches Wesen zu suchen, das

etwas erschleichen möchte, was es nicht zu verdienen versteht. *)

Von Seiten des Eigennutzes und der bloßen Rangsucht hatte der Predigerstand immer nur einen besondern Reitz für die Abkömmlinge niedrigerer Stände, denen es auf diesem Wege leichter wird als auf jedem andern sich zu einem gewissen Einkommen und gesellschaftlichen Ansehn emporzuschwingen. Betrachtet man nur wie sehr groß die Anzahl solcher Prediger ist so kann man schließen wie sehr wirksam Bewegungsgründe dieser Art bisher gewesen sind um den geistlichen Stand auf eine nachtheilige Art zu bevölkern. Wenn nun der obigen Voraussetzung zu folge Jeder genöthigt ist, die Vortheile welche ihm dieser Stand wahrscheinlich verschaffen kann, mit denen einer andern bestimmten Laufbahn zu vergleichen, die ihm ebenfalls schon eröffnet ist, so

---

*) Dies will jedoch mit Verstand verstanden werden. Von alten Predigern zum Beispiel, würde es größtentheils eine lächerliche Beweglichkeit anzeigen, wenn sie in einer an sich ganz gleichgültigen Sache eine neue Gewöhnung annehmen wollten. Denn das Unanständige liegt eigentlich darin, daß man in diesen äußern Kleinigkeiten etwas sucht, etwas ausdrücklich veranstaltet, und besondere Notiz davon nimmt.

wird das Übergewicht des ersteren schwerlich groß genug seyn, um jemand wider seine Neigung und sein inneres Gefühl in jenem festzuhalten, wenn nicht etwa das Interesse der natürlichen Trägheit den Ausschlag giebt. Denn im Ganzen sind die Geschäfte des Predigers, wenn er seinen Beruf nur um des Brodts willen treibt, und also nicht mehr Fleiß daran wendet, als nur daß ihm keine offenbare Vorwürfe gemacht werden können, weit geringer als die der meisten andern Staatsdiener, so daß, wer nicht will, sich kaum anders als körperlich anzustrengen braucht. Daß nun der Predigerstand von dieser Seite einen Reiz darbiete muß gar nicht geduldet werden. Die Prediger sollen freilich nicht nur leben, sondern auch anständig leben können, weil sie billig überall zu der bessern Gesellschaft gehören sollen; aber keiner muß die Aussicht haben, daß ihm der Wohlstand ohne große Thätigkeit entgegen kommen kann, sonst werden immer noch alle Müßiggänger diesen Stand jedem andern vorziehen. Schon wenn außer den Schulbesuchen, welche die Aufsicht über den Lehrer zum Zwecke haben, die religiösen Unterhaltungen mit den Kindern in der Schule eingeführt werden, wenn man bei dem eigentlichen Religionsunterricht auch auf dem Lande die Geschlechter trennt,

werden sich die Geschäfte des Predigers auf eine nützliche Art vermehren. Außerdem aber sollte jeder Landprediger so gesetzt seyn, daß sein bequemes Einkommen, sein Wohlstand lediglich von eignem verständigen Betriebe des Ackerbaues abhängt*). Man wird sagen, dies sey gefährlich, da ja ohnedies der allgemeinen Klage zufolge die meisten Landprediger nur allzubald verbauern. Allein es giebt wohl an und für sich kein edleres Geschäft, und welches bei einem einigermaßen gebildeten Menschen allen besseren Gefühlen so günstig wäre als der Ackerbau, ein Geschäft, dessen merkantilischer Theil immer um so liberaler behandelt werden kann, je verständiger es im Wesentlichen betrieben wird. Der Prediger also, der für die edlere Ansicht des Ackerbaues empfänglich ist, wie sie doch alle seyn sollten, wird gewiß dadurch in seinem innern Werth nicht zurückkommen; derjenige, welcher wissenschaftliche Beschäfti-

*) Daß manche in dieser Hinsicht so elend daran sind, selbst Knechtesdienste bei sich verrichten zu müssen, ist himmelschreiend. Zu einer Zeit, wo so viele Domainen abgebaut und vererbpachtet werden, könnte vielleicht ohne große Aufopferungen von Seiten des Staates manches geschehen, um den Ackerbau der allzuarmen Prediger zu erweitern. Aber wer denkt an diese Unglücklichen!

gungen vorzieht, wird sich von dem größten Theile des Ackerbaues gern losmachen, aber dann auch einige Vortheile willig entbehren. Wer aber durch dieses Geschäft in eine niedrige Sphäre herabgezogen wird, der ist auch eine unedle niedrige Natur und würde leider auch ohne den Ackerbau Mittel genug gefunden haben, seinem Eigennutz zu fröhnen und sich seiner Rohheit zu überlassen. Dagegen ist ein Landprediger ganz ohne Ackerbau ein unglückseliges Geschöpf, nicht nur weil seine Lage keine Bedeutung für ihn hat und seine Umgebungen ganz leer für ihn sind, sondern er löst auch das einzige Band, welches ihn durch eine anschauliche Ähnlichkeit mit seiner Gemeine verknüpft, und schneidet sich so fast alle Gelegenheit ab, auch durch sein Beispiel auf sie zu wirken. Ferner muß es, um noch sicherer von dieser Seite unwürdige Subjecte abzuhalten, dem Landprediger möglichst erschwert werden, einer filzigen Kargheit nachzugehen, die ihn von allem Schönen entfernt, und ihn sehr verächtlich macht. So zum Beispiel sind auf dem Lande allerlei Veranstaltungen nöthig, um die Prediger im Zusammenhang mit dem Fortgang der unentbehrlichsten und gemeinnützigen Kenntnisse zu erhalten. Diese kommen zum größten Schaden für die

Besseren selten so zu Stande, wie sie könnten, weil viele sich davon ausschließen und die meisten sie gern compendiöser hätten als möglich ist. Hier sollte nun gar keine Wahl Statt finden. Jede Inspection sollte ihre zweckmäßige Lesegesellschaft haben, aus welcher nach und nach eine gemeinschaftliche Büchersammlung erwüchse; so würde dem besseren erleichtert was ihm nothwendig ist, und was er allzuoft wegen des üblen Willens der schlechtern entbehren muß, und diese selbst würden fast mit Gewalt wenigstens etwas mit fortgezogen. Noch nothwendiger aber wäre es, jene so oft niedrigen und kriechenden Bemühungen um die Accidenzen unthunlich und unnütz zu machen, welche so sehr viel beigetragen haben, den üblen Ruf des Predigerstandes zu begründen. Allerdings ist die Lage der Prediger in dieser Hinsicht nicht wenig drückend. Sie sind an diese Gefälle als an einen Theil ihres Gehaltes gewiesen; der Werth derselben nimmt immer ab, da sie auf einen pekunieren Satz beruhen, die Neigung der Gemeinglieder mehr zu geben als gesetzlich vorgeschrieben ist verliert sich auch und bedarf allerlei Aufmunterungen: was Wunder, daß unter solchen Umständen bei denen die nicht eine festgegründete liberale Gesinnung dagegen sichert, etwas von jenem kriechenden

Wesen entsteht. Daß die Prediger diese Einnahmen sollten fahren lassen können, und anderweitig dafür entschädigt werden, daran ist wohl für lange Zeit nicht zu denken. Vielleicht aber könnte man ihnen das Gehässige und Gefährliche größtentheils benehmen, wenn man sie, wie man es mit den Sporteln der Gerichtspersonen gemacht hat, aus einer persönlichen Einnahme in eine gemeinschaftliche verwandelte. Wenn jede Inspection eine Kasse hätte, zu der diese Einnahmen berechnet, und nachher aus derselben vertheilt würden: so bekäme die Strenge, mit welcher der Prediger oft auf der Abtragung halten muß, nicht nur ein weniger eigennütziges Ansehn, sondern auch wirklich einen bessern Charakter, und was die Gemeinglieder über die Gebühr hinzufügten, würde unverdächtiger gegeben, und anständiger genommen. Mit der Zeit könnte vielleicht diese Einrichtung der Grund zu einer andern wesentlichen Verbesserung werden. Es fällt nemlich sehr unangenehm auf, bei dem zum Theil so sehr großen Unterschiede der Pfarreinkünfte, wie sehr es ganz dem Zufall überlassen ist, wer die bessere und wer die schlechtere erhält. Dabei ist in der lutherischen Kirche, wegen Verschiedenheit der Patronate, auf dem Lande besonders, an eine Amtsveränderung selten zu

denken, wogegen in der reformirten Kirche wegen des entgegengesetzten Verhältnisses die Prediger oft um der geringfügigsten Gehaltszulage willen ihre Gemeine mit einer andern vertauschen. Beides ist unstreitig der guten Amtsführung sehr nachtheilig. Auf der einen Seite kann das Verhältniß des Predigers zur Gemeine nur mit Hülfe der Zeit und gegenseitiger Beobachtung das werden, was es seyn soll; auf der andern Seite aber kann es auch schwerlich recht gut seyn, wenn der Prediger recht oft Veranlassung hat zu denken, seine Verbindung mit gerade dieser Gemeine sey die Ursache seines Darbens, und er sey nun für immer an sie gekettet und komme nicht los. Könnten nicht aus jenem Fond (und vielleicht ließe sich noch mehreres aus den Einkünften einzelner Pfarrstellen dazu schlagen) gleichsam wandelbare Gehalte gemacht werden, die ungleich vertheilt theils den Älteren theils den Verdienten eine Verbesserung gewährten, ohne daß sie nöthig hätten, ihren Ort und und ihre Gemeine zu verlassen?

Wenn in dem bisherigen die Landprediger von denen in den Städten abgesondert worden sind, so ist es nicht als ob bei den letztern nicht denselben Übeln vorzubeugen wäre, sondern nur weil es in mancher Hinsicht auf eine andere Art

geschehen muß. Wenigstens könnten sie nicht mit den Landpredigern in eine Gemeinschaft der Accidenzien gesezt werden, wiewohl eine andere Einrichtung unter ihnen selbst zu wünschen wäre. Denn die Art wie jezt die einträglichen Amtsverrichtungen an den meisten Orten zwischen dem ersten Prediger und seinen Diakonen getheilt sind hat etwas empörendes, nicht minder auch wie die geringen Accidenzien an vielen Orten, theils auf hergebrachte, theils auf erschlichene Art vervielfältigt werden. Gewiß würden sich die meisten Hausväter lieber einer bestimmten Abgabe an eine Kirchen- oder Prediger-Casse unterwerfen, als diesen Plackereien bei solchen Gelegenheiten, die schon ohnehin Ausgaben genug veranlassen. Ferner so nothwendig der Ackerbau für den Prediger auf dem Lande ist, so verderblich ist er dem in der Stadt. Soll also für die lezteren bei ihrer mäßigeren und weniger anstrengenden Beschäftigung das Interesse der Trägheit aufhören, so muß die Einrichtung getroffen werden, daß ihr besseres Einkommen mehr von der Verknüpfung mit einem andern Amte abhängt, als von ihrem Amt als Prediger. Schon jezt haben die mehresten Prediger in den Städten eine Nebenbeschäftigung: einige sind Aufseher der übrigen, Andere sind Schullehrer, und in den

Hauptstädten Beisitzer der Consistorien. Keines dieser Nebenämter sollte mit einer bestimmten Predigerstelle verbunden seyn, sondern demjenigen übertragen werden, der sich unter den vorhandenen am besten dazu qualificirte, ja sie müßte auch ganz trennbar davon seyn. Dagegen aber sollte ein größerer Theil des Gehaltes, als bisher, auf diese Nebenämter ruhn, und so viel möglich alle Prediger in der Stadt als Prediger einander gleich seyn. Der obige Vorschlag sichert noch einen größeren Reichthum an Mitteln und noch eine freiere Wahl. Warum soll nicht zum Beispiel, in Hauptstädten der Prediger, der sich zugleich auf die Rechte oder auf die Staatswissenschaften gelegt hat, eben so gut in einem Collegio dieser Art arbeiten, als ein anderer Beisitzer des Consistorii ist? Warum sollte nicht in mittleren und kleinen Orten ein Prediger zugleich eine obrigkeitliche Person seyn können? *) Die entgegengesetzte Maaßregel die Prediger in Monarchien von allem andern Staatsdienst, und in Republiken sogar von der Ausübung aller Rechte der activen Staatsbürger auszuschließen rührt doch nur aus der Zeit her, wo man sich theils

*) Nur Richter, so fern er es allein ist, müßte er aus vielen Ursachen nicht seyn.

Staat und Kirche in Opposition dachte, theils vielerlei wunderbares von der Gewalt des Predigers über die Gemüther auch in weltlichen Dingen besorgte. Diese Zeiten sind vorbei, und so hat auch jene Maaßregel nichts für sich. Wohl aber die entgegengesetzte, da es so viele Prediger giebt die zu außeramtlichen wissenschaftlichen Beschäftigungen keine Neigung, dagegen aber viel praktischen Verstand haben, und viel Geschick zu Verwaltungsgeschäften aller Art, welches für die Societät bisher leider verlohren ging. Je mehr nun die zweite Laufbahn des Predigers von der Art ist daß wenn er sie bei anerkannten Talenten weiter verfolgte, sie ihm sehr bequem und ehrenvoll allein genügen könnte, desto mehr fällt ja in die Augen daß derjenige, welcher dennoch den Predigerstand beibehielte, ihm gewiß mit herzlicher Liebe und Lust zugethan ist.

Diese Vorschläge zusammengenommen erregen, so wenigstens wie der Verfasser die Sache ansieht, gegründete Hoffnung uns nach und nach zu befreien von der großen Anzahl von Predigern, denen die Religion und ihr Amt gleichgültig ist, und die sich durch Unfähigkeit, Unsittlichkeit und Rohheit verächtlich machen. Sollte sich aber dann zugleich finden, daß die Anzahl der

übrigbleibenden viel zu gering wäre für das Bedürfniß der christlichen Religionsgesellschaften, so wären doch theils wenige Prediger, aber die es im rechten Sinne wären, besser als Viele die nichts taugen und ihre Stelle nur scheinbar ausfüllen, theils wäre dieses noch immer die beste Art, wie es ans Licht kommen könnte, daß die Sache auf dem bisherigen Fuß nicht länger bestehen könnte. Die nöthigen Änderungen würden sich dann von selbst ergeben, und wer einigermaßen weissagen kann, wird gewiß nur erfreuliche Resultate voraussehn.

Noch ein großes Übel aber kann leider nur angedeutet werden, weil Hülfe dagegen wohl nur von der wohlthätigen Hand des Staats zu erwarten ist. Es ist der traurige Zustand der Prediger und Gemeinen, wenn erstere durch Altersschwäche zur Führung ihres Geschäftes untauglich werden. Weil ein solcher Mann nach der gegenwärtigen Einrichtung, wenn er sein Amt niederlegt und sich einen Gehülfen setzen läßt unvermeidlich in große Hülflosigkeit geräth, so zögern die Vorgesetzten so lange als möglich ihm diesen Schritt zuzumuthen; die Gemeine ist gewöhnlich nach und nach an eine nachläßige Verwaltung des Amtes gewöhnt worden und schweigt

ebenfalls, *) und von dem Prediger selbst ist, zumal bei der gegenwärtigen Beschaffenheit derselben, nicht zu erwarten, daß er der erste seyn soll sich zur rechten Zeit für unbrauchbar zu erklären. Wird ihm endlich ein Gehülfe gesetzt, so wird auch gewöhnlich zu Gunsten des jubilirten das Verhältniß zwischen beiden so unbestimmt gelassen als möglich. Die Freundschaft ist selten recht groß, weil der Jüngere doch immer noch einen besseren Zustand zu erwarten hat nach dem Tode des Ältern. Die alten Prediger sind oft die hartnäckigsten Vertheidiger alter Mißbräuche, und so sind dem jungen Manne bei dem besten Willen die Hände gebunden, und der Gemeine kann also doch oft in den wesentlichsten Dingen nicht eher geholfen werden, als nach dem Todesfalle. Auch hier darf das Mitleid gegen einzelne nicht zum Nachtheil des Allgemeinen wirken; aber helfen muß das Mitleid freilich, gesetzt auch die alten Prediger hätten oft kein Verdienst als ihr Alter, und auch ihr graues Haar wäre bei welchem nicht immer eine Krone der Gerechtigkeit. Zweierlei ist ganz nothwendig. Erstlich muß Rath

*) Leider wird der wichtigste Theil des Geschäftes, der Religionsunterricht der Kinder am ehesten versäumt; aber grade darum kümmert man sich am wenigsten.

geschafft werden, daß alte Prediger in jedem Falle ihr Amt ganz niederlegen können, damit es auf Einem hafte, und Einer verantwortlich sey. Zweitens muß das verhaßte unnatürliche Verhältniß abgeschafft werden, daß ein bestimmter Mensch auf den Tod eines andern bestimmten Menschen wartet und oft genöthigt ist ihn zu wünschen. Könnte man Hülfsquellen herbeyschaffen um jedem alten Prediger so viel zu geben daß er seines Alters nothdürftig pflegen könnte, dabei aber doch den jungen zugleich in Besitz des ganzen Amtes und seiner Einkünfte zu setzen; so wäre dies freilich das beste, diese aber möchten schwerlich auszumitteln seyn. Ein anderes Mittel wäre, wenn es mehr solche Stiftungen gäbe, wie in der Brandenburgischen reformirten Kirche die der Königlichen Candidaten ist. Diese könnte man sehr füglich dazu benutzen, alten Predigern alle Amtsgeschäfte abzunehmen, ohne ihnen etwas bedeutendes zu entziehen, und ohne die jungen Männer grade auf ihre Stelle zu verweisen. Doch dieses ist auch nicht, und so sey dieser Punkt, der einzige unter den berührten, für den es ohne Geld keine Hülfe giebt, anderem Ermessen anheimgestellt.

Ich habe geredet, und ich wünsche, daß wenn man auch nicht folgt, man doch hören

möge. Wenn man nur die Sache beherzigt, wenn man sich nur für den aufgestellten Gesichtspunkt, dem einzigen aus dem sie einen wahren Werth hat, interessirt: dann mögen sich immer aus dem Nachdenken solcher, die besser unterrichtet sind, bessere und folgenreichere Vorschläge entwickeln. Was die gegenwärtigen betrifft, so haben alle mögliche Einwürfe nicht können im voraus beantwortet werden. Sollten indeß bedeutende gemacht werden, die nicht in der Trägheit und im bösen Willen gegründet sind, und zwar auf eine Art, daß sich aus der Erörterung Nutzen versprechen ließe: so wird der Verfasser es für Pflicht halten seiner Rede beizustehen so viel sich thun läßt. Möchten nur alle denen das Christenthum und seine mit der innern so genau zusammenhängende äußere Existenz am Herzen liegt sich vereinigen dem Grunde des Übels nachzudenken und ihm mit gemeinschaftlichen Kräften abzuhelfen. Jeder rede die Wahrheit von Herzen wie er sie sieht, scheue kein Ansehn, und scheue kein noch so geheiligtes Vorurtheil. Aber jeder leide auch den Widerspruch der aus eben solchem Sinne kommt nicht etwa als ein Übel, sondern liebe ihn als etwas Gutes. Das ist die apostolische Gesinnung die uns Allen so wohl ansteht: Wahrheit fördern in Lie-

be, und vor allen Dingen lege Jeder gern Hand ans Werk, und sei bereit Opfer darzubringen der gemeinen Sache, wo es Noth thut; dann sind wir die fröhlichen Geber die Gott angenehm sind, Jeder nach dem das er hat.



Ueber
die
für die protestantische Kirche
des
preußischen Staats
einzurichtende
Synodalverfassung.

Einige Bemerkungen

vorzüglich der protestantischen Geistlichkeit des Landes

gewidmet

von

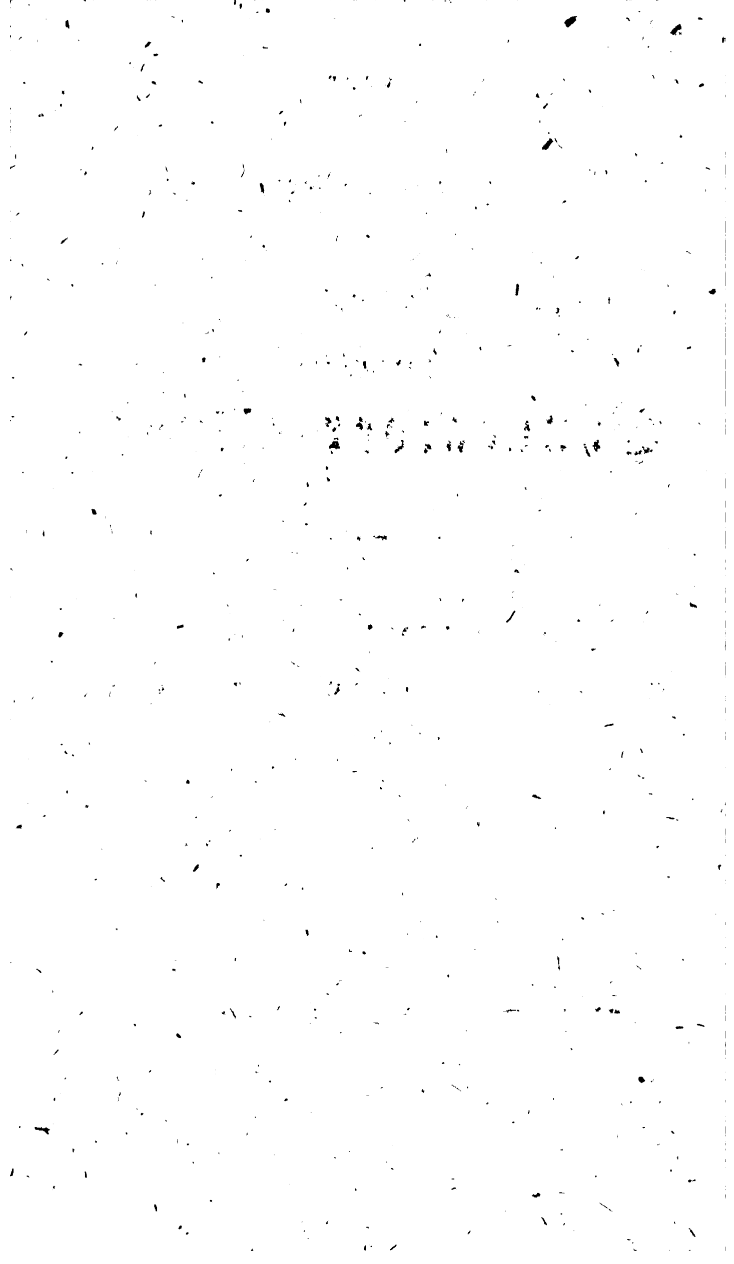
D. Friedrich Schleiermacher,

der G. G. O. O. Lehrer an der Universität zu Berlin.

Berlin,

bei G. Reimer.

1817.



Als ich die kleine Schrift über die neue Liturgie für die Garnisongemeinden mit dem auch für diese Angelegenheit so wichtigen Wunsche geschlossen hatte, die Umstände möchten doch bald gestatten, daß die Sorge des Königes dem, wie wir wußten, ihm vorliegenden Entwurf zur Verbesserung des Kirchenwesens sich auf eine für die gute Sache des Protestantismus in unserm Lande entscheidende Weise möge zuwenden können, kam mir bald von mehreren Seiten mit wohlwollenden Aeußerungen über jene freimüthige Darstellung zugleich die auch in dieser Hinsicht so beruhigende Nachricht entgegen, mein zulezt geäußerter Wunsch sei im Wesentlichen bereits erfüllt, und die öffentliche Bekanntmachung der königlichen Beschlüsse über diesen Gegenstand werde nächstens erfolgen. Diese so allgemein und lang gehegte Erwartung ist nun vorläufig wenigstens und theilweise erfüllt durch die amtliche Bekanntmachung des Hochwürdigen Consistoriums der Provinz Brandenburg vom 13ten März, und hernach auch anderer Consistorien, anlangend die Bildung der Presbyterien und die Vereinigung der protestantischen Geistlichkeit in Kreis- und Provinzial-Synoden, auf welche nach fünf Jahren auch eine allgemeine Landes-Synode folgen soll. Wiewol nun in diesen von den Provinzialbehörden ausgegangenen und daher bald mehr bald weniger enthaltenden Bekanntmachungen nur die allgemeinsten Umrisse dieser neu zu gründenden Verfassung der Kirche mitgetheilt sind,

und wir über das nähere an eine noch bekannt zu machende Synodal-Ordnung verwiesen werden: so kann ich mich doch auch jezt schon nicht enthalten, wie ich meinen Wunsch nicht verschwiegen, so auch meine dankbare Freude über diesen wichtigen Schritt öffentlich auszusprechen. Nicht als ob ich mir ein besonderes Ansehn beilegen wollte, und als wäre gerade meine Stimme über diese Angelegenheit etwas bedeutendes, und noch weniger, als wollte ich dasjenige übertreffen oder in den Hintergrund stellen, was auch unter uns schon in den lezten Jahren Männer, die in der Kirche auf einer höheren Stufe stehen als ich *), über die großen Vortheile einer Synodalverfassung gesagt haben. Sondern theils giebt die Bekanntmachung selbst, indem sie ein bestimmtes Bild der neu eintretenden Verhältnisse, wenn gleich nur in allgemeinen Zügen, enthält, zu manchen Betrachtungen Gelegenheit, die in früheren Schriften nicht konnten enthalten sein, und mehr über diese besonderen Verhältnisse will ich reden als über den Werth der Sache im allgemeinen, wovon ich die Ueberzeugung voraussetze; theils glaube ich auch, es muß denen, die dieses geordnet haben, erfreulich sein, wenn sie nicht nur wissen, daß die Aufseher der Geistlichen, die nun als Vorsizer der Kreissynoden als Mitglieder der Provinzialsynoden offenbar eine kräftigere Stellung und eine verbreitetere Wirksamkeit bekommen, und gewiß zugleich die Hofnung nähren, nun von manchem nur äußerlichen und mechanischen Geschäft entbunden zu werden, daß diese sich der neuen Einrichtung freuen, sondern wenn sie auch aus dem großen Haufen der Geistlichkeit recht bald Beifall ge-

*) Wie unter andern die drei Herren Superintendenten Küster, Tiebel und Neumann in ihrer bekannten Schrift in freundschaftlichem Verein gethan.

hende Stimmen vernehmen und inne werden, daß auch diese sich freut, aus der Eingeschlossenheit ihres bisherigen Verhältnisses, aus dem Dunkel, worin ihre Amtsführung größtentheils gehüllt ist, an ein helleres Licht hervorzutreten, um in lebendiger Wechselwirkung eine vielseitigere Thätigkeit zu entwikkeln und eine strengere Rechenschaft abzulegen. Als eine solche Stimme vorzüglich wünsche ich, daß diese Worte mögen angesehen werden, und hoffe, daß auch öffentlich noch manche im Ganzen ähnliche wenn gleich in einzelnen Wünschen und Ansichten abweichende Stimme nachfolgen wird, vorzüglich aber, daß sich die bei weitem größere Mehrzahl unserer Amtsbrüder zu solchen Aeußerungen des Beifalls und der Freude recht fröhlich und von Herzen bekennen, und schon dadurch in der ganzen Kirche eine warme Theilnahme an dieser Sache und ein neues Lebensgefühl erregen werden.

Indem ich dieses hoffe, indem ich wünsche, auch durch diese Blätter nicht nur meine eigne Freude zu äußern, sondern auch die Freude meiner Amtsgenossen und der evangelischen Gemeinen unsers Landes selbst über diese neuen Einrichtungen zu beleben und zur Sprache zu bringen, finde ich doch nothwendig, zuerst auf das einzugehen, was in Vielen vielleicht diese Freude zurükdrängen oder gar schwächen kann. Das erste ist wol dieses, daß in allen uns bis jezt zugekommenen öffentlichen Bekanntmachungen kein Termin bestimmt ist, wann die Synoden sollen zusammentreten, und daß daher Viele besorgen werden, die Sache könne sich wol sehr verzögern, da neue Einrichtungen immer schwierig sind durchzusezen und mit dem, was bestehen bleibt, auf eine lebendige Weise zusammenzufügen. Darüber werde der jezt freilich sehr rege Eifer erkalten; und wenn nun gar in der vielleicht noch langen Zwischenzeit manches

auf dem bisherigen Wege in kirchlichen Angelegenheiten bestimmt und verordnet würde, worüber zu berathen und es durch gemeinsame Einsicht festzustellen wir grade als den höchsten Zwekk und das schönste und liebste Geschäft der Synoden ansehen: so werde dann die neue Einrichtung schon Niedergeschlagenheit und Mißmuth vorfinden, und in diesem Falle schon fast todt, in jenem mit einem wenigstens gar schwachen und kränklichen Leben zur Welt kommen, das nicht viel Hofnung fassen wird zu einem frischen Gedeihen. — Haben wir in der That Ursache dieser niederschlagenden Besorgniß Raum zu geben? Ich glaube nicht! Laßt uns zuerst fragen, was für Gründe der Verzögerung liegen denn in der Natur der Sache.

Es giebt allerdings mehrere Punkte, welche in Richtigkeit gebracht werden müssen, ehe die Synoden wirklich können versammelt werden. Aber wie genau ich sie auch erwäge: so finde ich doch nicht, daß sie zu einer langen den Eifer für die Sache und die Freude an ihr lähmenden Verzögerung führen dürfen. Es wird leicht sein dieses an den Hauptpunkten zu zeigen. Zuvörderst muß die Frage entschieden werden, ob beide protestantische Confessionen getrennt bleiben sollen auf den Synoden oder sich vereinigen? Gewiß hat hierüber schon seit der ersten Bekanntmachung Jeder nachgedacht, so daß die Berathschlagung nicht viel Zeit erfordern kann, und ich glaube daß unter meinen Brüdern von der evangelisch-reformirten Kirche nur Eine Stimme sein wird für die Vereinigung. Freilich kommt es nicht allein darauf an, ob wir die Vereinigung wünschen, sondern auch ob unsere Brüder von der evangelisch-lutherischen Kirche uns unter sich aufnehmen wollen. Denn so wird doch wol die Vereinigung im ersten Augenblikk erscheinen, daß sie uns unter sich auf-

nehmen, da wir so sehr die geringere Zahl bilden und sie die größere. Aber eben weil das Verhältniß so ist: so kann ich kaum glauben, daß von Seiten der evangelisch-lutherischen Kirche unseres Landes irgend ein Bedenken gegen diese Vereinigung statt finden könne. Was für Nachtheil sollten sie wol irgend davon besorgen können, da viele Synoden nur einzelne, die meisten nur wenige reformirte Prediger unter sich würden aufzunehmen haben? In einer entfernten Provinz, wo das Verhältniß sich anders gestaltet, ist die Vereinigung der Synoden bereits beschlossen, und außerdem möchte noch kaum irgendwo ein Fall vorkommen wie hier in der Hauptstadt, wo in einer Synode die Anzahl der Mitglieder beider Confessionen beinahe gleich sein könnte; hier aber finden wegen der Einrichtung der Simultankirchen bereits die brüderlichsten Verhältnisse statt. Von jener Seite also erwarte ich keine Schwierigkeiten; und wir unsererseits sollten meiner Ueberzeugung nach das größte Interesse haben diese Vereinigung in Anregung zu bringen. Denn wenn wir Reformirte auch hier in der Hauptstadt, in dem größeren Theil der Marken und in einigen rheinischen Gegenden eigne Synoden bilden können: wie soll es in den östlichen Provinzen gehen, wo um das gelindeste zu sagen die Geistlichen unserer Confession auf Acht und Zehn Meilen weit auseinander wohnen, und denn doch mehrentheils, wie in Pommern, in Schlesien, in Westpreußen, kaum zahlreich genug wären um eine Synode zu bilden? Woher sollen auch nur die Kosten zu diesen Reisen herkommen, da bekanntlich die Kirchen fast alle so gut als kein Vermögen haben, und auch die Gemeinen, wenn man die Hauptstädte abrechnet, arm sind und wenig zahlreich? Doch wenn auch den Königl. ohnerachtet es offenbar sein Wunsch die Sache

dauer dieser Trennung nicht ist, falls die Geistlichen auf derselben bestände — diese Kosten anweisen wollte, welcher wunderliche Widerspruch liegt schon darin, daß soviel Aufwand und Anstrengung gemacht wird, damit nur die reformirten Geistlichen unter sich zusammen kommen können, unterdeß aber doch jeder die Besorgung seiner Gemeine, wenn etwas eiliges während der Synodalversammlung vorfällt, dem nächsten lutherischen Amtsbruder überlassen muß. Oder wie sollen auch in allen diesen Provinzen, was doch einer der wichtigsten Gegenstände für die neue Synodalverfassung ist, die reformirten Geistlichen für sich die zweckmäßige Aufsicht über ihre Kandidaten führen? Soll man etwa diesen zur Pflicht machen Hauslehrer oder Schullehrer nur zu werden an einem solchen Ort, wo auch ein reformirter Geistlicher wohnt oder ganz in dessen Nähe? Und was soll bei den Zusammenkünften dieser Geistlichen herauskommen, die sich in der Regel nicht einmal kennen, unter denen in der Zwischenzeit kein näheres Verhältniß als ein sparsames briefliches stattfinden kann, die also auf keine Weise mit einander eingelebt sind, indeß jeder vielleicht in dem vertraulichsten Verhältniß mit seinem nächsten lutherischen Amtsgenossen steht? Und wenn nun demohnerachtet recht viel weises und vortreffliches auf diesen reformirten Synoden zur Sprache käme und auch wirklich beschlossen würde, wäre es nicht um desto mehr zu bedauern, daß dieses gleichsam abgelegen im dem Winkel einzelner kleiner zerstreuter Gemeinden vergraben werden soll? Ja sei nun die Weisheit und Zweckmäßigkeit größer oder geringer, was für ein wahres Interesse kann wohl darauf ruhen, eine genaue Uebereinstimmung grade unter diese Gemeinden zu bringen, die sich unter einander gar nicht berühren, und sich also dieser Uebereinstimmung nicht einmal inne

telbar erfreuen können, während sie sich, wenn nun die Reformirten natürlich auch ihre eigenen Provinzial- und Generalsynoden hätten, auf eine auffallende Weise in vielen ihrer Einrichtungen von den übrigen protestantischen Gemeinden unterschieden, mit denen sie sich wirklich berühren und in christlicher Gemeinschaft leben? und zwar auf eine Weise unterschieden, die doch größtentheils mit den eigentlichen Differenzpunkten beider Kirchen nichts zu schaffen haben würde, aber um so mehr bei minder unterrichteten ein falsches Licht werfen könnte auf das Verhältniß, in welchem unter uns beide protestantische Kirchen gegen einander stehen? Und zu welchem Zwekk nun alle diese Unbequemlichkeiten, Unangemessenheiten und zum Theil Widersinnigkeiten, die aus der Trennung reformirter und lutherischer Synoden hervorgehen müßten? Welcher andere ließe sich wol angeben, als um die Selbständigkeit der reformirten Kirche desto sicherer zu erhalten und desto kräftiger zur Anschauung zu bringen! Was heißt aber dies anders genau betrachtet, als nur die Kirchengemeinschaft zwischen beiden Confessionen möglichst hindern, und mit Gewalt und gegen alle im natürlichen Lauf der Dinge sich aufdrängende Zeichen und Forderungen etwas nur durch einen traurigen Irrthum der Reformatoren, und nur in Folge ihrer Leidenschaftlichkeit entstandenes, festhalten wollen. Die protestantische Kirche ist gar nicht dazu gemacht eine vollkommene Uebereinstimmung der Lehre und der Gebräuche in ihrem ganzen Umfang darzustellen, wie dies auch bei keiner von beiden Confessionen für sich der Fall ist, sondern eine Verschiedenheit der Lehre und der Gebräuche, aber ohne die Kirchengemeinschaft zu stören. So halten es in der lutherischen Kirche — um nichts zu sagen von den neuern Differenzen der Rationalisten und Supernaturali-

sten, die in dieser Kirche vorzüglich ausgebrochen und — diejenigen, welche die Concordienformel annehmen, und welche sie nicht annehmen, so in der reformirten Kirche diejenigen, welche die Dordrechter Synode annehmen und welche sie nicht annehmen, diejenigen, welche die Calvinische und die, welche die Zwinglische Meinung vom Abendmahl theilen; und eben so sollte es auch vom Anfang an gehalten worden sein zwischen den lutherischen und reformirten Protestanten, und auf diesen Punkt sollten wir es wieder zurükkzuführen suchen und die Kirchengemeinschaft zwischen beiden Partheien so weit unterhalten und so sehr erweitern als nur möglich ist, bis der noch übrige Schein der Trennung von selbst verschwände *). Die kleinen Eigenthümlichkeiten der Lehre und der Ansicht mögen immer fortbestehen, und je freier man sie gewähren läßt, desto besser; mag eine Gemeinde Kerzen haben und Kreuze und die andere keine, und eine Gemeinde das Mahl des Herrn mit Oblaten feiern und die andere mit Brodt **), eben so gut wie die eine ihren Geistlichen im Chorhemde sieht und die andere nicht, die eine Privatbeichte hat die andere nicht; warum aber deshalb, zum offenbaren Schaden des größeren, was sie gemeinsames haben, ihre Geistlichen nicht zusammentreten sollen

---

*) Ueber die Wünschenswürdigkeit einer vollständigeren Vereinigung beider Kirchen in unserem Lande und über die rechte Art derselben, habe ich meine Meinung schon vor vierzehn Jahren öffentlich gesagt, und es ist hier nicht der Ort, diese Sache wieder aufzunehmen.

**) Denn wie auch berühmte und hochangesehene Geistliche auf diese Kleinigkeit einen Werth legen, und einen eifrigen Wunsch äußern können, daß alle Protestanten bald möchten Ein Unservater haben und Ein Brodt, das ist mir zu hoch.

und auch ihre Synodalberathungen und Geschäfte mit einander theilen, wer mir das begreiflich machen sollte, würde ein schweres Geschäft haben. Ja endlich kann es denn mit dieser äußern Selbständigkeit durch die Trennung der Synoden auf den erwünschten Punkt kommen, so lange doch die geistlichen Behörden so zusammengesezt bleiben wie sie jezt sind? erscheint bei dem gegenwärtigen Verhältniß der Kirche zum Staat diejenige Kirche selbständig, die nicht ihre eigene abgesonderte Behörde hat? Ganz anders ist es freilich mit der katholischen Kirche, deren Selbständigkeit in dem bischöflichen System ruht, und mit der mährischen Brüdergemeinde die in einem ähnlichen Verhältniß steht. Wir aber, die nichts dergleichen haben, können schon seit der Aufhebung unseres Kirchendirectoriums von einer äußern Selbständigkeit beider protestantischen Kirchen in ihrem Gegensaz gegen einander in unserem Staat nicht mehr reden, und wir würden durch die Trennung der Synoden in dieser Beziehung wenig oder nichts ändern, wenn jenes nicht wiederhergestellt würde. Darüber sollten wir uns nicht täuschen: und ich frage diejenigen, die eine solche Wiederherstellung wünschen, ob sie dazu irgend eine Aussicht sehen? ob sie sich verständigerweise die mindeste Hofnung dazu machen können? Ich meines Theils bin weit entfernt davon diese Wiederherstellung zu wünschen, und ich wollte nur, daß alle, die einen solchen Wunsch vielleicht noch hegen, sich doch recht lebendig vorstellen könnten, auch mit einer eignen kirchlichen Staatsbehörde und mit eignen Synoden, was für eine höchst kleinliche Existenz wir dennoch haben würden, neben der uns überall umgebenden lutherischen Kirche, und was für ein uns selbst nothwendig ängstigendes Mißverhältniß sich darstellen würde zwischen dem Zwekk der erreicht werden soll und

den Mitteln, welche aufgewendet werden müssen, ein Mißverhältniß, welches erst durch die Synodalverfassung recht groß werden und recht ans Licht treten würde! Ja ich möchte sagen, wenn würklich, wie nicht ganz zu läugnen ist, aus der Aufhebung unserer besondern Behörde, so lange der Unterschied beider Kirchen noch nicht ganz aufgehoben ist, einige Unbequemlichkeiten entstanden sind: so kann diesen nicht besser begegnet werden, als wenn wir uns in den Synoden mit unsern Brüdern von der lutherischen Confession zu vereinigen suchen. Doch wohlverstanden nicht etwa nur deswegen, weil eine solche gänzliche Wiederherstellung der äußern Selbständigkeit doch nicht zu erwarten ist, wünsche ich die Vereinigung aller protestantischen Geistlichen ohne Unterschied der Confession in den Synoden; sondern dies war nur für diejenigen gesagt, welche etwa noch an diesem Schein hängen könnten. Die wahren Gründe aber sind die tiefer in der Natur der Sache liegenden, die ich genugsam glaube ans Licht gesezt zu haben. Ist nun die Vereinigung so wichtig und wünschenswerth: so kommt freilich für die Beschleunigung der Sache sehr viel darauf an, wie die Stimmen darüber abgehört werden. Denn offenbar können die Synoden nicht ehe eröffnet werden bis dieser Punkt entschieden ist; und da Sr. Majestät der König erklärt hat darüber nichts entscheiden zu wollen, also auch die Entscheidung nicht den Behörden überlassen, sondern sie dem guten Willen der Geistlichkeit anheimgestellt hat, so kann die Entscheidung nur aus der gesezmäßigen Willens Erklärung der beiderseitigen Geistlichen hervorgehen, und diese ist dermalen nicht anders zu erlangen, als durch Abstimmung in den einzelnen Superintendenturen. Freilich würde die Sache noch ziemlich weitaussehend werden, wenn man mit Eröffnung der Syno-

den warten wollte, bis diese Abstimmung überall vollendet und darüber von den Superintendenten an die Consistorien und von diesen an das Ministerium berichtet wäre, und noch weiter, wenn man vor oder nachher erst schlichten wollte — was doch eigentlich geschehen müßte — ob man am Ende die durch Majorität entstandenen Stimmen der einzelnen Superintendenturen zusammenzählen wollte, oder vielmehr die einzelnen Stimmen für und wider aus allen Superintendenturen zusammenrechnen. Aber abgerechnet diesen Zeitverlust, so wäre es immer übel und gewiß auch der königlichen Idee, der Geistlichkeit hierin ihre Freiheit zu lassen nicht vollkommen angemessen, wenn man auf diesem Wege einen sogenannten allgemeinen Willen zu Stande bringen wollte. Sondern theils zur Beschleunigung, theils um noch mehr Freiheit zu gewähren, und nicht vielleicht die Geistlichen einer Gegend in einer so wichtigen Sache den noch nicht ausgerotteten Vorurtheilen in andern Gegenden aufzuopfern, sollte man diesen Gegenstand in jeder Superintendentur besonders verhandeln: und wenn in einem und demselben Kreise die Geistlichen der reformirten und die der lutherischen Confession für die Vereinigung in der Synode sich erklärten, so müßte sie nun für diesen Kreis als vollzogen erklärt werden ohne alle Rücksicht darauf, ob in andern Kreisen dasselbe oder das Gegentheil erfolgt. Mit der lutherischen Geistlichkeit seiner Gegend wird doch jeder reformirte Prediger einigermaßen bekannt seyn, und es wird seine Sache seyn, sie der Vereinigung geneigt zu machen, wenn ihm daran gelegen ist. Dies scheint mir daher die leichteste und sicherste Weise zum Ziel zu gelangen, und gewiß der königlichen Absicht um so mehr angemessen, als auch die Bekanntmachung dieser Sache nur

bei den Kreissynoden, also nicht als ob ein allgemeiner Beschluß dazu gehörte, erwähnt.

Eine andere Schwierigkeit, welche erst beseitiget werden zu müssen scheint, ehe an eine wirkliche Versammlung der Synoden gedacht werden kann, ist leider die Frage, woher die Kosten, welche dadurch verursacht werden, und welche die Geistlichen aus eigenen Mitteln im allgemeinen nicht werden bestreiten können, sollen genommen werden? Sollte freilich auch dieses erst auf allgemeine Weise festgestellt werden, so müßten aus allen Provinzen erst ohngefähre Anschläge dieser Kosten eingehen, und es müßten Ueberschläge gemacht werden, wieviel wohl dazu im Durchschnitt aus dem eigentlichen Kirchenvermögen kann genommen werden; dann erst müßten die Anschläge gewissenhaft ermäßigt, und endlich berathen und genehmiget werden, aus welchen Staatseinkünften der übrig bleibende Bedarf solle entnommen, und wie darüber seiner Zeit Rechnung abgelegt werden. Sollen wir freilich hierauf warten: so muß eine so bedeutende Zeit verstreichen, daß man lieber wünschen möchte, es wäre über diesen Gegenstand noch nichts bekannt gemacht worden, als daß das erregte Verlangen auf eine so lange und abschwächende Probe gestellt würde. Und woher sollen genauer betrachtet diese Anschläge und Berechnungen kommen, wenn man nicht weiß, wie oft die Synode um dem Zwekk zu genügen sich versammeln, und wie lange ihre Versammlungen dauern müssen, welches doch wirklich nur erst die Erfahrung ergeben kann? Muß man also nicht darauf denken, und sollte es nicht möglich sein, diese Weitläuftigkeiten vorläufig wenigstens auf eine ganz leichte Weise zu umgehen? Ist es denn nothwendig, daß alle Synoden zu gleicher Zeit zusammenkommen? Das möchte vielmehr schwierig und in man-

der Hinsicht nicht rathsam sein, wenn es gleich gewagter aussieht. Wie wäre es demnach, wenn man denjenigen Synoden gestattete sich sogleich zu versammeln, welche für diesmal wenigstens auf öffentliche Unterstüzung hiezu keinen Anspruch machten? Die Geistlichkeit der Haupt- und größern Städte wird theils unter sich theils mit einer ganz nahen Nachbarschaft die leicht zur Nacht die Heimath wieder erreichen, oder einer gastlichen Aufnahme im Hauptort sicher sein kann, eine Synode bilden, und da wird bei einigem guten Willen sich alles leicht in Ordnung fügen. Nur die größeren zerstreuten Superintendenturen, deren Hauptorte kleine wenig Hülfsmittel darbietende Städte sind, werden zurükbleiben. Nun aber muß doch der natürliche Gang der sein, daß alle Vorschläge jeder Synode, welche ihrer Natur nach zur Provinzialsynode kommen müssen, erst durch den General-Superintendenten allen andern Synoden mitgetheilt werden, um ihre Meinung darüber abzugeben, damit die Provinzialsynode, wenn sie sich versammelt, von der Meinung aller Synoden über die abzuhandelnden Gegenstände unterrichtet ist, indem sie sonst nur eine sehr unvollständige Basis für ihr Verfahren haben würde, und wol nicht leicht ein Superintendent sich mit Recht wird anheischig machen können zu verbürgen, was die Berathung seiner Synode für ein Resultat würde gegeben haben, wenn der Gegenstand bei ihr vorgekommen wäre. Wenn nun nur die nothgedrungen zurükbleibenden Synoden für diesmal sich begnügten ihrerseits keine eignen Vorschläge allgemeine Angelegenheiten betreffend zu machen, sondern nur die bei ihnen eingehenden der früher versammelten zu prüfen; wenn überhaupt für das erste mal alle Synoden sich nur im wesentlichen konstituirten, und nur die wichtigsten unter den vorkommen-

den Vorschlägen über allgemeine innere Angelegenheiten der Kirche wirklich zur Berathung zögen, alle minder wichtigen aber und alles was nur jede Synode allein betrifft auf die zweite Versammlung aussezten; so würde auch die Dauer der ersten verkürzt, die in der That nicht abzusehen wäre, wenn alles, was jeder auf dem Herzen hat, das erste Mal sollte ausgesprochen werden; und um desto größer würde auch dadurch die Anzahl der Synoden werden, welche sich gern auf eigne Kosten zum erstenmal versammeln würden. Auf diese Weise würde doch baldmöglichst etwas geschehen: und der Eifer den die Geistlichkeit zeigte, die Wichtigkeit der zur Sprache gebrachten Gegenstände würde dann um so mehr auch die verwaltenden Behörden ergreifen, daß sie sich beeilten, den lästigen Finanzpunkt in Ordnung zu bringen, damit nicht durch dessen Verzögerung die gute und wichtige Sache in ihrem schön begonnenen Lauf zurükgehalten werde. Nimmt man nun hinzu, daß nach der ersten General-Synode, auf welcher die wichtigsten innern Angelegenheiten der Kirche billig müßten in Ordnung gebracht werden, die gewöhnlichen Kreissynoden, wenn auch nicht seltner doch gewiß kürzer sein werden als bis dahin, und daß wenn erst die Presbyterien überall eingerichtet und in frischem Gange sind, sich vielleicht auch eine größere Bereitwilligkeit in den Gemeinden zeigen wird aus dem Kirchenvermögen oder durch besondere Beiträge die Kosten der Synodalreisen dekken zu helfen: so dürften die ersten Unterstüzungen von Seiten des Staats vorläufig als vorübergehende auf einen außerordentlichen Fonds können angewiesen werden, und würden vielleicht um so eher zu beschaffen sein.

Dies führt mich auf eine andere Frage, ob es nemlich nothwendig ist, daß überall die Einrichtung der

Presbyterien den Zusammenkünften der Synoden vorangehn müssen. Man könnte dies leicht schließen daraus, daß in den officiellen Bekanntmachungen die Bildung der Presbyterien an die Spize gestellt ist; und wäre dem wirklich so, so würde daraus freilich, da in vielen Gegenden noch keine Presbyterien bestehen, und die bestehenden wol nirgends so zusammengesezt sind, wie sie es in Beziehung auf die Synodalverfassung eigentlich sein müßten, ein neuer Verzögerungsgrund für die Synoden entstehen. — Offenbar nun ist das mit großer Weisheit bedacht, daß die Presbyterien das erste sind, wovon in den Grundzügen der neuen Kirchenverfassung die Rede ist. Wie in einer wahrhaft freien auf Eifer und Liebe berechneten Staatsverfassung alles auf einem freien und lebendigen Gemeindewesen beruht, aus diesem aller wahre Antheil an der Gesezgebung sich entwikkelt, in diesem auch die Verwaltung ihre eigentliche Kraft und Stüze findet: so würde es auch ganz vergebliche Mühe sein an der Verfassung der Geistlichkeit zu rühren und zu bessern, wenn nicht ein wohleingerichtetes christliches Gemeindewesen dabei zum Grunde gelegt würde. Die protestantische Kirche ist und besteht der Wahrheit nach in der Gesammtheit der protestantischen Gemeinden, und die Geistlichen sind nur deren Diener. Was könnte es also helfen, wenn die Geistlichkeit noch so vortrefflich eingerichtet wäre und noch so fest verbunden, so daß jeder Einzelne von allem Eifer und aller Einsicht, die in der ganzen Körperschaft vorhanden ist, in seinem Amt durchdrungen und geführt wäre, der Zusammenhang der Geistlichen mit ihren Gemeinen wäre aber nicht inniger und genauer, als er, wie man allgemein klagt, seit langer Zeit gewesen ist, und in den Gemeinen selbst wäre so wenig ein ächt evangelisch kirchliches Leben als bisher.

Dies kann sich aber weder entwikkeln noch zeigen, wenn die Gemeindeglieder unter sich als solche in gar keiner Verbindung stehen, wenn die Gemeine keine Form hat in der und keine Wortführer durch die sie sich aussprechen kann, sondern in allen kirchlichen Angelegenheiten jeder Einzelne entweder nur für sich allein auftreten muß, was natürlich jeder scheut, es mag von Wünschen oder von Beschwerden die Rede sein, oder alles Zusammentreten Einzelner nur als Zusammenrottung erscheinen kann. Wir Geistliche können, wenn es uns Ernst ist um eine gesegnete Amtsführung, nichts sehnlicher und dringender wünschen, als in einer wohleingerichteten auf der freien Wahl der Gemeine ruhenden und nicht zu kleinen Aeltestenversammlung uns mit der Gemeine enger zu verbinden, sie in den Zusammenhang unserer ganzen Amtsführung tiefer hineinschauen zu lassen*), ihr Urtheil über uns auf die freieste Weise zu berichtigen und immer klar und sicher zu erhalten, was auf den Synoden in kirchlichen Angelegenheiten beschlossen wird, ihr mit seinen Gründen anschaulich zu machen und ihren Eifer dafür zu erregen, und zugleich der Welt zu beweisen, daß vieles was wir lange vergeblich gewünscht haben für die Würde des Gottesdienstes, für die Aufrechthaltung kirchlicher Freiheit auch in Beziehung auf unchristliche Handlungen und Verhältnisse, daß dieses nicht unsere allein, sondern die Wünsche der christlichen Gemeinen selbst sind, denen es lei-

*) In manchen Gemeinen bestand sonst die Einrichtung, daß jede Woche abwechselnd ein Aeltester den Pfarrer zu allen seinen Amtshandlungen begleitete; eine zwar des Zeitaufwandes wegen beschwerliche und bei großen Gemeinen nicht leicht zu erneuernde aber an sich schöne und gute Sitte.

selber nur an einer anerkannten und gesezmäßigen Form bisher fehlte um ans Licht zu treten. Haben wir solche Presbyterien, dann erscheinen auch wir selbst auf den Synoden nicht nur in unserer eigenen Person, sondern als durch sie Beauftragte unserer Gemeinen, also offenbar in einem größeren und würdigeren Charakter; und manches wird mehr Kraft und Nachdruck haben, wenn wir es so vortragen können, als wenn es nur als unser eigener Gedanke erscheinen muß. Ja ich würde es sehr zwekmäßig finden, wenn in der Folge — nicht von allen Gemeinen, denn das würde die Versammlung zu zahlreich machen, aber abwechselnd von einzelnen — auch auf den Synoden selbst Abgeordnete aus dem Collegium der Aeltesten zugelassen würden, um sich von dem Gange der Verhandlungen zu überzeugen, und um auf Befragen sowol über das, was ihre Gemeine besonders betrifft Auskunft zu geben, als auch über andere in ihrem Bereich liegende Gegenstände ihre Meinung zu sagen. *) — Dieses alles aber vorausgesezt scheint mir demohnerachtet nicht nothwendig, daß die erste Versammlung der Kreissynoden darauf warten müsse, daß die Presbyterien erst eingerichtet seien; denn in dieser Hinsicht werden sie doch nicht gleich, sondern erst wenn sie in ihr Geschäft mehr eingeübt sind, ihren Nuzen beweisen können, und so lange dürfen wol die Synoden nicht ausgesezt bleiben.

Nach diesem aber bleibt meines Erachtens nur noch ein Punkt übrig, der Verzögerung verursachen

*) In der rheinischen Geistlichkeit ist der Wunsch geäußert worden, die Synoden möchten zu gleichen Theilen aus Pfarrern und Gemeinältesten zusammengesezt werden. Das dürfte aber bei uns zu viel sein, und große Schwierigkeiten haben.

kann; nämlich die in den officiellen Bekanntmachungen verheißene Synodalordnung, welche erst von der geistlichen Oberbehörde entworfen, berathen, und vielleicht erst allerhöchsten Ortes vorgelegt und genehmigt werden muß. Hier entsteht nun freilich zuerst die Frage, was denn diese erwähnte Synodalordnung eigentlich seyn und leisten soll? Zweierlei ist offenbar noch nothwendig. Denn niemand wird glauben können, daß die bisherigen Bekanntmachungen einzelner provinzieller Behörden, welche aus dem höheren Befehl nicht einmal dieselben Punkte gleichmäßig hervorgehoben haben, und in denen der Synoden in Gemeinschaft mit mehreren andern kirchlichen Angelegenheiten erwähnt wird, schon die gehörige und hinreichende Form sei, um diese neue für die gesammte evangelische Kirche des ganzen Landes geltende Einrichtung wirklich einzuführen; sondern jeder wird noch einen allgemeinen von der höchsten Autorität unmittelbar ausgehenden, also von des Königs Majestät Höchstselbst vollzogenen Erlaß hierüber erwarten. Hiezu kommt noch die bis jezt statt findende Unbestimmtheit sehr wichtiger Punkte, und zwar solcher Punkte, auf denen das Rechtsverhältniß der in einander eingreifenden Institute beruht. So zum Beispiel erhellt aus den bisherigen Bekanntmachungen noch nicht, ob die Kreissynoden definitiv die Disciplin über die Geistlichen und Kandidaten ausüben, oder ob von ihnen auch in den durch Zurechtweisung und Ermahnung abzumachenden Fällen, die also nicht vors Consistorium gehören, doch vielleicht eine Berufung auf die Provinzialsynoden Statt findet; auch nicht ob und wie die Kreissynoden die Aufsicht über den Religionsunterricht in den Gymnasien führen, und in welchem Verhältniß sie zu den Directoren derselben stehen sollen. Eben so wenig erhellt, ob die Provinzialsynoden bloß

die Vorschläge der Kreissynoden prüfen, oder ob sie auch eigne Vorschläge machen können; auch nicht ob sie Vorschläge der Kreissynoden durch bloße Stimmenmehrheit verwerfen können, oder ob sie auch die nicht durch die Mehrheit gebilligten dennoch in ihrem Bericht an die Behörde mit aufführen müssen, wie es von den Consistorien scheint, daß sie, auch zur Prüfung berufen, nichts verwerfen, sondern alle Vorschläge der Provinzial-Synoden dem Ministerium des Innern einreichen sollen. Endlich erfahren wir auch nicht, wie die General-Synode gebildet werden soll, ob nach Analogie der Provinzialsynoden nur aus den noch zu ernennenden General-Superintendenten allein oder anders. Da nun hier neue Rechtsverhältnisse auf eine feste und Vertrauen auf das Bestehen der Sache einflößende Weise müssen bestimmt werden: so kann dies nicht durch eine bloß reglementarische Verfügung der verwaltenden Behörden geschehen; sondern ein allgemeines organisches Gesez, wodurch das ganze Synodalwesen installirt wird, ist also auf jeden Fall noch unentbehrlich, und gehört, wie es scheint, seiner Natur nach in die Klasse derjenigen Verfügungen, welche beim Staatsrath zur Berathung müssen vorgelegt werden. Was dürfte man auch von den Synoden Großes erwarten, wenn sie nicht unter dieser höchsten Gewährleistung auftreten könnten? und wozu wäre auch bei dem Staatsrath eine eigne Abtheilung für das Kirchen- und Unterrichtswesen gebildet, wenn ein Gegenstand wie dieser sollte seiner Kenntniß entzogen und gleichsam hinter seinem Rükken durch Erlasse der Provinzialbehörden sollte erschaffen werden können? Ist nun unter der in den Bekanntmachungen erwähnten Synodalordnung dieses Gesez gemeint: so ist der Weg, den dasselbe bis zur endlichen Vollziehung zu machen

hat, noch lang genug, und es könnte noch eine ziemliche Zeit bis zur Versammlung der Synoden vergehen, wenn diese hierauf warten sollten. Allein dies scheint wirklich nicht nöthig. Alles, was in diesem Gesez noch näher bestimmt werden muß, findet erst seine Anwendung, wenn die Provinzialsynoden zusammenkommen; und da die Kreissynoden, wie schon bemerkt ist, vorher zweimal sich versammeln müssen, wenn anders die ganze Geistlichkeit in zwekmäßige Berührung unter sich gesezt werden soll, so könnte immer vorher mit diesen der Anfang gemacht werden, um den ersten Eifer nicht ungenuzt verrauchen zu lassen. Außer diesem Gesez bedarf es aber allerdings zweitens noch einer reglementarischen Verfügung, einer Hausordnung gleichsam für die verschiedenen Synoden selbst über die Art ihrer Zusammenberufung, die Ordnung ihrer Geschäfte, die Redaction ihrer Beschlüsse und was sonst hierhin gehört. Ist diese gemeint in den Bekanntmachungen, und das scheint fast aus der Stellung dieser Erwähnung: so muß eine solche Ordnung freilich vor Eröfnung der Synoden da sein; allein es ist gewiß besser, wenn sie vor der Hand nur vorläufig ist, da sich in manchen Stükken das zwekmäßigste erst durch die Erfahrung ergeben wird. Auch ist gewiß fürs erste und vielleicht überhaupt nicht nothwendig, daß eine solche Anordnung allgemein sei, denn die verschiedenen Verhältnisse und Einrichtungen in einzelnen Provinzen können manche Abweichungen wünschenswerth machen. Und warum sollte auch in solchen doch nur äußerlichen Dingen alles durchaus in Eine Form gegossen werden? Also könnten füglich die Consistorien, oder unter ihrer Genehmigung die einzelnen General-Superintendenten eine vorläufige Ordnung entwerfen, wozu wenig Zeit gehören möchte, da ihnen alle Verhältnisse, die sie zu

beachten haben, klar vor Augen liegen müssen, und deshalb also könnten die Kreissynoden sehr bald zusammenkommen.

Wenn also in der Natur der Sache keine bedeutenden Verzögerungen liegen, sondern, wenn es allen Theilen Ernst ist, diese wichtige Einrichtung ihre Wirksamkeit sehr bald wenigstens beginnen kann: haben wir etwa zu besorgen, daß von irgend einer Seite unnöthige Verzögerungen werden gemacht werden? Hierbei nun kann ich nicht umhin, einer ungünstigen aber meiner Ueberzeugung nach irrigen Vorstellung zu erwähnen, welche sich bei manchen einzuschleichen scheint. Nemlich die meisten der würdigen Männer, welche neuerlich die Idee der Synodalverfassung in öffentlichen Schriften ausgebildet haben, sind von der Vorstellung ausgegangen, daß Synodalverfassung und Consistorien als vom Staat geordnete kirchliche Behörden sich nicht mit einander vertragen; und soviel mag auch wol richtig sein, daß wer eine Verfassung der Kirche rein von Anfang an einzurichten hätte, wol schwerlich beides neben einander hinstellen würde. Nun aber besteht unter uns die Consistorialverfassung, sie ist, wiewol sie neuerlich kurz hinter einander mehrere Veränderungen erfahren hat, ihrem Wesen nach tief in unsre ganze Staatsverwaltung eingewurzelt, und was uns jezt geboten wird, konnte daher sehr natürlich nur eine Synodalverfassung neben der Consistorialverfassung sein. Deshalb scheinen nun in der That manche zu besorgen, durch diese Zusammenstellung würde die ganze Synodalverfassung zu einer halben Maaßregel werden, welche wenig Erfolg haben könne. Es müßten nothwendig unangenehme Reibungen und zerstörende Gegenwirkungen entstehen; jedes dieser Elemente müsse das andere zu beschränken und zu untergraben suchen; und da die

Synodalverfassung sich erst bilden solle, die Consistorien aber schon im Besitz wären, so würden diese auch ohne allen bösen Willen durch ihre Stellung immer Ursache werden, daß jene nie zu ihrer rechten Reife und Vollständigkeit gedeihen könne, und dies würde sich zuerst dadurch zeigen, daß von den Consistorien mancherlei Hindernisse und Erschwerungen der baldigen Eröfnung der Synoden ausgehen würden. Diese Besorgniß laßt uns doch etwas näher beleuchten. Es kann hier natürlich von dem persönlichen Charakter der Männer, welche unsere Consistorien bilden, nicht die Rede sein; sondern wie es wunderlich wäre, und nur als eine übelangebrachte Artigkeit erscheinen würde, wenn ich mich auf den bekannten Charakter dieser Männer berufen wollte, daß von ihnen gewiß nichts dem wahren Wohl der Kirche zuwiderlaufendes zu erwarten wäre, fast so, als wenn man sich auf den persönlichen Charakter eines Fürsten beruft, um zu beweisen, daß ein Land keiner festen Verfassung bedürfe; so wäre es auch wunderlich, wenn jemand, was ich über das Verhältniß selbst sagen werde, als eine Vertheidigung der persönlichen Charaktere ansehen wollte, die einer solchen gewiß nicht bedürfen. Es ist wahr, daß man öfters geklagt hat in öffentlichen Schriften und im Gespräch, daß — um von früheren Zeiten nicht zu reden — wenigstens seit der Zeit, daß man wieder angefangen habe unter uns für die kirchlichen Angelegenheiten eine wärmere Theilnahme zu zeigen und ins Große gehende Verbesserungen zu wünschen, die Consistorialverfassung weder in ihrer älteren Gestalt, wie sie auch vor dem Jahre 1808 bestand, noch in ihrer neueren, seitdem unsere Verwaltung angefangen hat, andere Formen oft ziemlich schnell wechselnd anzunehmen, sich sehr wirksam gezeigt hat, diese Wünsche in Erfüllung zu bringen. Vorschläge

genug sind den Behörden von Einzelnen zugeströmt; aber von den Behörden ist bis jezt weder selbst etwas großes und bedeutendes bewerkstelliget worden, noch sind aus ihren Berathungen über jene Vorschläge sichtbare Resultate hervorgegangen. Und so könnte man freilich folgern, ist dieses zu erklären aus der Ueberzeugung der Behörden, daß der gegenwärtige Zustand gut ist: so befinden sie sich ja sichtbar im Widerspruch mit den herrschenden Ansichten und den allgemeinen Wünschen der Geistlichen, und werden also alles anwenden, um auch auf die Vorschläge der Synoden eben so wenig Rüksicht nehmen zu dürfen, wie bisher auf die der Einzelnen. Ist aber diese Unthätigkeit der Behörden daraus zu erklären, daß sie zwar den gegenwärtigen Zustand für nichts weniger als vortreflich halten, aber daß sie alle wohlgemeinten Vorschläge Einzelner unausführbar gefunden haben, und daß sie überzeugt sind, es sey jezt und vielleicht noch lange Zeit durchaus unmöglich, etwas gründlich helfendes wirklich auszuführen: wolan so haben sie alle Ursache, ähnliche Vorschläge auch von den Synoden zu erwarten, und können also keinen Beruf fühlen, den Zusammentritt derselben zu beschleunigen, so wie sie ihnen auch hernach den möglichsten Widerstand entgegensezen werden, nicht bloß um sich wegen ihrer eignen bisherigen Unthätigkeit zu rechtfertigen, sondern aus reiner Ueberzeugung. Mit erschwerenden Berichten werden sie überall die Vorschläge der Synoden begleiten, die also höheren Ortes nur erscheinen müssen als Versammlungen von vielleicht wohlmeinenden Männern, die aber, außer Stande das Ganze zu übersehen, unbekannt mit dem geringen Umfang der äußeren Hülfsmittel, übersehend die Hindernisse, die theils in den bürgerlichen Verhältnissen, theils in der nothwendigen Sorge des Staates

für die geistige Freiheit gegründet wären, doch mit ihren Wünschen und Ansprüchen, bis auf Kleinigkeiten, nur könnten zur Ruhe verwiesen werden. Dies alles befürchten freilich Manche; allein wenn wir auf die Zusammensezung und die Geschichte unserer kirchlichen Behörden sehen: so müssen wir sagen, es gestaltet sich eine ganz andere Aussicht dieser gegenüber. In der Zeit vor dem öffentlichen Unglükk des Jahres 1806 waren die Wünsche für kirchliche Verbesserungen nur einzelne Stimmen, und niemand kann es wol in der damaligen Lage der Dinge den kirchlichen Behörden vorwerfen, daß nichts großes geschah; Verbesserungen im Schulwesen, fortgesezte Annäherungen der beiden protestantischen Confessionen waren die löblichen Gegenstände, mit denen sie sich damals am meisten beschäftigten. Nach dem unglücklichen Kriege und Frieden, als man sich die Wurzel aller Uebel nicht länger verbergen konnte, und als der Trost des Glaubens und der Frömmigkeit Allen der nächste war, da wurden die Wünsche allgemeiner, daß es möglich sein möchte die fast erstorbene Kirche zu einem kräftigen Leben zurükzurufen. Von dieser Zeit an können wir eigentlich erst fragen, was haben die kirchlichen Behörden gethan oder nicht gethan? Aber welche Zeiten, welche allgemeinen Bedrängnisse können sie zu ihrer Rechtfertigung anführen, welche schnell wechselnde Formen und Oberhäupter der Staatsverwaltung, die zugleich mit soviel andern großen und schweren Geschäften belastet waren, seitdem die Angelegenheiten der Kirche und der Schule nicht mehr von einem eignen Staatsminister geleitet wurden! Dieses lezte besonders erschien vielen als ein Unglükk, und war allerdings vielleicht auch Mitursache, daß nicht schneller zu kirchlichen Verbesserungen vorgeschritten werden konnte. Seitdem aber

auch nur von fern der Gedanke einer Synodalverfassung für unsere Landeskirche aufgeregt wurde — und auch das ist vielleicht schon mehrere Jahre her, und vielleicht schon lange vor jener Zusammenkunft märkischer Superintendenten im Ministerium des Innern die Rede davon gewesen — muß man es nicht den Behörden zum Verdienst anrechnen, daß sie seitdem nur dieses im Auge behalten, und eben deshalb nicht geeilt haben andere Verbesserungen selbst anzuregen und auszuführen, sondern nur gesucht diese Verfassung im Stillen und soviel es die Umstände gestatten wollten vorzubereiten? Betrachten wir nun die Sache so: so müssen wir gestehen, es ist gar kein Grund bei unsern Consistorien und der kirchlichen Abtheilung im Ministerium des Innern weder eine Ueberzeugung von der Vortreflichkeit unseres gegenwärtigen kirchlichen Zustandes noch von der Unausführbarkeit der gewünschten Verbesserungen vorauszusezen. Ja wenn auch die leztere Ueberzeugung weit genug verbreitet wäre, welches viele zu glauben scheinen, so ist sie gewiß mehr in den weltlichen Mitgliedern dieser Behörden als in den geistlichen, und sie muß der Natur der Sache nach, sobald die Synodalverfassung in Thätigkeit tritt, allmählig abnehmen. Denn wenn wir bedenken, was für eine Last bis jezt auf unsern Consistorien ruht, wie ihnen noch außerdem ihre Thätigkeit bedeutend erschwert wird durch das vielleicht überhaupt nicht günstige auf jeden Fall aber schwierige und wie es scheint noch nicht genau bestimmte Verhältniß zu den Regierungen: so dürften wir uns freilich nicht wundern, wenn ihnen vieles schwierig und unausführbar erschienen wäre. Aber wird sich dieses nicht je länger je mehr verlieren, wenn ihnen ein großer Theil ihrer Last durch die Synodalverfassung abgenommen wird? Und müssen sie sich nicht

einer Organisation freuen, die ihnen solche Erleichterung verschafft? und werden sie nicht natürlich auch ihrerseits geneigt sein ihr wieder zu Hülfe zu kommen? Und sollte gar die Meinung dahin gehen, daß künftig alle kirchlichen Gesezesvorschläge erst durch die Synoden durchgehn müßten, dann müßte die ganze kirchliche Staatsbehörde sich freuen, zu eben der Ruhe und Sicherheit gelangt zu sein, wie eine Regierung, der eine gesezgebende Versammlung zur Seite steht, und die nun in innern Angelegenheiten weit weniger in den Fall kommt sich Vorwürfe machen zu müssen. Sollte sie also nicht die Synoden, die ihr dieses zubringen und sichern, aufs kräftigste und redlichste unterstüzen? Ja, wenn es gegründet wäre, was man oft geklagt hat, die Consistorialverfassung könne deshalb nicht kräftig das Heil der Kirche fördern, weil natürlich darin die weltlichen Mitglieder, die alles zu sehr aus dem rechtlichen und polizeilichen Gesichtspunkt anzusehen gewohnt wären, ein großes Uebergewicht hätten über die geistlichen: so könnte sich eben auch dieses leicht ändern, wenn diese geistlichen Mitglieder der Consistorien, nachdem sie als Pfarrer *) zu den Beschlüssen der Synode mitgewirkt, und in dem Gefühl, daß diese hoffen durch sie auch in den Consistorien vertreten zu werden, dort erscheinen anders angesehen von ihren Amtsgenossen

*) Ich sage ausdrüklich als Pfarrer, denn wahrscheinlich wird man es sich von Einführung der Synodalverfassung an zum Gesez machen nicht Superintendenten noch weniger etwa General-Superintendenten, da diese ja die Geistlichkeit der Provinz gegen die kirchlichen Staatsbehörden vertreten sollen, zu Mitgliedern der Consistorien oder zu geistlichen Räthen beim Ministerium des Innern zu machen.

und auch sich selbst anders betrachtend. Denn es ist wohl nicht denkbar, daß sie ganz im Gegentheil in den Synoden selbst sich mehr sollten als Bevollmächtigte der Consistorien ansehn, und die Rükksichten und Schwierigkeiten der administrativen Formen, oder gar die Rükksichten auf die persönlichen Gesinnungen und Meinungen ihrer weltlichen Amtsgenossen und Vorgesezten mit hineinbringen wollen; gewiß so werden sich Geistliche mitten unter ihren Brüdern von der Mehrheit derselben und von ihrem gemeinschaftlichen theuersten Interesse, dem für die Kirche nicht trennen wollen. Dieses was hier von den Verhältnissen dieser Behörden überhaupt und ihrer geistlichen Mitglieder insonderheit dargestellt ist, zusammengenommen mit der großen Autorität ihrer Häupter der Oberpräsidenten in der Provinz, wie kann man zweifeln, daß die Consistorien nicht sollten mit der besten Gesinnung in die neue Einrichtung eingehen, daß sie nicht sollten die nothwendigen Vorbereitungen mit dem größten Eifer betreiben, so weit sie nur irgend dazu mit hinreichenden Vorschriften und Vollmachten versehen sind. Und je mehr die möglichst schnelle und förderliche Errichtung der Synoden ihr Werk ist, desto mehr wird auch wieder die Geistlichkeit ihnen verbunden und anhänglich sein, und so haben wir alle Ursache, auch nachher auf das beste Verständniß beider Theile zu rechnen, auf ein williges Zusammenwirken der beiderseitigen Einsichten, und auf einen gemeinschaftlichen Eifer für das Wohl der Kirche. Daß aber die Consistorien nicht sollten von der höchsten Behörde mit hinreichenden Vorschriften für die erste Einleitung noch vor der Bekanntmachung des königlichen Beschlusses versehen worden sein, das kann doch vernünftigerweise niemand bezweifeln; und so wird der

Erfolg selbst diese Besorgniß vielleicht noch eher heben als diese Blätter öffentlich erscheinen.

Haben wir nun keine lange Verzögerung zu erwarten, so fällt auch jene freilich vorzüglich drükkende Besorgniß weg, die nur aus ein paar einzelnen Vorgängen bei Vielen entstanden zu sein scheint, als ob vielleicht in der Zwischenzeit noch gar manches in den Angelegenheiten der Kirche den innern zumal möchte entschieden werden, ohne die Arbeiten der Synoden abzuwarten. Es wäre ja der wunderlichste Widerspruch, der Kirche eine gewissermaßen selbständige Verfassung zu geben, vorher aber alle ihre Angelegenheiten oder wenigstens die inneren völlig in Ordnung zu bringen, so daß die neuen Vertreter der Kirche nichts mehr zu thun fänden. Von der höchsten kirchlichen Behörde ist ohnehin ein solches plözliches Einschreiten mit Verbesserungen, das unter diesen Umständen fast gewaltsam wäre, gewiß nicht zu erwarten, und was einzelne Kirchenministerien zufolge unabweisbarer Veranlassungen gethan haben, wird doch gewiß ohne Folge für das Ganze bleiben, und sich vielleicht mit der Zeit selbst wieder dem allgemein von den Synoden beschlossenen fügen und einordnen.

Eine andere Vorstellung indeß, welche, wie ich vernehme, schon manche seit der amtlichen Bekanntmachung beunruhigt hat, die sich sonst sehr des großen Feldes erfreuten, das ihrer Wirksamkeit durch die Synoden eröfnet werden sollte, ist die, daß unerwarteterweise etwas mit hineingezogen ist, wodurch das gute Gedeihen dieser Zusammenkünfte gar sehr scheint gefährdet zu werden. Es ist nemlich nicht zu läugnen, daß in jenen Bekanntmachungen unter den Geschäften der Synoden die Berathung dessen was zur Einigkeit in der Lehre und Liturgie gehört, gar sehr hervorgeho-

ben ist, so daß es allerdings scheint, als ob hierin vorzüglich die innern Angelegenheiten der Kirche beständen, die doch offenbar der Synoden das wichtigste sein und bleiben müssen. Sollten nun die Synoden vorzüglich daran arbeiten eine Einheit des Lehrbegrifs in der evangelischen Kirche unsers Landes hervorzubringen: so gäbe das allerdings traurige Aussichten für alle ihre übrigen so sehr wichtigen Arbeiten. Denn wenn man bedenkt, aus wie verschiedenen theologischen Schulen die jezt lehrende Geistlichkeit hervorgegangen ist, wie weit die Meinungen über sehr viele einzelne Gegenstände nicht nur, sondern über den ganzen Charakter der geoffenbarten Religion noch immer auseinander gehen: so würde für alle andere Berathungen, die zu wirklich erfreulichen Resultaten führen könnten, nicht nur keine Zeit übrig bleiben, sondern auch die Gemüther dafür ganz verstimmt sein. Allein dies ist gewiß wenigstens Sr. Majestät des Königs Meinung nicht, weil Er ja sonst nicht einmal den Wunsch hätte äußern können, daß reformirte und lutherische Geistliche sich auf den Synoden vereinigen sollten. Denn in der Lehre sind doch einmal beide Kirchen von einander durch ihre verschiedenen Symbole getrennt. Ueber diese kann also kein Theil dem andern ein Recht mitzusprechen gestatten, ja nicht einmal zu bestimmen, in wiefern irgend ein Lehrpunkt mit den eigentlichen Differenzpunkten beider Kirchen genau zusammenhängt oder nicht. Ueber alle hieher gehörige Gegenstände müßten also die Synoden immer in Theile gehen, und was würde es also helfen die Geistlichen beider Confessionen in eine Synode zu vereinigen, wenn sie in Absicht auf dasjenige, was der wichtigste Gegenstand ihrer Berathschlagung sein soll, doch nur getrennt wirken könnten? Oder soll etwa eine Einheit in der Lehre für die ganze

evangelische Kirche des Landes bewirkt und also die Lehrunterschiede beider Kirchen ausgeglichen und aufgehoben werden: so könnte ja dies unmöglich auf den Synoden geschehen, die nur durch Stimmenmehrheit beschließen können, und auf denen überall die Reformirten die so sehr entschiedene Minderzahl ausmachen werden. Also was diesen Punkt betrifft wollen wir uns ja nicht durch den Buchstaben der amtlichen Bekanntmachungen gefangen nehmen lassen, sondern lieber annehmen, dieser Punkt von der Erhaltung der Einigkeit der Lehre sei nur als ein einzelnes Beispiel von dem, was unter innern Angelegenheiten der Kirche zu verstehen sei, angeführt, und diese ganze Stelle würde wahrscheinlich anders lauten, wenn wir entweder den Königlichen Cabinetsbefehl vollständig vor uns hätten, oder auch wiederum auf eine andere Art, wenn die geistliche Behörde ihre Bekanntmachung ganz unabhängig von jenem abgefaßt hätte. Denn, wenn wir uns aufrichtig fragen, hat denn die Erhaltung der Einigkeit in der Lehre ein so großes Interesse für die Synoden, daß sie sie für ihre Hauptsache halten müßten? und werden sie im Stande sein, Maßregeln zur Erhaltung dieser Einigkeit zu treffen? so werden wir uns, wenn wir ehrlich sein, und uns von dem richtigen Standpunkt für diese Sache nicht verirren wollen, beide Fragen grade heraus verneinen müssen. Weshalb ein großer Theil frommer und eifriger Geistlichen seit langer Zeit eine Synodaleinrichtung so sehnlich gewünscht hat, das war gewiß nicht um dadurch dogmatische Abweichungen auszugleichen, und Mannigfaltigkeiten in der Lehre, die seit langer Zeit in der protestantischen Kirche entstanden sind, auf eine Einheit zurükkzuführen; nicht um solcher Zwekke willen, die dem eigentlichen Beruf christlicher Seelsorger fern genug liegen, haben sie einen solchen Verein gewünscht.

Denn dogmatische Abweichungen fesen sie theils in öffentlichen Schriften, welche einen gelehrten und wissenschaftlichen Charakter entweder wirklich an sich tragen oder wenigstens Anspruch darauf machen, theils auch auf dem akademischen Katheder vorgetragen werden, interessiren die Verkündiger des göttlichen Wortes auf den christlichen Kanzeln zur Erbauung der christlichen Gemeinen nur sehr wenig; und Neun Zehntheile aller evangelischen Pfarrer werden gestehen müssen, daß sie von diesen Erzeugnissen der gelehrten Welt in dem Sinn und Leben ihrer Gemeinen gar keine störenden Wirkungen spüren. Oder wenn ja etwas davon in das Gespräch des Volkes sich verliert, und das Gehörte oder Gelesene anfängt mit dem, was der Geistliche vorträgt, verglichen zu werden: so wird diesem, wenn er wirklich nur irgend mit seiner Gemeine lebt und sich ihres Vertrauens erfreut, leicht werden, allen Schaden, der seiner Amtsführung und ihren Früchten zur wahren christlichen Erbauung daraus erwachsen könnte, abzuwenden. Und gelingt dennoch dies einem nicht: so muß man ihm nur rathen die Schuld bei sich zu suchen und an sich selbst zu bessern, keinesweges aber einen solchen in dem abentheuerlichen Verlangen unterstüzen, daß ihm um seiner Ungeschikklichkeit willen, daß ich es nur aufs gelindeste benenne, ein Recht gegeben werde, diese Unbill an die versammelte Geistlichkeit zu bringen, und durch deren Beschluß oder Einfluß die im allgemeinen so nothwendige und auch für das höhere Wohl des Christenthums so wichtige Freiheit der öffentlichen Untersuchung irgend zu gefährden. Daß die Meinung des Königes gewiß nicht gewesen ist, die Synoden hierauf anzuweisen, geht auch aus der befohlenen Einrichtung derselben sattsam hervor. Das öffentliche wissenschaftliche Schriftverkehr über religiöse Gegenstände ist ein gemeinsames Gebiet für die eigent-

lichen Kirchendiener und für die Doctoren der Theologie und, wie es immer auch gegeben hat, noch andere theologische Schriftsteller außerhalb des Klerus. Sollte nun in den Synoden über dasjenige gerichtet werden, was in diesem Schriftverkehr etwa unpassendes und unheilsames vorkommt: so könnten doch offenbar die Pfarrer nicht allein zu Gericht sizen, sondern jene müßten mit zugezogen werden. Davon ist aber nirgends die Rede, und kein Wort gesagt, daß die Professoren und Doctoren der Theologie sollten Mitglieder der Synoden sein, wiewol dieses sonst in vieler Hinsicht lehrreich und förderlich sein könnte, noch weniger, daß weltliche, mögen sie auch noch so qualificirt sein, sollten zugezogen werden; sondern die Pfarrer allein sollen die Synoden bilden, und darum kann diesen ein Richteramt über dasjenige, was im freien Gebiet des gelehrten Publicums vorfällt, nicht zustehn. Sondern wie uns gegen eingebildete Gefahren dieser Art nichts übrig bleibt als auf demselben Wege oder sonst mit unserer persönlichen Kraft entgegen zu wirken: so würde es auch in einem Staat, der des herrlichen und sehnlich gewünschten Gutes der Preßfreiheit der Umstände wegen noch entbehrt, einer Körperschaft von Geistlichen schlecht anstehn, wenn sie den Angeber machen und Bücherverbote nachsuchen wollte; und wir würden billig auf das Beispiel von England hingewiesen werden, wo mehr als sonst irgendwo gegen das Christenthum gerichtete und sonst abweichende und eigengläubige Schriften erschienen sind, und doch weder das Christenthum geringer geachtet und unwirksamer geworden ist, noch auch das herrschende Lehrgebäude der Kirche auf diesem Wege an Anhängern verloren hat. Was aber gar den Vortrag auf dem theologischen Katheder betrifft: so hoffe ich würde keine Versammlung von

Geist-

Geistlichen, auch wenn es ihr aufgetragen ja befohlen würde, die Sorge dafür übernehmen wollen, daß dort die Einigkeit in der Lehre erhalten werde, sondern dies als etwas ganz ungehöriges von sich weisen, und eine solche Sorge überhaupt verbitten. Denn jeder Geistliche, dem es schon in seinen Universitätsjahren Ernst war mit seinem künftigen Beruf, wird, wenn er sich auch damals selbst nicht selten verwirrt fand, doch hernach inne geworden sein, wie förderlich ihm die Verschiedenheit der Lehre und Ansicht gewesen ist, und jeder, der nur immer eine und dieselbe Ansicht lebendig vortragen hören konnte, alles andere aber nur lebendig bestreiten hörte, und nur aus Büchern und Relationen eigne Kunde von anderm abweichenden erhalten konnte, wird wissen wie ihn das zurükkgebracht, und die freie Entwikklung einer eignen Gesinnung erschwert hat. „Ein Theologus wird nicht anders reif denn durch Zweifel und Anfechtung;" das ist ein altes wahres und herrliches Wort. Die Zweifel entstehn in einer von dem Ganzen der jedesmaligen wissenschaftlichen Forschung mitbewegten Theologie, wie Gott sei Dank unsere protestantische immer sein und bleiben muß, doch von selbst, und daher ist nichts wünschenswerther, als daß eine jede Ansicht vorgetragen, und zwar der theologischen Jugend gerade in jenen Jahren der lebendigsten Erregung mit aller Schärfe und Strenge, deren sie fähig ist, vorgetragen werde, so es nur ernsthaft und treu von ernsten gewissenhaften und wahrheitliebenden Männern geschieht. Leichtsinnige Frevler und ungründliche Wortkrämer aber sollten freilich auf keinen akademischen Lehrstuhl auch nicht einer profanen Wissenschaft gestellt werden, wie sie denn auch selten lange darauf gedeihen; und so möge es auch den theologischen dieses Gelichters ergehen, mögen sie nun orthodox sein oder heterodox; denn es giebt deren von

beider Art. Das sind freilich allbekannte und oftgesagte Wahrheiten, es scheint aber jezt mehr als je nothwendig, daß sie recht oft und schlicht wiederholt werden; und so habe ich auch hier nicht unterlassen wollen das Bekenntniß abzulegen, daß meiner Ueberzeugung nach protestantische Synoden gewissenlos handeln würden, wenn sie sich auf irgend eine Weise zu Werkzeugen brauchen ließen, um die Freiheit des öffentlichen theologischen Schriftverkehrs und des Kathedervortrags zu beeinträchtigen, eine Freiheit deren die protestantische Kirche nicht entbehren kann. Mag in der römischen Kirche ein Concilium und in der griechischen die heilige Synode über die Richtigkeit der Lehre auch in wissenschaftlicher Hinsicht entscheiden, und also über die Einigkeit derselben wachen! das rührt her aus einer Zeit, wo der Dienst des Wortes in den Gemeinen und die gelehrte und philosophische Bearbeitung des Dogma in der Schule noch nicht getrennt waren, eine Trennung, die für den wahren Frieden und die wahre Freiheit der Kirche gleich ersprießlich geworden ist. Es mag auch noch gut seyn für Kirchen, in denen es eine freie wissenschaftliche Bearbeitung der Theologie eigentlich gar nicht giebt, theils weil es ihnen an philosophischer und ächt historischer Richtung ganz fehlt, wie man dies denn von der griechischen Kirche unserer Zeit mit vollem Rechte sagen kann, theils weil alle Mittheilung in ihnen nur Tradition sein darf, für Kirchen also deren Theologie als eine Nonne hinter hohen klösterlichen Mauern eingeschlossen ist! für uns ist eine solche Oberherrschaft nicht. Unseren Synoden bleibt also von der Sorge für die Einigkeit in der Lehre nichts übrig in ihren Zusammenkünften, als was sich unmittelbar auf den Gottesdienst und die übrige Amtsführung bezieht. Wenn freilich ein Diener des göttlichen Wortes auf der Kanzel oder sonst, indem er in seinem Amte redet und handelt

die Gewissen verwirren wollte durch unchristliche Meinungen, die mit dem, was die Kirche selbst in andern Theilen des Gottesdienstes ausspricht, in offenbarem Widerspruch ständen; wenn er durch hartnäkkiges und pflichtwidriges Schweigen von den heiligen Wahrheiten und Geschichten an den zu ihrem Gedächtniß bestimmten Tagen die Kraft des Gottesdienstes lähmen und das Verlangen nach christlicher Erbauung täuschen wollte, wenn er sich selbst bestimmt und vernehmlich verriethe als dasjenige nicht glaubend was er doch lehrt, und dadurch alle Wirksamkeit seines Amtes vernichtete und das Herz der Gemeine von sich abwendete: von solchen Vorgängen müßte dann die betreffende Synode Notiz nehmen. Aber dergleichen werden in den gegenwärtigen Zeiten selten vorkommen Gott sei Dank, und gewiß wenn die Synodaleinrichtung einige Zeit bestanden hat, und jeder Pfarrer sich minder vereinzelt fühlt, jeder mehr von einem gemeinsamen Geiste theils bewegt theils gezügelt wird, dann wahrscheinlich gar nicht mehr, so daß diese Rubrik wenig Raum einnehmen wird in den Tagebüchern der Synoden. Ist aber weniger von dem, was außerhalb der Synoden öffentlich geschieht, die Rede, sondern geht die Meinung mehr dahin, daß die Geistlichen sich unter einander freundschaftlich und gelehrt über die streitigen Glaubens und Lehrpunkte besprechen und dadurch suchen sollen auf ein gemeinschaftliches Resultat zu kommen: so würde dies zuerst nur zu den litterarischen Nebenbeschäftigungen der Synoden gehören und gar keinen officiellen Charakter haben; denn wie könnte wohl hernach die kirchliche Staatsbehörde einen dogmatischen Beschluß bestätigen? Aber ich meines theils halte es auch so nicht einmal für etwas wünschenswerthes. Denn wie eine Mannigfaltigkeit von Sprachen, so hat Gott auch eine Mannigfaltigkeit von Denkungsarten gemacht, und das Christen-

thum kann und soll eine Menge wie von jenen so auch von diesen unbeschadet seiner Einen göttlichen Kraft und Wirkung im Gemüth durchdringen und sich aneignen. Gesezt aber auch eine solche Einigkeit wäre wünschenswerth, so wissen wir doch wie wenig durch Disputationen und Colloquien auf diesem Gebiet immer ist ausgerichtet worden, sondern wie man auseinanderscheidet jeder bei seiner Meinung eben so fest verharrend, nur daß die Zeit verloren ist, und die Liebe erkaltet. Daher wenn ich denke, daß unsere künftigen Synoden es unternehmen wollten Gesprächsweise den großen Streit zwischen den Rationalisten und Supernaturalisten und zwischen dem Mysticismus und der moralischen Religion, und was sich untergeordnetes und kleineres daran schließt, zu schlichten: so befällt mich ein Jammer, daß ich mich lieber um jeden Preis, so weit es das Gesez nur verstattete, von so vergeblichen Bemühungen zurükkziehen möchte. Und was würde es helfen, oder würde es nicht vielmehr nur ein öffentliches Aergerniß geben, wenn nun über solche streitige Ansichten die eine Synode sich so erklärte und die andere entgegengesezt? Und soll dann per deputatos auf den Provinzial-Synoden weiter disputirt werden? Dann würde die Sache wieder ganz officiell: denn für die Provinzial-Synode wird es doch keine litterarische Nebenbeschäftigung geben sollen. Aber erledigen würden diese die Sache auch nicht, und so würde der Streit an die General-Synode kommen, und diese dann mit Aechtung der unterliegenden Parthei, — sofern sie ihr Gewissen unter den Ausspruch der Majorität nicht beugen wollte — die Lehre für das ganze Land bestimmen, und dadurch die preußische protestantische Kirche von den übrigen trennen, und sie in eine solche verwandeln, die ihren protestantischen Charakter so gut als ganz verloren hätte? Doch von dem allen kann die Rede ja gar nicht sein; und

nur dieses wollte ich zeigen, und wie daher die Verhandlungen über die Einigkeit der Lehre nur sehr sparsam und nur in einem traurigen Nothfall eintreten können *). Was aber die Liturgie betrifft: so ist diese gewiß ein wichtiger Gegenstand der Berathung der Synoden, wiewol ich auch nicht sagen möchte, daß dies vorzüglich deshalb der Fall sei, um hier eine genaue Uebereinstimmung zu erzielen. Denn warum soll nicht auch hier Mannigfaltigkeit im Einzelnen neben einander bestehen, in der sich ja nur eine größere Lebendigkeit, eine genauere Anschmiegung an das eigenthümliche einzelner Gegenden und Verhältnisse also etwas sehr erfreuliches offenbart, mehr gewiß als in einer starren Einförmigkeit? Man sollte wol auch hierbei nie vergessen, daß man doch nichts allgemeines für die ganze protestantische Kirche, sondern nur für das Land feststellen könnte, und also doch in derselben Kirche neben dem festgestellten anderes immer bestehen wird, warum also nicht auch in dem Lande nach Maaß-

---

*) Ein solcher aber wird das Zusammenwirken lutherischer und reformirter Geistlichen nicht hindern. Die Meinungen, welche im Gottesdienst Anstoß geben, haben nichts mit den Differenzpunkten beider Confessionen zu thun, welche auf der Kanzel fast gar nicht pflegen berührt zu werden. — Dasselbe gilt auch von der Bearbeitung der Liturgie, wenn die Sache recht behandelt wird. Es werden nur einzelne Theile in den auf die sakramentlichen Handlungen sich beziehenden Formularen sein, wo beide Religionspartheien müssen in Theile gehn, und sich jeder seine eigene Bestimmung vorbehalten, wenn anders die unterscheidenden Meinungen sollen ausgedrükkt werden, und man es nicht bald von beiden Theilen besser findet, dieser Meinungen, die ja doch schon seit langer Zeit von den Laien ganz unbeachtet gelassen worden, im öffentlichen Gottesdienst gar nicht zu erwähnen.

gabe des verschiedenen Charakters und der verschiedenen Observanz seiner Provinzen? Doch auch wenn man von einer solchen gänzlichen Uebereinstimmung absieht, müssen hier für die Willkühr und für die Divergenz gewisse Grenzen gezogen werden, und es eröffnet sich allerdings für die Synoden ein weites Feld oft wiederkehrender Thätigkeit: denn wer wollte sich überreden, daß hier alles könne auf einmal gemacht werden, oder daß alles werde zum erstenmal vollkommen ausfallen? Rechnet man wie billig auch die Angelegenheit der Gesangbücher hieher; so fällt dies um so mehr in die Augen. Allein vor diesem Geschäft bangt wol niemanden, sondern jeder freut sich darauf fast am meisten. An verschiedenen Ansichten wird es auch hier, wie recht und billig ist, nicht fehlen; aber sie werden theils können auf eine lehrreiche Weise ausgeglichen werden, ohne die Gemüther zu entzweien, theils werden sie ihr Recht können neben einander finden, wenn man wie zu hoffen ist, auf Mannigfaltigkeit und Reichthum liturgischer Formeln hinarbeitet. Auch hier ist daher nicht zu besorgen, daß von oben her darauf werde gedrungen werden, es solle überall alles gleichförmig sein; sondern es wird hinreichen, wenn nach Einsicht aller Vorarbeiten die General-Synode allgemeine Grundzüge aufstellt um das nothwendige und wesentliche sicher zu stellen, und die Verschiedenheit in gewissen Gränzen zu halten, innerhalb welcher Grundzüge dann die einzelnen Provinzen und Kreise frei und mit Rükksicht auf die besondern Bedürfnisse und Neigungen arbeiten können.

Außer diesem weiß ich nun nur noch eines, was ängstliche Gemüther unter den Geistlichen besorgt machen kann, ob die Einrichtung wol ihren wahren Zwekk erreichen werde, und wogegen ich auch schon mancherlei Ausstellungen gehört habe. Das ist nemlich, daß

die Superintendenten, die doch eigentlich als Organe der kirchlichen Staatsbehörde anzusehen sind, den Vorsiz auf den Synoden haben; und daß die Provinzialsynoden sogar nur aus den Superintendenten bestehen sollen. Von dem erstern nemlich befürchten einige, es werde die wahre Freiheit der Berathung dadurch gefährdet werden. Der Superintendent ist der Vorgesezte seiner Synodalen, er kann jedem Einzelnen auf mancherlei Weise wehe thun. Werden also viele wagen freimüthig und gründlich seiner Meinung zu widersprechen? Der Superintendent hat dieses Ansehn, welches ihn über die andern Geistlichen seines Kreises erhebt, von der kirchlichen Staatsbehörde. Wenn also auf der Synode Anträge gemacht werden, um Abänderungen oder Declarationen einzukommen von Verfügungen, welche von den Behörden ausgegangen sind, oder auch nur Anträge zu Einrichtungen, welche die Behörden selbst billig lange hätten treffen sollen, und dergleichen kann doch öfter vorkommen, wird nicht natürlicher Weise der Superintendent die Behörde vertreten? wird nicht schon von selbst eine große Anzahl ihm beipflichten? wird er nicht alles aufbieten, was nur in seinem Auftrage die Verhandlungen zu leiten liegt, um solche Anträge zurükzuhalten, zu modificiren und am Ende vielleicht in ganz veränderter Gestalt ans Licht zu bringen? Endlich auch davon abgesehn, sind die gegenwärtigen Superintendenten offenbar gar nicht mit Beziehung auf die Synodalversammlungen angesezt. Sie können daher würdige und trefliche Geistliche, sie können sehr tüchtig sein zu der Art von Aufsicht und Geschäftsführung, die ihnen bis jezt obgelegen; aber es kann leicht den meisten unter ihnen an dem besonderen Geschik fehlen, welches dazu gehört, eine über die gewöhnliche Zahl freundschaftlicher Zusammenkünfte hin-

ausgehende berathende Versammlung zu leiten: und so würden durch diese Maaßregel auf der einen Seite die Synoden leiden, auf der andern die Superintendenten eigentlich unverschuldet, weil man ihnen nun etwas nachträglich auflegt, wozu sie bei Uebernahme ihres Amtes nicht verpflichtet wurden, von ihrem Ansehn verlieren. Allein diese Besorgnisse scheinen mir ängstlich und unbegründet. Wir müssen doch davon ausgehn, daß es nicht füglich anders seyn kann; und wenn man auf der Synode, wenn sie sich ihren Vorsizer wählen dürfte, dem Superintendenten einen andern vorzöge, der doch gewohnt ist sich jenem unterzuordnen: so würde gewiß schon um deswillen ein solcher Vorsizer sich sehr beengt fühlen und seinen Plaz vielleicht auch nicht freudig und kräftig ausfüllen. Daß aber die Synoden, zumal zahlreiche, noch einen unter sich wählen, der in Leitung der Geschäfte dem Superintendenten zur Hand gehe, wird ja wol unbenommen sein, zumal wo der Superintendent es selbst wünscht, und dadurch wird dem lezten Uebel hinreichend abgeholfen werden. Und sollten nicht auch ohne dies Alle Geistlichen gern dem Vorsizenden sein ohnehin schwieriges und unbelohnendes Geschäft erleichtern? Kann wol aus der von dem Wohlwollen der Mehrheit gut unterstüzten Führung desselben ein Verlust des Ansehns entstehn, selbst wenn Einzelne nicht ganz von kleinen leidenschaftlichen Ungebührlichkeiten frei bleiben sollten? Gewiß nicht. — Die ersten mehr die Sache selbst betreffenden Besorgnisse haben aber auch nicht mehr Gehalt. Denn wenn ein knechtischer Sinn unter den Geistlichen herrschte, wenn man nicht etwa nur die wenigen, die leider durch eine zu dürftige äußere Lage niedergedrükt sind, sondern die Mehrheit als solche ansehn müßte, die gleich furchtsam schweigen, wenn ein

Vorgesezter anderer Meinung ist, und sehr leicht, auch schweigend und zurükziehend, ihre Seele gerettet glauben, nun dann möchte überhaupt von den Synoden wenig zu erwarten, möchte darin vorsizen wer da wollte. Denn nach den ersten Versammlungen kann es doch nicht fehlen, daß man erfahre, wie der General Superintendent, der noch höher steht, und wie die Consistorien, die noch höher stehen, über die Gegenstände der Verhandlungen denken, und dann würde also bei einem knechtischen Sinn die freie Berathung ganz einschlafen. Sind wir aber freimüthig, und haben die Sache allein im Auge, und kommen mit einem guten Amtsgewissen ausgerüstet: so wird es für alle irgend bedeutende Gegenstände wenig verschlagen, ob auch der Superintendent den Vorsiz hat. Und nicht lange kann es währen, wenn die Synoden sich kräftig und würdig benehmen, daß dem Superintendenten seine Stellung in diesen selbst weit mehr werth wird, als sein Verhältniß zu den eigentlichen Behörden, und daß jeder dieser würdigen Männer seine Ehre vornehmlich darin sezen wird als Vorsteher der Synode seiner Synodalen Achtung und volles Vertrauen zu genießen. Nicht ganz so leicht ist jedoch alle Besorgniß davon zu überwinden, daß die Provinzialsynoden nur aus den Superintendenten bestehen sollen, und die meisten gewiß haben eher erwartet, daß die Provinzialsynoden aus gewählten Abgeordneten der einzelnen Kreissynoden bestehen sollten, entweder allein oder neben den Superintendenten, als daß gewählte Abgeordnete ganz würden ausgeschlossen sein. Auf den Provinzialsynoden sollen doch die Wünsche und Vorschläge der einzelnen Kreissynoden vorgetragen werden, hoffentlich wie gesagt, nachdem über alle wichtigen Punkte alle Kreissynoden sich berathen und geäußert haben. Ist es aber wohl möglich, daß der Superintendent auch solche Beschlüsse gründlich vortrage, und

noch nicht, daß er sie gegen die Einwendungen, die von andern Synoden dagegen gemacht werden, gründlich vertheidige, wenn er nicht in der Mehrheit sondern in der Minderheit gewesen ist? Dies heißt übermenschliches ja wirklich unmögliches und widersprechendes verlangen. Und doch, wenn nicht die Vorschläge der einzelnen Kreissynoden auf der Provinzialsynode gründlich und vielseitig besprochen werden: so ist diese Zwischenversammlung ganz unnöthig, und es wäre weit besser, daß von den einzelnen Kreissynoden an die Consistorien unmittelbar eingesendet und berichtet würde. Vielleicht nun läßt die Synodalordnung auch hier noch einen freien Raum für den Fall, daß eine große Mehrheit der Synode es nöthig findet neben dem Superintendenten noch ein anderes Mitglied, entweder überhaupt oder in Bezug auf bestimmte Angelegenheiten, zur Provinzialsynode abzuordnen. Wo nicht, nun so liegt Sicherheit genug theils in einer gründlichen schriftlichen Abfassung der bei der Provinzialsynode einzureichenden Vorschläge, theils in der bei dieser Einrichtung nur um so nothwendigeren vorgängigen Mittheilung und Besprechung derselben auf den übrigen Kreissynoden. Denn wenn auch der Superintendent derjenigen, auf welcher zuerst ein Antrag durchgegangen ist nicht für denselben gestimmt hat: so wird der Antrag doch gewiß, falls etwas wahrhaft gutes und gemeinnüziges darin enthalten ist, wenn er bei den andern Synoden der Provinz zur Berathung kommt, auch unter den Superintendenten seine Vertheidiger und Sprecher finden, die ihn auf der Provinzialsynode nicht im Stich lassen. Und so können wir uns auch hierüber im schlimmsten Falle vor der Hand beruhigen, bis vielleicht in Zukunft, wenn die ganze Sache schon geläufiger geworden ist, und ein großer Theil der äußern

Schwierigkeiten verschwunden, auf Veranlassung der Generalsynode hierin eine Aenderung gemacht wird.

Wenn nun, daß diese große Sache zu Stande komme, und recht bald zu Stande komme, der ganzen evangelischen Geistlichkeit unseres Landes, ja nicht nur ihr sondern allen evangelischen Christen unseres Landes, welche über den Zustand der Kirche und ihre Bedürfnisse nachgedacht haben, und sie einigermaßen übersehen können, so sehr am Herzen liegt: so ziemt uns nicht durch übertriebene Forderungen uns die Freude zu verleiden, sondern, was uns gutes dargeboten wird, bereitwillig anzunehmen und nach unsern besten Kräften zu gestalten und zu benuzen. Und darauf sollte jezt ganz vorzüglich unser Nachdenken und der Austausch desselben gerichtet sein. Denn gewiß wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir einen schweren Stand haben werden, wenn wir unsern so oft geäußerten sehnlichen Wunsch einer solchen Einrichtung recht glänzend rechtfertigen wollen. Gar vieler Augen sind auf mannigfaltige Weise auf uns gerichtet. Unser Land steht — wir wollen jezt nicht untersuchen mit welchem Rechte — weit umher in dem Rufe, daß Abweichung von dem väterlichen Glauben und Erschlaffung des christlichen Eifers von demselben ausgegangen, daß die Geistlichkeit desselben bereitwilliger als sonst irgendwo dieser verderblichen Richtung nachgegeben, und daß daher auch bei uns ganz vorzüglich das kirchliche Band aufgelöst sei. Neuerdings haben wir freilich die großen Thaten, welche die Welt bewundert, unter dem Panier der Frömmigkeit verrichtet, und die Welt ist über diese scheinbare Verwandlung erstaunt. Sie wird nun vorzüglich daran, ob es gelingen wird, mittelst dieser Einrichtung ein neues kirchliches Leben hervorzurufen, erkennen wollen, wieviel Wahrheit an jenem Vorgeben gewesen, und ob wirklich Gott und nicht bloß die Noth

und die Sache uns begeistert und geleitet haben; und insofern haben wir in dieser Angelegenheit die Ehre unsers Königs und unsers gesammten Volkes zu vertreten. Andere werden an uns ihren Spott haben, die Gegner nemlich des Christenthums überhaupt auf der einen, und die des Protestantismus, die ofnen oder heimlichen Anhänger der katholischen Kirche, auf der andern Seite. Sie spotten darüber, die einen, daß das veraltete Christenthum sich noch einmal erheben will gegen die von ihnen siegreich gepriesene Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, die andern darüber, daß wir die in sich immer nichtig gewesene seit langer Zeit aber auch schon äußerlich abgestorbene protestantische Kirche hartnäkkig noch einmal beleben wollen, anstatt in den Schooß der einzigen Kirche zurükkzukehren, und sie sind neugierig, wie sich der vorübergehende krampfhafte Schein des Lebens gestalten wird. Doch alle diese gehn uns am Ende wenig an; wir sind seit lange abgehärtet gegen ihren ungerechten Spott, und wir dürfen billig hoffen, daß sie einen großen Theil ihres Ansehens verloren haben bei dem bessseren Theil der Gesellschaft, nur daß wir doch freilich die Pflicht nicht verkennen dürfen, dem Widersacher keinen Anlaß zu geben, und den ungerechten Spott nicht in gerechten zu verwandeln. Allein es giebt andere, die uns näher stehen, und auf die wir billig zu achten haben, wie sie auf uns achten. Unter unsern evangelischen Christen nemlich giebt es gar viele fromme und wahrhaft wolmeinende Menschen, welche dennoch daran verzweifeln, daß es möglich sei in der großen Kirchengemeinschaft ein wahrhaft christliches Zusammenleben wieder herzustellen, eine gegenseitige Erbauung und Befestigung zum Reiche Gottes, Einige weil sie meinen der Seegen sowohl des Gottesdienstes als auch der wahren christlichen Bruderliebe könne nur auf kleineren Gemeinschaften ruhen, wo

die einander näher stehen. Diese werden nun auf die neuen Einrichtungen sehen als auf den lezten Versuch, indem doch durch dieselben mittelst wohl eingerichteter Presbyterien auch die einzelnen Theile des großen Ganzen mehr hervortreten sollen, und also versucht werden kann, ob noch verborgene Funken eines wahren kirchlichen Lebens darin übrig sind. Diese werden darauf achten, wie wir Geistliche in dieser neuen Stellung suchen werden nach unten zu wirken, uns unseren Gemeinen durch ihre Stellvertreter mehr zu nähern, sie an uns zu ziehen und zu beleben. Andere wieder verzweifeln an der evangelischen Kirche vorzüglich, weil sie von uns Geistlichen, die wir zur Leitung derselben berufen sind, eine nicht allzuvortheilhafte Meinung haben, und eine solche gerade, welche ihnen auch von dieser neuen Einrichtung nur sehr wenig Gutes zu erwarten gestattet. Sie glauben nemlich nicht nur, daß der geistliche Stand, wenn man auf das Verhältniß edlerer und geringerer Menschen darin sieht, um es auf das gelindeste auszudrükken, nicht eben glüklicher zusammengesezt sei als andere Stände der Gesellschaft; sondern auch, daß selbst die bessern unter uns größtentheils eigentlich und hauptsächlich etwas anderes sind, der eine ein Landwirth der andere ein Gelehrter, der eine ein Schulmann und Erzieher, der andere ein tüchtiger Hausvater Freund und Rathgeber; aber Geistliche seien auch die besten fast immer nur nebenbei. Was wird es also helfen, denken sie, einer so zusammengesezten Gesellschaft, in der so wenig Lebenskraft sich regt, eine neue und bessere Form zu geben? Wenn sie sie haben, werden sie nicht wissen, was sie damit beginnen sollen; denn die Form kann den Geist, an dem es ihnen fehlt, nicht hervorrufen. Anstatt wichtige Dinge mit einander zu berathen, werden sie leeres Gespräch führen und nichtigen Streit, ohne zu irgend einem bedeutenden Re-

[illegible] zu kommen. Wenn von dem Wohl der Kirche die Rede sein soll, werden sie doch bald wieder nur von ihren eignen äußeren Angelegenheiten sprechen, auf welche nicht nur die wenigen, die wirklich durch eine dürftige Lage an freier und treuer Amtsführung gehindert werden, sondern auch fast alle übrigen einen viel zu großen Werth legen. Und kommen sie endlich auf Amtsführung und deren Hindernisse, auf den innern Zustand der Gemeinen, auf die Emporbringung christlichen Sinnes und Lebens, und die Wirksamkeit des Gottesdienstes hiezu: so werden die meisten durch ihr Stillschweigen und die übrigen durch abentheuerliche Vorschläge genugsam zeigen, wie wenig ernstlich sie sich mit diesen Gegenständen beschäftiget haben. Das sind die nachtheiligen Vermuthungen, die man überall laut genug hören kann, und die wir müssen zu widerlegen suchen. Sie haben freilich leider mancherlei für sich. Denn wir müssen es gestehen, viel besser ist es nicht gewesen mit den Synoden, die sonst schon hie und da unter uns bestanden *), und die seit wenigen Jahren auch hie und da in den Marken als freie Vereine sind gestiftet worden. Höchstens ist ein etwas lebhafterer Verkehr der Geistlichen unter sich über Gegenstände ihrer Wissenschaft die Frucht davon gewesen. — Hiedurch aber wollen wir uns nicht irre machen lassen in dem Gefühl, das bessere Erwartungen in uns anspricht, sondern wollen gutes Muthes bleiben. Denn daß aus den bisherigen Synodalzusammenkünften nicht mehr geworden, liegt, wie auch schon von Andern ist ausgeführt worden, wol vorzüglich daran, daß wir zwar Synoden hatten aber keine Synodalverfassung, daß die

*) Ich rede aber hier nur von den Provinzen diesseit der Weser, indem die jenseitigen mir fremd sind.

Synoden, theils nur Privatvereine waren, theils auch endlich nur durch äußere Angelegenheiten, Wittwen-Cassen und dergleichen hervorgebracht. Sie standen weder unter sich noch mit den vorgesezten Behörden in bestimmter Beziehung; sie hatten für ihre Vorschläge und Beschlüsse keine Ansprüche irgend einer Art zu machen; und wären auch heilsame Vorschläge an die nächste Behörde gebracht worden, so war auch diese nur verwaltend, nicht gesezgebend, der Weg zeigte sich weit und unsicher und machte jeden muthlos. Wenn demnach die hiesigen Zusammenkünfte der Prediger besonders auf dem Gebiete des Schulwesens manches gewirkt, was sonst wol nicht zu Stande gekommen wäre: so sieht man wol offenbar, der Geist war für diesen Gegenstand auch vorher schon rege; aber er konnte nicht irgend im größeren wirksam sein, weil es ihm an einer Form fehlte. Und so ist es in der That allgemein, Geist und Form sind überall durch einander bedingt. Gehn wir freilich auf den ursprünglichen Zustand zurück, so müssen wir allerdings sagen, der Geist ist das schaffende Vermögen, welches für sich die Form hervorbringt und nicht umgekehrt; aber in diesem ursprünglichen Zustand sind wir nicht mehr. Sagte sich der Staat gänzlich los von allem, was auf den Glauben und die Frömmigkeit Bezug hat; dann wäre der ursprüngliche Zustand wiederhergestellt, und der in den Gemüthern der Gläubigen waltende Geist würde dann schon sich eine Form gestalten, wie er es in der Urzeit des Christenthums, und wie er es immer, wo eine alte Form abgestorben und zerfallen war, gethan hat. Gott bewahre den Staat und die Kirche vor einem solchen Rückschritt; aber zweifelt jemand, daß wenn der Staat die von ihm beschüzten und geleiteten protestantischen Christengemeinden in ihrem ganzen Zusammenhang auf

löste, sie doch wieder entstehen, und auch bald wieder zu einem größeren Ganzen zusammenwachsen würden? Wer das bezweifelt, der muß überhaupt nicht an den Geist des Christenthums als an eine noch überall in der Kirche verbreitete und wirksame lebendige Kraft glauben. Wenn wir uns aber in jenem ursprünglichen Zustande nicht befinden, wenn die Form, wie sie jetzt ist, nicht durch den Geist allein ist bestimmt worden, wie denn die Form der äußeren Kirchengemeinschaft bei uns Protestanten vom Staat ist bald so bald anders geordnet worden: dann thut man offenbar unrecht, vom Mangel kräftiger äußerer Erscheinungen eines solchen Ganzen auf den Mangel an Geist zu schließen. Wie hat er nicht lange in diesem gebannten Zustande geseufzt und sich gedrängt! Wieviel ist nicht in öffentlichen Schriften geredet worden von den Mängeln und innern Gebrechen der Kirche! wer hat es nicht versucht, sich auf diesem Wege verständlich zu machen, Mitleiden und Theilnahme zu erregen, und wer ist es nicht müde geworden dies vergebliche Angstgeschrei des hülflosen Geistes in die blaue Luft hinaus! Vergeblich mußte es immer sein, weil, wieviel Ueberzeugung es auch bewirkt hätte, doch keine Wirksamkeit sich daran knüpfen konnte. Und wenn Viele mit ihren Wünschen mehr auf Aeußerlichkeiten gegangen sind, und sich mit dem Aeußern der Form beschäftigt haben: so ist ja das nur ein Zeichen mehr von dem allgemein verbreiteten Bewußtsein, daß es eben hieran fehlte. Wie viele haben nicht ihre Wünsche, ihre wohlgemeinten Vorschläge den vorgesetzten geistlichen Behörden, auch den höchsten vorgelegt, und auch das mußte vergeblich sein, weil auch ihre Einrichtung es nicht mit sich brachte, daß an einzelne Vorschläge Einzelner, unter andern laufenden Aktenstükken vorgetragen, eine bedeutende gesetzgebende Thätigkeit

aus-

ausgehen konnte. Jene Versammlung Churmärkischer Superintendenten, welche hernach ihre frommen Wünsche der Allerhöchsten Person des Königes selbst übergab, war eine außerordentliche That des aufgeregten Geistes, der kühn über die gegebne Form hinausging. Wie sie jezt ihren Zwekk erreicht, und uns diese schöne Frucht getragen hat, können wir sie als den ersten Keim der künftigen Provinzialsynoden ansehn; wäre sie aber mißlungen, so hätte sie ein zweites Mal auch nicht statt finden können. Nun haben wir durch dieses glükliche Gelingen die ersten Grundzüge einer Form, die nicht willkührlich erdacht, sondern von dem, was noch in mehreren gesegneten Theilen der protestantischen Kirche besteht, auf die Verhältnisse der Landeskirche eines so ausgedehnten Staates zwekmäßig übertragen ist. Der Staat erfüllt hierdurch seine Pflicht; er stellt die ersten Grundzüge einer Form hin, und giebt dadurch dem Geiste sein Recht. So laßt uns nun auch zeigen, daß der Geist diese Form zu beleben weiß, daß er sich kräftig und erfolgreich in ihr bewegt. Alle geselligen Einrichtungen gelangen erst allmählig zur Vollkommenheit; so wird es ohnstreitig auch dieser gehen. Davon müssen wir uns im voraus überzeugt halten, und nicht muthlos werden, wenn der Anfang nicht alle Erwartungen erfüllt. Aber auf der andern Seite muß er freilich auch die Vorhersagungen unserer Gegner nicht erfüllen. Er darf sich nicht leer und nichtig zeigen, wie diejenigen es besorgen, die wir bis jezt im Auge hatten; er darf aber auch nicht ein Schauspiel von Mißverständniß, Verwirrung und Zwietracht darbieten. Denn es giebt viele, welche eine übertriebene Vorstellung haben von dem Verderben des geistlichen Standes, und meinen Herrschsucht und Einmischung in weltliche Dinge werde sich sogleich offenbaren, wenn man der protestantischen

Kirche eine selbständigere Stellung gewähre. Es giebt Andere, welche seit langer Zeit an die Aehnlichkeit der kirchlichen Verwaltung mit der bürgerlichen gewöhnt, sich der Vorstellung nicht erwehren können, diese größeren Versammlungen würden nur unnüze Streitigkeiten und vielleicht ärgerliche Auftritte herbeiführen, ohne wegen der großen Verschiedenheit der Meinungen und Ansichten zu irgend bedeutenden Ergebnissen zu leiten. Oder wenn ja einzelne Synoden mehr durch den überraschenden Einfluß einiger ausgezeichneten Männer auch über etwas bedeutenderes einig geworden: so würden nun wiederum die Vorschläge der verschiedenen Kreissynoden ein so buntes Gemisch darstellen, daß die Provinzialsynoden nicht wissen würden was damit anzufangen. Um allen gerecht zu werden, würden diese entweder bloß redigiren und die entgegengeseztesten Wünsche in ihren Bericht aufnehmen müssen, oder genöthiget sein, auf eine höchst unzuverlässige Weise einen allgemeinen Willen der Provinz aus einer unbedeutenden und unsichern Stimmenmehrheit abzufassen, wobei denn die Schwäche der Ueberzeugung, die bei einem solchen Verfahren unvermeidlich ist, sich deutlich genug zeigen werde, so daß je höher hinauf desto sicherer nichts anders zu Tage kommen werde, als daß es der protestantischen Kirche an innerer Uebereinstimmung und an gemeinsamer Lebenskraft viel zu sehr fehle, um sich selbst zu regieren, und daß die genaueste Vormundschaft des Staates das einzige zuträgliche für sie sei und bleibe. So darf es nicht werden. Daß es nicht so werde, dazu kann freilich eine zwekmäßige Ordnung nicht wenig beitragen; aber gesezt auch diese fiele ungünstiger und, wie es eigentlich bei fast ganz neuen Einrichtungen zu erwarten ist, unbeholfener aus als wir wünschen: so muß das ernste und tüchtige Streben nach dem was Noth thut, so muß

der reine Eifer für die Sache, der sein Ziel unverrükt im Auge behält, auch die Schwierigkeiten der Form überwinden und überall in der ganzen Stufenfolge der Verhandlungen zeigen, daß mehr innere Einheit in der protestantischen Kirche ist, als der gänzliche Mangel an äußerer vermuthen ließ. Sollten hingegen auch jezt, da uns die Grundzüge einer Form gegeben sind, welche einer trefflichen Ausbildung fähig ist, unsere Verhandlungen und unmaßgeblichen ersten Vorschläge mehr auf Formen gehen, als auf die Sache; sollten wir alle Mittel aufbieten, um die Schranken, die uns gesezt sind, indem wir uns nur mit den inneren Angelegenheiten der Kirche beschäftigen sollen, zu umgehen, und wir uns am liebsten nur zu Vorschlägen vereinigen, welche die äußere Lage und Verhältnisse unseres Standes betreffen; oder sollten auch diese Synoden mehr einen wissenschaftlichen und litterarischen Charakter annehmen als einen wahrhaft kirchlichen: dann müßten wir ja leider gestehen, daß unsere Gegner, daß die Gegner dieser Sache vollkommen recht haben, und daß nur zu sehr der Geist fehle, welcher da sein sollte. Doch hierüber wäre unnöthig mehr zu sagen! Was aber jeder in dieser Hinsicht recht wohl bedenken möge, ist dieses, daß uns für die große Menge wichtiger Gegenstände, die uns für unsere Berathungen in den Zusammenkünften der ersten Jahre zuströmen werden, die Zeit, wenn man auch damit so freigebig ist, als unsere laufenden Amtsgeschäfte nur irgend zulassen, sehr karg wird zugeschnitten sein, und daß jeder unbedeutende Vortrag, der wenngleich an sich nicht verwerflich, doch ohne Schaden auf spätere Zeit könnte ausgesezt bleiben, daß noch weit mehr jede unnüze Rede wenn irgendwo dann gewiß hier eine Versündigung sein wird. Darum möge jeder zu den Versammlungen der

Synoden sich auf das reiflichste vorbereiten und dazu die Zeit, welche über den vorläufigen Einleitungen noch hingehen wird, auf das gewissenhafteste benutzen. Jeder mache sich die Fülle seiner Erfahrungen klar, und suche mit einem treuen und anschaulichen Bilde unseres kirchlichen Zustandes in die heilige Versammlung zu treten, damit er auch die Bedürfnisse gleich mit fühlen könne, auf welche die Aufmerksamkeit Anderer mehr als die seinige ist gerichtet gewesen, und damit er auch die Heilmittel könne prüfen helfen, welche Andere vorschlagen. Jeder prüfe noch reiflich seine eignen Gedanken über alle die großen das Innere der Kirche bildenden Gegenstände, welche seit Jahren so vielfältig öffentlich und unter den Geistlichen sind besprochen worden, über die vielbeklagten Mängel des Gottesdienstes, und ob und wie er in seinen verschiedenen Theilen zu bereichern und umzubilden sei, über den Glaubensunterricht der Jugend, was öffentlich angeordnet werden könne, damit er sein Ziel vollkommner erreiche, über die frommere und geistigere Handhabung der besondern klerikalischen Handlungen, und vorzüglich beider Sakramente, über die Herstellung einer rein protestantischen in die bürgerliche Freiheit auf keine Weise eingreifenden Kirchenzucht, und, was damit so genau zusammenhängt, über die Wiederherstellung eines festeren kirchlichen Verbandes unter den Gemeingliedern selbst und mit ihrem Pfarrer — doch wozu soll ich weiter aufzählen, was Allen wohl bekannt ist. In der Hinsicht aber meine ich solle jeder seine Gedanken recht reiflich prüfen, ob sie auch mit der Art, wie das Bedürfniß, worauf sie sich beziehen, allgemein gefühlt wird, auf eine natürliche Weise zusammenhängen, und also wahrscheinlich ist, daß sie vielen unserer Amtsbrüder werden können einleuchtend gemacht werden, oder ob sie etwa an Ein-

festigkeit kränken und willkührlich zusammengesonnen sind, also auch nur erfolgloses Hin- und Herreden und Streiten hervorrufen können. Vor allen Dingen aber heilige sich jeder durch Selbstprüfung und Gebet, damit wir auf wahrhaft christliche Weise unsere Gedanken austauschen, jeder nur die Sache suche und sich selbst zurückstelle, eben so gern belehrt werde als durchdringe mit seiner Meinung, und alle eitle Ruhmsucht und, was daraus so leicht entsteht, ungründliches und leidenschaftliches Wesen aus unsern Zusammenkünften verbannt bleibe. Und in dem Gefühl, daß wir Alle aus Schuld der Zeit ungeübt sein müssen in freier Versammlung zu rathschlagen, rüste sich jeder zwiefach aus mit Milde Bescheidenheit und zuvorkommender Liebe. Wenn wir so gestimmt und bereitet in unsere Versammlungen kommen: so ist nicht zu besorgen, daß wir den Widersachern des Christenthums oder der protestantischen Kirche und ihrer Freiheit sollten ein erwünschtes Schauspiel geben; vielmehr wird sich dann bald zeigen, daß mehr Geist und Leben in der Kirche waltet, als sich bis jezt zeigen konnte, und daß mehr auf diesem Wege zur Förderung wahrer Gottseligkeit gewonnen werden wird als auf allen bisherigen. Ja unsere Versammlungen werden dann würdige und lehrreiche Vorläufer und, in mancher Hinsicht wenigstens, Vorbilder sein von jenen bürgerlichen Versammlungen in den einzelnen Provinzen und für das ganze Reich, die auch schon verheißen sind, und denen obliegen wird die allgemeinen bürgerlichen Angelegenheiten des Volkes wie uns die kirchlichen zu berathen und zur Gesezgebung darin mitzuwirken.

Nachtrag.

Indem ich vorstehende Blätter dem Drukk übergeben will, erhalte ich von freundlicher Hand den eben erschienenen **Entwurf der Synodalordnung für den Kirchenverein beider evangelischen Confessionen im Preußischen Staate.** Wenngleich nun manches von dem, was ich hier niedergeschrieben, überflüßig scheinen könnte, manches zwekklos wie nach abgemachter Sache: so finde ich doch aus mancher Rükksicht besser, um dieses Zusammentreffens willen nichts von dem geschriebenen zurükkzunehmen, wol aber scheint mir pflichtmäßig und nothwendig auch über diesen Entwurf meine Meinung freimüthig hinzuzufügen. Wie er vor mir liegt, ist er zwar von keiner Behörde gezeichnet; aber sein officieller Charakter ist nicht zu bezweifeln, und er darf also nicht wie eine Privatschrift in dem Tone, zu welchem Inhalt und Beschaffenheit eben reizt, sondern er muß mit der hohen Achtung und dem strengen Ernst behandelt werden, den jeder Unterthan einem Gesezesentwurf schuldig ist. Aus einigen Stellen geht ziemlich deutlich hervor, daß er von dem hohen Ministerium des Innern ausgegangen und zunächst den Consistorien zugeschrieben ist. Er ist also das von mir erwartete und für nothwendig gehaltene Gesez, welches um eine neue Verfassung der Kirche zu bestimmen und für im-

mer festzusezen durch die Erwägungen des Staatsrathes hindurchgehn und Allerhöchsten Ortes vollzogen werden zu müssen scheint, noch nicht, wie denn auch von den Ansprüchen oder Rechten der Synoden gegenüber den kirchlichen Staatsbehörden, ohne deren Bestimmung doch eine Verfassung der Kirche nicht bestehen würde, gar nicht darin die Rede ist. Er ist vielmehr nur die reglementarische Verfügung an die verwaltenden Behörden über die Art und Weise, wie die Geschäftsführung vorläufig soll eingerichtet werden. Auch in diesem Umfang kündigt er sich nur als Entwurf an, der von den Synoden selbst noch soll in nähere Berathung genommen werden; und desto unverfänglicher wird es also sein, wenn auch ein Einzelner vorher seine Meinung über denselben freimüthig eröfnet, zumal doch darin zugleich die Ansichten der hohen Behörde von dem, was die Synoden sein und leisten sollen, muß niedergelegt sein. Zuerst nun freut es mich, daß durch denselben manche Bedenklichkeit, die mehreren und auch mir die frühere Bekanntmachung erregt hatte, gehoben ist. Nirgends nemlich ist in dem ganzen Entwurf weder bei den Kreissynoden noch bei den Provinzialsynoden — denn lieber bleibe ich bei diesen ursprünglichen und hergebrachten Ausdrükken, als daß ich die neuen des Entwurfs Kreispresbyterium und Provinzialpresbyterium annehme — die Rede davon, daß etwas geschehen soll um die Einheit in der Lehre zu erhalten. Denn das Gelübd §. 41. I, 2. und §. 51. I, 1. führt nicht auf Einheit in der Lehre, und auch die Nennung theologischer Schriften und die Unterhaltung darüber §. 41. II, 3. und §. 51. II, 3. hat nicht diese Tendenz, und könnte auf keinen Fall, da hier selbst bei den Provinzialsynoden nur von brüderlicher Berathung, nicht von an die Behörden zu machenden

Anträgen die Rede ist, irgend einen Beschluß verantassen. Ist also dieser Punkt aus der früheren Bekanntmachung nicht bloß der Landessynode vorbehalten, von welcher in diesem Entwurf noch gar nicht die Rede ist: so ist er ganz verschwunden, und es bleibt nur das übrig, was aus Beschwerden, welche über die Pfarrer geführt werden, hervorgeht, wie ich denn auch oben zu zeigen gesucht habe, daß die Lehre betreffend nur dieses vor die Synoden gehören kann. Auch das ist erfreulich, daß nach dem Entwurf die Vereinigung beider Confessionen auf den Synoden nicht im Ganzen entschieden werden soll; denn er sagt ausdrücklich §. 31., wenn irgendwo diese Vereinigung zu Stande komme, werde es erfreulich sein; nur der vermittelnde Vorschlag den der Entwurf selbst §. 43. thut, scheint nicht sehr zweckmäßig, da oft erst mitten in der Berathung sich zeigen kann, wo ein getheiltes Interesse beider Partheien eintritt. Auch hätte wol bestimmt werden müssen, wie dieser Vorschlag auch auf die Provinzialsynoden angewendet werden soll, da diese mit ihren Arbeiten eine Abendmahlsfeier verbinden sollen, zumal in mancher solchen Synode nur ein einziger reformirter Superintendent sein dürfte. — So scheint es auch als sollten die Synoden nicht mit der ersten Versammlung auf die Errichtung der Presbyterien warten; denn da die Vorschriften hierüber selbst ein Theil des Entwurfs sind, der noch berathen werden soll, so müssen natürlich die Synoden vorangehn. — Auf der andern Seite ist wieder durch den Entwurf manche Hofnung zerstört, die ich mir gemacht hatte. Es fällt nemlich nach demselben ganz weg, daß was Eine Kreissynode von Aenderungen in den innern Angelegenheiten der Kirche für nöthig erachtet, auch den andern Synoden der Provinz erst zugefertigt und von ihnen auch berathen

wird, ehe es an die Provinzialsynode geht. Sondern gesagt ist bestimmt, daß die Acten der Kreissynode schon nach 14 Tagen gradezu an den General-Superintendenten gehen, und es findet sich keine Spur davon, daß dieser sie den andern Synoden zufertigen sollte. Auch würde dieses in den Jahren, wo die Provinzialsynode Sechs Wochen nach den Kreissynoden gehalten werden soll, nicht möglich sein, und also wenn die Provinzialsynoden §. 48. bis zur ersten General-Synode jährlich statt haben sollen, würde es überhaupt nicht möglich sein, ausgenommen jezt zum ersten Male, wenn die Kreissynoden sich noch dieses Jahr in den Zeiten der längsten Tage versammelten, da denn im folgenden Jahre in jeder Kreissynode über alles berathen werden könnte, was in diesem Jahre in allen übrigen von solchen Angelegenheiten, die vor die Provinzialsynode gehören, vorgekommen ist. Der Entwurf hat offenbar diese vorgängige Mittheilung unter den einzelnen Kreissynoden nicht nöthig gefunden; aber um so wichtiger scheint es mir noch einmal darauf aufmerksam zu machen, wie nöthig diese Mittheilung ist, wenn die Provinzialsynoden von der Denkungsart der sämmtlichen Kreissynoden über die zu verhandelnden Gegenstände gehörig sollen unterrichtet sein, und wenn diejenigen Geistlichen, welche wichtige Aenderungen in kirchlichen Angelegenheiten vorgeschlagen, nur einige Sicherheit haben sollen, daß ihre Vorschläge auch auf der Provinzialsynode gehörig vertreten werden. Denn da die Acten der Kreissynoden, wenn sie die Berathungen in extenso enthalten sollen, um so weniger können auf der Provinzialsynode vorgelesen werden oder vorher alle unter allen Mitgliedern circuliren: so hätte dann der General-Superintendent und der Superintendent der vorschlagenden Synode es ganz in ihrer

Händen, wie jeder Vorschlag vor der Provinzialsynode erscheinen und von ihr aufgefaßt werden soll, und auf so wenige Augen sollen doch gewiß die wichtigsten Vorschläge nicht gestellt werden. Ja diese beiden Personen selbst müssen sich auf eine unangenehme Weise beschränkt fühlen durch den Gedanken, daß die Behörde, an welche die Vorschläge kommen, sehr wohl weiß, es hätte nur an ihnen gelegen sie anders zu wenden oder als unbedeutend und wenig dringend darzustellen und so gut als ganz bei Seite zu legen. Welches alles bei vorgängiger Mittheilung und Berathung aller Kreissynoden gänzlich wegfällt. Daher kann ich den Wunsch nicht zurükhalten, daß alle Synoden bei der ihnen zur Pflicht gemachten Berathung des Entwurfs auf diesen Punkt vorzüglich Rüksicht nehmen möchten. Und ist gleich der Buchstabe des Entwurfs gegen diese Mittheilung, so ist sie doch offenbar ganz in dem Geiste desselben. Denn das Bestreben der Synoden soll §. 44. dahin gehen, daß die kirchliche Provinz sich immer kräftiger in ihrer Einheit als Provinzialgemeine darstelle. Der Entwurf selbst bietet aber nichts dar zu diesem Zwekk; denn wenn auch nach §. 52. die Acten der Provinzialsynode bei allen Predigern nachträglich circuliren, so wird dadurch keine Einheit erreicht, sondern nur eine solche Art von Theilnahme, wie jedes Land an dem Zustande der anderen hat, von denen es in Zeitungen liest. Eine Einheit kann nur dadurch entstehen, wenn jede Kreissynode zu allem, was in den andern in Bezug auf die gemeinsamen Angelegenheiten vorkommt, auch thätig beiträgt, und also eine gegenseitige Wechselwirkung unter ihnen entsteht. Noch vollkommner würde diese Einheit freilich sein, wenn die Kreissynoden derselben Provinz sich nicht an demselben Tage versammelten, und wenn auf jeder Ein Mitglied von jeder

benachbarten als Gast und Zuhörer zugelassen oder auch besonders eingeladen würde, eine Verbesserung, die vielleicht in Zukunft bei vermehrter und erleichterter Communication möglich wird.

Was nächstdem einen sehr unangenehmen Eindrukk macht ist, daß die ganze Synodaleinrichtung theils unmittelbar theils wegen des Dazwischentretens der General-Superintendenten in dem Entwurf zuerst und man möchte fast sagen vornemlich erscheint als ein neuer und verwikkelter Instanzenzug, und als eine unabsehlich vermehrte Actenschreiberei. Also immer wieder noch mehr von dem, wovon wir leider, wie jedermann klagt, überall schon zuviel haben! Was §. 29, 1. der Superintendent nicht schlichten kann zwischen der Gemeine oder dem Presbyterium und dem Prediger, das geht an die Kreissynode, von der Kreissynode zur Provinzialsynode und von der Provinzialsynode dann zum Consistorium. Eben so §. 47, 2. was der General-Superintendent nicht schlichten kann zwischen dem Superintendenten und den Geistlichen oder Gemeinen, das geht an die Provinzialsynode und von da ans Consistorium. Und dies tritt so stark überall zuerst hervor, als ob es das größte Bedürfniß wäre, und alles voll Händel in der kirchlichen Welt. Träte nun wenigstens die Synode gleich an die Stelle des Consistoriums, so daß diesem nur die Bestätigung bliebe, nun so möchte die Sache viel Gutes haben; aber wozu diese Vervielfältigung? zumal man doch nicht einmal erfährt, wie weit der Wirkungskreis dieser Instanzen geht! Ist eine Predigerstelle erledigt, so muß §. 47, 5. der Superintendent erst dem General-Superintendenten Anzeige machen und dieser erst dem Consistorium; hat das Consistorium etwas allgemeines zu verfügen, so geht es §. 47, 9. nur durch den General-Superintendenten an

die Superintendenten. Wollen §. 47, 4. die Candidaten pro ministerio geprüft sein, so melden sie sich beim Consistorium durch den General-Superintendenten; aber gewiß dürfen sie doch den Superintendenten und die Kreisgemeine, als deren Candidaten sie §. 29, 2. anerkannt sind, nicht übergehn! Von dieser schlimmen Einrichtung, daß der General-Superintendent anstatt der Ordner und Vorsteher der Geistlichkeit der Provinz und der Vertreter ihrer Beschlüsse bei den Staatsbehörden zu sein und weiter nichts, woran er würklich genug zu thun hat, wenn er das seinige tüchtig thun will, nun wieder vornehmlich eine neue Zwischenbehörde vorstellt zwischen dem Consistorium und den Superintendenten, hat man in den ersten Bekanntmachungen nichts ahnen können, und es sieht fast aus, als hätte man gefürchtet, er werde weder Ehre noch Würde genug haben an seinen Synodalgeschäften, und ihm deshalb noch manches andere, wie diese ganze Zwischenträgerei und die Ehrenmitgliedschaft beim Consistorium und die, wie es scheint, auch ganz unthätige Zuschauerschaft bei den Prüfungen pro ministerio mit zugetheilt. Doch hiervon liegt der Grund noch tiefer, und kann vielleicht nur, wenn man das Ganze völlig übersieht, recht klar werden. Aber nun erst die Schreiberei die wieder unendlich anwächst! Daß die neuen Kirchenvorstände Protokolle halten, ist nöthig und gut, und bei zweckmäßiger Einrichtung kann es noch die leichteste Art werden, wie sie sich mit dem einmal unentbehrlichen Schreiben abfinden können. Daß in diese Verhandlungen §. 18. monatlich die Ab- und Zunahme der Communion und des Kirchenbesuchs und die Ab- und Zunahme gewisser Laster mit verzeichnet werden sollen, läßt fast befürchten, daß das statistische Büreau seine Operationen mittelst dieser Zählungen auch bald

auf die Religiosität und Sittlichkeit ausdehnen, und uns nach einigen Jahren nach der beliebten Fraction belehren werde in welchen Monaten die Laster in der Regel am meisten im Schwang gehen, denn sonst wäre dies ganz unnüz. Aber nun soll auch §. 19. der Prediger, dem es mit seinem Amt ein heiliger Ernst, ist ein Journal halten, worin er das wichtigste seiner Amtsführung niederlegt — als ob der Ernst im Schreiben läge! und als ob der Prediger, dem es Ernst ist mit seinem Amte, nicht das wichtigste seiner Führung in seinem Gedächtniß geschrieben behalten würde, wenn ihm doch alles gute Gelingen zur Ermunterung gereicht, und der dankbare das Gute nicht vergißt, und alle Schwächen und Fehler ihm zur heilsamen Warnung und Belehrung gereichen, und der Weise sich ihrer, so lange es ihm Noth thut, wieder erinnert bei ähnlichen Fällen. Für Sünde möchte ich es eher halten, wenn ein Geistlicher seine köstliche Zeit mit solchem Wiederkauen verderben, und sich noch dazu der Gefahr aussezen wollte, vor der bei einem Tagebuch solcher Art niemand ganz sicher ist, Unwahrheit mit hinein zu schreiben. Hier aber ist noch nicht genug an dem Journal, sondern der Prediger muß nun §. 19, §. 35. aus dem Journal wieder noch einen Auszug machen, und nicht nur aus dem Journal sondern auch aus den Protokollen des Presbyteriums, und diese Auszüge muß er dem Superintendenten bei der Kirchenvisitation vorlegen, der dann aus eben diesen Auszügen eine Uebersicht bildet, in welcher sich der kirchliche Zustand in seinem Kreise seinen Vor- und Rükkschritten nach darstellen soll und den er §. 41. I, 4 der Synode vorlegt! Und aus diesen Uebersichten bildet wieder der General-Superintendent §. 51 I, 4 eine Generalübersicht, die er eben so der Provinzial-Synode vorlegt! Und von den Ueber-

sichten der Superintendenten, ja nicht nur von diesen sondern von den Acten der Kreissynode überhaupt, nimmt jeder Prediger der Kreissynode, und von den Acten der Provinzialsynode und der Generalübersicht des General-Superintendenten wenigstens dem wichtigsten des Inhaltes nimmt jeder Prediger der ganzen Provinz Abschrift und verwahrt sie! § 42 und 52. Es ist nur gut, daß nichts als das Vorlegen und Abschreiben und Verwahren verlangt wird, aber man fragt doch billig wozu. Es schien mir nöthig hier die Paragraphen zu citiren, damit jeder sich überzeugen könne, in dem Entwurf sei wirklich grade so dieses neue Schreiberwesen ersonnen, und dem erleuchteten hohen Ministerium annehmlich gemacht worden. — Daß nun auch von den Acten der Provinzialsynoden, welche an das Ministerium gehen, die Consistorien ihrerseits Abschriften nehmen müssen, versteht sich von selbst. Da doch auf den Synoden die Geistlichen wichtige Amtserfahrungen vortragen sollen, §. 41. II. 2, würde nicht hier alles erhebliche aus jenen Journalen und Uebersichten von selbst seine Stelle finden ohne alle jene Schreiberei? — Ueber den Wandel den Fleiß und die Fortschritte der Candidaten berichtet §. 30, 2. der Superintendent jährlich an den General-Superintendenten, und der General-Superintendent §. 47, 5. schreibt aus allen diesen Berichten, einen Generalbericht an das Consistorium zusammen. Wenn doch jeder Candidat, indem er sich zur Prüfung oder zur Ordination meldet, ein Zeugniß seiner Synode beibringen muß, sind nicht auch diese Berichte lauter unnüze Vortragsstükke?

Schon wer dieses zu Herzen nimmt wird eine Ahndung davon bekommen, daß die Synoden in diesem Entwurf für den eigentlichen Zwekk, den ihnen die erste Bekanntmachung anweiset, nicht sonderlich leben-

dig und thätig erscheinen, und so ist es auch wirklich. Der §. 41. theilt die Verhandlungen der Kreissynoden und völlig eben so der §. 51 die der Provinzialsynoden in drei Titel. Der dritte enthält das rein bürgerliche das eigentlich nach der ersten Bekanntmachung ganz scheint ausgeschlossen werden zu sollen, und gewiß für die erste Zeit mit Recht. Indeß ist es wol natürlich, daß wo mit den Superintendenturen Wittwen-Kassen verbunden sind, und es hier Angelegenheiten giebt, die nicht eben so gut durch Umlauf abgemacht werden können, die Versammlung der Synode dazu benuzt wird. Doch sollte dies nur als ein besonderes nachträgliches Geschäft angesehen, und also auch nicht in die den Synodalangelegenheiten bestimmte ohnedies nicht überflüssige Zeit eingerechnet werden. Der zweite Titel umfaßt verschiedene Gegenstände brüderlicher Berathung, Mittheilung von Amtserfahrungen, Unterredungen über theologische Schriften, gegenseitige Verständigung über ergangene Verfügungen. Dies sind Gegenstände, womit viel Zeit auch auf eine nüzliche Weise hingebracht werden kann; aber es sind nicht Beschäftigungen, wodurch die Synode ein wesentlicher Bestandtheil der Kirchenverfassung ist, wie die erste Bekanntmachung sie darstellt. Denn alles dieses führt zu keinem gesezlichen Resultat, zu keinem Beschluß irgend einer Art; sondern die Synode erscheint hiebei wieder als ein Privatverein. Sie mag dieses nüzliche Verkehr treiben, wenn ihre eigentlichen Geschäfte beendigt sind, zu den Geschäften selbst gehört es nicht. Nun aber der erste Titel enthält die rein kirchlichen Angelegenheiten. Wie erscheint nun die Synode in diesem? Zuerst von der Aufsicht über die Kandidaten und Schullehrer, welche die erste Bekanntmachung den Synoden ausdrüklich beilegt, ist in den Versammlungen gar nicht die Rede; sondern

diese Aufsicht führt nach §. 29, a. der Superintendent, freilich als Beauftragter der Synode, aber die Synode erfährt nichts von dieser Aufsicht und hat nichts darüber zu ordnen oder zu beschließen; sondern ihr wird nur das Zeugniß eines aufgenommenen Kandidaten vorgelegt, und im Protokoll bemerkt, daß er als Kandidat der Kreisgemeine anerkannt sei, weiter hat sie nichts mit ihm zu schaffen; auch muß er sich, wenn er nicht zu weit entfernt ist, ihr persönlich darstellen, und so nimmt sie also Kenntniß von ihm. Zu einer gewissen Aufsicht über das Fortstudiren der Kandidaten verbindet sich zwar der Superintendent mit den ausgezeichnetsten Geistlichen des Kreises, aber damit hat die Synode nichts zu thun; sie ist hier nicht einmal Kenntniß nehmend. Ferner wie die Synode die Disciplin über die Geistlichen selbst ausüben soll, darüber erfahren wir ebenfalls gar nichts, und das wäre doch einer der wichtigsten Punkte gewesen. Wir erfahren zwar, daß jeder Prediger, wenn er etwas nachtheiliges von einem Amtsbruder erfährt, verpflichtet ist, ihn erst privatim, dann mit Zuziehung einiger andern zu ermahnen, und wenn das nicht hilft, die Sache dem Superintendenten vorzutragen. Das ist eine Verpflichtung, wie wir sie alle längst gehabt haben, die aber gesezlich doch nicht kann gemacht werden. Wir erfahren freilich ferner, daß wenn in solchen Dingen die Bemühungen des Superintendenten fruchtlos sind — wann fängt er denn aber an zu erfahren, daß sie fruchtlos gewesen? — er die Sache vor die Synode bringen soll. Bei den Geschäften der Synode selbst aber ist gar nicht die Rede davon; außer daß der Superintendent berichtet von den Kirchenvisitationen und Anzeige von dem macht, was er dabei nicht ganz in der Ordnung gefunden. Die Synode hört also diesen Bericht an, sie ist abermal Kennt-

Kenntniß nehmend; was sie aber nun auf diese Anzeige thun soll, davon erfahren wir nichts. Da sie nun aber die Art und Weise ihrer Geschäftsführung an die Synodalordnung gewiesen ist; so wird sie wol nichts thun, sondern sie wird denken, da der Superintendent die Kirchenvisitation zugleich als Organ der höhern Behörde verrichtet, er doch auch an diese schon wird berichtet haben, und daß diese thun und verfügen wird, und so bliebe denn alles, auch was diesen wichtigen Punkt betrifft, beim Alten, wie es scheint sehr gegen die Absicht der ersten Bekanntmachung. Nur daß vielleicht, da doch aus den Bekanntmachungen die, sofern sie in den Entwurf nicht aufgenommen sind, in allen den Punkten, welchem ein königlicher Immediatbefehl zum Grunde liegt, nicht können für aufgehoben oder deklarirt gelten, hervorgeht, daß die Synoden Zurechtweisungen versuchen und wo diese nicht genügen Anzeige an die kirchliche Behörde machen sollen, die Consistorien, auch wenn sie den Bericht des Superintendenten erhalten haben, nichts verfügen, sondern abwarten werden, was für eine Anzeige die Synode machen wird, und so geschähe denn gar nichts, sondern Synode und Consistorium wären eins durch das andere gelähmt, freilich ganz gegen die Voraussezung die ich gemacht hatte! — Weiter berichtet der Superintendent über die vorgefallenen Amtsveränderungen, und legt jene Uebersicht des kirchlichen Zustandes vor, die das Ab- und Zunehmen des Kirchenbesuchs und der gewissen Laster in den verschiedenen Kirchsprengeln darstellt, und so ist die Synode wieder Bericht anhörend und Kenntniß nehmend, eine Kenntniß die wahrlich wenig hilft, denn was folgt aus diesen Zahlen und Angaben? Sie müssen eben so unfruchtbar bleiben als die Anmerkungen unter dem Titel einer Rechnung, welche nachwei-

sion verhandelt worden ist, Propositionen zur Berathung an die Synoden zu bringen; man muß wissen, ob jeder Geistlicher oder vielleicht auch nur nach einer gewissen Anzahl von Dienstjahren das Recht hat Vorschläge einzubringen; man muß eine Form haben, wie diese beleuchtet werden sollen, wie die Meinung der Versammlung ans Licht gebracht, und wie der Inhalt derselben schriftlicht verfaßt werden soll. Eine solche Anweisung, wenn auch möglichst kurz und bündig, erwartete gewiß jedes Consistorium und jeder Superintendent von einer reglementarischen Verfügung, wie der Entwurf sein soll, wenn er auch nur §. 5 die allgemeinen Regeln feststellen will, nach welchen die Synoden sich selbst organisiren sollen. Ja selbst das erste Geschäft der Synoden, die Berathung des Entwurfs kann ohne eine solche Anweisung nicht unternommen werden. Als ich diesen Mangel zuerst bemerkte, und doch unmöglich voraussezen konnte, alles was der Entwurf ausführlich und deutlich behandelt, solle als Hauptsache angesehen, diese Berathung aber, aus der alle eigentlichen Resultate hervorgehen müssen, solle als eine Nebensache, die vielleicht nur selten vorkommen würde, bei Seite geschoben werden, gerieth ich auf eine ziemlich künstliche Erklärung. Nemlich die erste Bekantmachung des churmärkischen Consistoriums, welche ich vor mir habe, redet eigentlich nicht von Beschlüssen der Kreissynoden, sondern nur von Berathungen; der Ausdrukk Beschlüsse kommt erst bei den Provinzialsynoden vor. Ich dachte nun, es sollte dieses einen wesentlichen Unterschied bilden zwischen den Kreissynoden und den Provinzialsynoden, daß die ersten gar keine Beschlüsse fassen, sondern nur Vorarbeiten liefern sollten, und es sollten also alle abgegebenen Meinungen ihrem wesentlichen Inhalte nach dem Protokoll einverleibt werden, und alles

dieses erst in den Provinzialsynoden zu einem eigentlichen Beschlusse verarbeitet. Allein auch dieses, wie es mir auch als fast ganz unausführbar für den Scriba und den Provinzialsynoden ihr Geschäft zu sehr erschwerend und ihnen zuviel anheimstellend schon gleich nicht gefallen wollte, war nichts; denn als ich mich bei den Provinzialsynoden umsah, die doch wirklich Beschlüsse fassen und Vorschläge an die Behörden bilden sollen, so fand ich dort eben so wenig irgend eine Anweisung für die Motionen, für die Debatten, für die Abstimmung und die Redaction. Was bleibt also anders übrig als zu glauben, es finde eine sehr wesentliche Verschiedenheit statt zwischen der Ansicht der früheren Bekanntmachungen und der Ansicht des spätern Entwurfs, und dieser erkläre wirklich alle Berathungen dieser Art für Nebensachen, sei es weil er sie überhaupt für unnöthig und die Gebrechen der Kirche für unbedeutend hält, oder weil er die gesezgebende Gewalt in Kirchensachen lieber ganz und ungetheilt in den Händen der kirchlichen Staatsbehörde belassen will, und den Synoden diese Berathungen nur zum Schein freigestellt hat. Damit stimmt auch sehr wohl die Zeitbestimmung zusammen; denn wenn die Zusammenkünfte der Kreissynoden nur einen oder zwei Tage dauern sollen, dabei ein feierlicher Gottesdienst und vielleicht eine Communion gehalten wird, die bürgerlichen Verhandlungen und die freundschaftlichen theologischen Besprechungen jedesmal vorkommen, vorher aber alle Berichte des Superintendenten angehört werden sollen, und um von den Berathungen über den Entwurf selbst nichts zu sagen — noch einige Zeit übrig sein soll um in der Hize der längsten Tage den Schweiß von der Stirne zu wischen: so wird man gewiß keine Zeit finden um über die Hindernisse und Beförderungsmittel des kirch-

lichen Lebens sich zu berathen. Da nun die Provinzialsynoden ganz dieselben Geschäfte haben, nur daß bei ihnen alle Berichte und sonstige Vorlesungen wegen des größern Umfanges noch mehr Zeit erfordern: so werden auch sie, wenn sie gleich drei Tage dauern dürfen, doch ebenfalls wenig Zeit zu solchen Berathungen aus eigner Anregung finden. Diese Vermuthung aber, daß der Entwurf im Widerspruch mit dem Geist der ersten Bekanntmachungen auf die Verhandlungen der Synoden über diese Gegenstände nur wenig Werth legt, und sie eigentlich nur der Form wegen beibehält, bestätigt sich auch noch durch folgendes. In dem zweiten Titel der Synodalgeschäfte ist auch die Rede davon, daß die Verordnungen der geistlichen Behörde, welche sich auf die Amtsführung der Prediger beziehen nach Sinn, Geist und Abzwekkung sollen in Erwägung gezogen werden. Der Ausdrukk ist weitschichtig; es können dahin auch Vorschriften neuer Einrichtungen im Gottesdienst, neuer Pflichten, welche den Geistlichen aufgelegt werden, kurz alles gehören, was nur die innern Angelegenheiten der Kirche betrifft. Dergleichen Verordnungen sollen also dem Entwurf zufolge immerfort von der geistlichen Behörde ausgehn; die Synode aber hat weder Zeit, Vorschläge zu solchen Verordnungen zu machen, noch ein Recht Einwendungen und Gegenvorstellungen gegen ergangene Verordnungen zu machen, denn die vorgeschriebene Erwägung steht nur unter den Gegenständen der brüderlichen Berathung. Also auch schon durch diese Stelle und durch den Ausdrukk Erwägung, und dadurch, daß nichts über die Form der weiteren Verhandlung gesagt ist, kann sich die Synode für völlig gebunden halten. Es bleibt also dem Entwurf zufolge völlig beim Alten, die kirchliche Staatsbehörde allein ist gesezgebend in allen kirchlichen Din-

gen, die Synoden haben darauf keinen Einfluß; sie sind gar nicht berathende sondern nur Kenntniß nehmende Versammlungen. Denn schwerlich kann der Entwurf an dieser Stelle Verordnungen meinen, welche die kirchliche Behörde auf Veranlassung der Synoden und in Folge ihrer Vorschläge erlassen hat; denn diese werden die Synoden nicht erst nöthig haben nach Sinn Geist und Abzwekkung zu erwägen. — Und doch wird niemand gern glauben wollen, es sei die Absicht des Ministeriums gewesen stillschweigend durch die Beschaffenheit dieses Entwurfes vieles wieder zurükkzunehmen, was doch gewiß nicht ohne seine Billigung in den Bekanntmachungen der Consistorien gesagt war. Allerdings kann man sagen, es sei sehr schwer gewesen eine reglementarische Verfügung über diesen Theil des Verfahrens zu geben, bevor noch durch ein organisches Gesez die Stellung der Synoden als repräsentativer Versammlungen und der geistlichen Staatsbehörden gegen einander gehörig bestimmt worden. Denn ganz anders muß sich offenbar das Verfahren in den Synoden gestalten, je nachdem die Provinzialsynoden verpflichtet sind oder nicht alle Beschlüsse der Kreissynoden hernach den Consistorien vorzulegen, je nachdem das Prüfungsrecht der Cosistorien weiter oder enger bestimmt ist, je nachdem die geistliche Staatsbehörde ihrerseits ganz unabhängig wie bisher in kirchlichen Dingen gesezgebend verfahren kann, oder gehalten ist ihre Gesezesvorschläge erst an die Synoden zu bringen. Aus dieser Schwierigkeit könnte man allerdings sowol diesen Mangel des Entwurfs als die oben gerügte Unverhältnißmäßigkeit desselben und kurz seine ganze unverkennbae Verlegenheit erklären, wenn nicht doch dasselbe hohe Ministerium, welches hier reglementarisch verfügt auch jenes organische Gesez, worin alle Ver-

hältnisse bestimmt werden müssen, zu entwerfen hätte. Wir können nicht glauben, da diese Sache so lange schon in Bewegung ist, daß es über die Stellung, die es beiden Theilen zu geben wünscht, noch uneins sei; und wenn es aus Behutsamkeit, weil vielleicht die Berathungen des Staatsrathes dem vom Ministerium entworfenen und eingebrachten organischen Gesez doch eine andere Gestalt geben könnten, seine Ansichten der künftigen Verhältnisse nicht zum Grunde des Entwurfs legen wollte: so wäre es immer meiner unmaßgeblichen Meinung nach besser gewesen, entweder auch die Synodalordnung ruhen zu lassen bis das Gesez da gewesen wäre, oder wenn die Synoden sich doch gleich versammeln sollten, lieber den Consistorien nur eine kurze Anweisung zuzufertigen, daß die Synoden nun sollten versammelt, und auf welche Art die in der Bekanntmachung schon angegebenen Geschäfte sollten vorgenommen werden, imgleichen wie mit der Abstimmung und der Abfassung der Beschlüsse zu verfahren sei. Hätte man ihnen dabei Muth gemacht, das Neue der Sache und das unbestimmte der Verhältnisse nicht zu scheuen, indem eben die ersten Erfahrungen am besten zeigen müßten, was am zwekmäßigsten weiter zu bestimmen wäre; hätte man sie und die Synoden darauf verwiesen, daß die Rechtsverhältnisse genau bestimmt werden würden, ehe noch die Provinzialsynoden zusammenkämen: so würde gewiß die Sache besser gefördert sein als durch einen Entwurf, der auf der einen Seite das Gepräge großer Genauigkeit und Vollständigkeit trägt, so daß man bedenklich sein muß, in irgend einem wesentlichen Stükk über ihn hinauszugehen, und der doch auf der andern Seite in einem so hohen Grade mangelhaft und unbefriedigend ist. Denn einerseits steht mit Recht zu besorgen, daß wenigstens manche Consistorien durch die dar-

gelegten Eigenschaften des Entwurfs werden muthlos gemacht werden, die Synoden auf diesen Grund zu versammeln, sondern werden erst nähere Bestimmungen einholen wollen, theils um sich selbst als bloß verwaltende Behörden besser in Sicherheit zu stellen theils um die ihnen untergebene Geistlichkeit nicht zu compromittiren; und dann ist durch die frühere Erscheinung eines Entwurfs, der, wenngleich Entwurf, doch den ganzen Gegenstand umfaßt, und Anspruch darauf macht vorläufig realisirt zu werden, die Sache selbst nicht beschleunigt sondern nur verzögert worden. Gesezt die Consistorien werden hiemit ab und auf die Resultate der Berathung in den Synoden selbst verwiesen, und versammeln nun diese: was wird geschehen, wenn die Synoden sich den allgemeinen Regeln des Entwurfs gemäß organisiren? Die Geistlichen versammeln sich, der Gottesdienst wird gehalten, und die Verhandlung mit Gebet eröfnet §. 30, die Versammlung wählt ihren Assessor und Schreiber §. 25. 26, und nachdem sie sich so in moderirbaren Stand gesezt, schreitet sie mit Ablegung des Gelübdes §. 41. I, 1. zur Sache. Vorjährige Protokolle (ebend. 2.) sind noch nicht zu verlesen und zu besprechen. Eben so wenn auch der Superintendent im verflossenen Jahre Kirchenvisitationen gehalten hat: so ist dies noch nicht in Beziehung auf die Synoden geschehen, und es wird also wenig Bericht darüber (ebend. 3.) anzuhören geben. Eben so werden die oft erwähnten Uebersichten (ebend. 5.) noch nicht gemacht sein, und die Versammlung gewinnt also das erste Mal viel Zeit und viel Kraft; denn das viele Vorlesenhören und Notiznehmen ermüdet nicht wenig. Sie kann also nun zur Besprechung des Entwurfs der Synodal- und wenn er bis dahin noch ankommt auch des der Kirchen-Ordnung schreiten. Hier werden sich

unstreitig die Meinungen theilen: Einige werden sagen, es werde wenig helfen über den Entwurf a priori zu reden, sondern es werde besser sein erst die Erfahrung abzuwarten, um dann mit Recht und Sicherheit Bemerkungen zu machen über einen Entwurf, der gewiß, a priori wie man es jezt thun könnte, schon von der hohen Behörde auf das reiflichste sei erwogen worden; Andere werden sich an den Buchstaben halten, und vor allem andern den Entwurf erwägen wollen. Siegt nun diese Meinung: so geht der Streit an, auf welche Weise dieses geschehen solle, ob man ihn Paragraphenweise erwägen, oder die Hauptpunkte herausheben soll, oder zuerst nur Sinn, Geist und Abzwekkung in Betracht ziehen. Nichts ist bestimmt, ob hierüber der Superintendent allein oder das gesammte Moderamen zu entscheiden hat, oder ob auch hier das Recht der Stimmenmehrheit gilt. Siegt die andere Meinung und man will zu der (ebend. 6.) so kurz abgefertigten Hauptsache schreiten: so werden sich hier aus je eifrigeren Mitgliedern die Synode besteht um so mehr verschiedene Motionen zugleich erheben, und man wird einsehen, daß man wenigstens erst den Entwurf ergänzen und das Recht des Vorsizers und die Ordnung der Vorträge bestimmen muß. Kommt dann ein Punkt zur Sprache, so erneuert sich derselbe Streit, und je größer der Eifer ist um desto schwerer muß es dem Vorsizer werden die Berathung in einem zwekkmäßigen Gang zu erhalten, weil es ihm an einer Ordnung fehlt, zu der er zurükkrufen kann, so daß man bald merken wird, man müsse sich auch hierüber erst den Entwurf ergänzend vereinigen und allgemeine Regeln feststellen, nach denen sich die Synode wirklich organisiren kann. Wenn nun damit bei weitem der größte Theil der karg zugeschnittenen Zeit vergeht, und

nicht so viel übrig bleibt, daß es noch lohnte einen wichtigen Gegenstand zu berühren, weil er doch nicht ohne Uebereilung zum Abschluß gebracht werden könnte; wenn dann die Gegner der Sache den Synoden den Vorwurf machen, man sähe wol, wie wenig von ihnen zu erwarten wäre, da sie sich gleich das erste Mal so bei den Formalien aufgehalten hätten, daß sie nicht zur Sache gekommen wären: so wäre dieser Vorwurf sehr ungerecht. Vielmehr wenn es nicht so geschähe, sondern man schneller über diese Dinge weg käme: so wäre dies ein bewundernswürdiger und für gewisse Menschen sogar furchtbarer Beweis davon, wie viel ein reiner Eifer wohlgesinnter Menschen, wenn sie zusammentreten, bewirken kann, auch wo sie von dem Gesez so gut als gar nicht unterstüzt sind. Es ist gewiß sehr dankenswerth und zeugt von einer preiswürdigen Gesinnung der höheren Behörde, daß dieser Entwurf nur als Entwurf hingestellt wird, den die Synoden selbst erst näher berathen sollen. Dies ist zwar, wie der Zusammenhang §. 5. ergiebt, vorzüglich nur so gemeint, daß jede Provinz an dieses allgemeine nur ein besonderes ihrer Eigenthümlichkeit und ihrem Zustande angemessenes anbilden soll; allein es ist ein glükklicher Umstand, daß man an dieses zugestandene mehr anknüpfen kann; und da der Entwurf auch als allgemeine Regel, wie es scheint, zu wenig leistet, und so oft den Gesichtspunkt verrükt, so wird man die Vergünstigung angemessen scheinende Abänderungen vorzuschlagen wol zu einer fast gänzlichen Umbildung ausdehnen müssen.

Um dieses zu erleichtern nehme ich mir heraus, nachdem ich bis jezt den Entwurf in seinem Verhältniß zu der den ersten Bekanntmachungen zum Grunde liegenden Idee, und nach seinen wahrscheinlichen Erfolgen

im Ganzen geprüft habe, woraus hoffentlich hervorgegangen ist, daß wenn die Synoden sich nach diesem Entwurf organisiren sollen, sie so gut als völlig unnüz sein würden; um auch einiges einzelne näher zu beleuchten.

Das erste was, als ich den Entwurf zu lesen anfing, einen ungünstigen Eindruk auf mich machte, war, daß die Superintendentur unter dem Namen Kreisgemeine, und die kirchliche Provinz unter dem Namen Provinzial-Gemeine aufgeführt, und hernach sogar die Kreissynode das Kreispresbyterium, und die Provinzialsynode das Provinzialpresbyterium genannt war. Es wollte mir doch gar nicht einleuchten, daß die verschiedenen Gemeinen, die zu einer Superintendentur gehören, in einem eben solchen Verhältniß untereinander stehn sollten, wie die Hausväter Einer Gemeine, und daß sich die gesammten Prediger der Superintendentur zu einander verhalten sollten, wie die Mitglieder des Ortspresbyteriums, da ja die Prediger alle dasselbe Geschäft haben nur in verschiedenen Theilen des Ganzen, wogegen von den Mitgliedern des Presbyteriums einige Aeltesten sind andere Armenpfleger und noch andere Säkler oder Rendanten. Ich konnte das mir gar nicht begreifen, wie dieses sollte durchgeführt sein. Da nun am Ende des Abschnittes von der Ortsgemeine und dem Ortspresbyterium ausdrüklich steht, von beiden wäre hier nur dasjenige erwähnt, was in das Synodalwesen eingreift: so glaube ich natürlich, dieselben Geschäfte, die dem Presbyterium oblägen, müßten auch in den beiden Synodalversammlungen sich wiederholen, wenn sie doch Presbyterien heißen sollten. Nun steht zwar von den eigentlichen Geschäften des Presbyteriums wenig da, weil eben das meiste in die Kirchenordnung gehört, was sich aber am unmittelbar-

chen auf das Synodalwesen zu beziehen scheint, ob nun die Aeltesten in den Versammlungen des Presbyteriums das Recht hätten die ihnen kund gewordenen Wünsche der Gemeine über den Gottesdienst, die Zeit und Ordnung desselben, über dies und jenes was geschehen könnte um den Leichtsinn im Zaum zu halten und der christlichen Sitte Achtung zu verschaffen, über das Parochialschulwesen und mehr dergleichen vorzutragen, das fand ich gar nicht, sondern nur daß es Notizen verzeichnete über den Zustand des religiösen Lebens, nemlich über den Kirchenbesuch und über gewisse Laster. Deshalb fiel mir nun freilich noch nicht ein, daß auch auf den Synoden die Beachtung solcher Wünsche und die Bildung bestimmter Vorschläge hierüber so gar kurz abkommen würde. Aber ich dachte nun, das Kreispresbyterium würde vielleicht ein Armenwesen unter sich haben für den ganzen Kreis, und das Provinzialpresbyterium für die ganze Provinz, wie das Ortspresbyterium für die Ortsgemeine; denn auch das steht ja hier als auf das Synodalwesen sich beziehend. Aber auch das fand sich nicht, und wäre auch freilich der ausschließlich auf das innere gerichteten Abzweckung der Synoden, wie wir sie aus der Bekanntmachung kennen, entgegen gewesen. Ich fand, daß auch nicht einmal jene Ereignisse in der Kreisgemeine, aus welchen sich auf das religiöse Leben schließen läßt, das Kreispresbyterium selbst verzeichnet, sondern der Superintendent trägt sie aus den Angaben der einzelnen Ortspresbyterien zusammen, und eben so der General-Superintendent aus den einzelnen Angaben der Superintendenten. So dachte ich denn zulezt, denn anders blieb nun nichts übrig, die Aehnlichkeit wird sich zeigen bei der Kirchenvisitation; der General-Superintendent wird eben so die Kreisgemeine visitiren, wie der Super-

rintendent die Ortsgemeine. Nach einander wird auch jedes Mitglied des Kreispresbyterii abtreten, damit die andern sagen können, ob sie etwas gegen dasselbe einzuwenden haben, und eben so würde die Provinzialgemeine von dem visitirt, der an der Spize der General- oder Landessynode steht. Das schien auch gar nicht übel zu sein, wenn die Synoden wirklich die Disciplin über die einzelnen Geistlichen ausüben sollen. Allein auch davon fand sich keine Spur; sondern nur von den Ortspresbyterien, oder von einzelnen Geistlichen durch die Superintendenten kommen Klagen über die Geistlichen an den General-Superintendenten; der beauftragt den Superintendenten, und nur wenn dessen Ermahnungen nichts fruchten, kommt es an die gleichfalls ermahnende Synode, von der wir aber gar nicht weiter erfahren, wie sie in der Sache verfährt. Kurz ich fand auf keine Weise eine Aehnlichkeit zwischen dem Kreise oder der Provinz und der Ortsgemeine, und eben so wenig zwischen der Kreis- oder Provinzialsynode und dem Ortspresbyterium, und so erschien mir diese Uebertragung der Namen als eine zwecklose Spielerei mit Wörtern, die aber kaum hätte entstehen können, wenn bei der Abfassung des Entwurfs eine klare Vorstellung von dem, was die Synoden sein sollen, zum Grunde gelegen hätte. Und so weiß ich auch mit den Ermahnungen (§. 22. und §. 44.), daß die Synoden dahin streben sollen, daß Kreisgemeine und Provinzialgemeine immer kräftiger in ihrer Einheit dastehen, um so weniger anzufangen, als auch nicht einmal in Absicht der Ortsgemeine der Entwurf hiezu einen Weg zeigt. Denn da, um auch dies noch beiläufig zu sagen, das Presbyterium sich unter sich ergänzt, so steht es in fast gar keinem Zusammenhang mit der Gemeine, und diese wird sich sehr schwer ent-

schlie-

schlechthin, es für ihr eigentliches Organ in kirchlichen Dingen zu halten. Sollen die Presbyterien wirklich eine Beziehung auf das Synodalwesen erhalten, das heißt auf die innere Verbesserung der Kirche durch zwekmäßige Berathung: so müssen die Mitglieder derselben von der Gemeine erwählt werden. Von der Ergänzung des Presbyteriums durch sich selbst hätte schon die Kenntniß der Verhältnisse abschrekken sollen, welche statt finden wo Magistrāte sich selbst ergänzen.

Da nun eine an dem Namen haftende Ähnlichkeit der Geschäfte durch die zwei Abstufungen Ortspresbyterium, Kreispresbyterium und Provinzialpresbyterium nicht durchzuführen war: so ist der Entwurf desto mehr beflissen gewesen, eine an dem Namen Synode haftende Aehnlichkeit der Geschäfte in den Kreissynoden und Provinzialsynoden durchzuführen, und diese ist denn auch so genau geworden, daß in dem §. 51. von den Geschäften der Provinzialsynoden fast nur auf den §. 41. von den Geschäften der Kreissynoden Bezug genommen ist. Daraus ist denn auch mancherlei wunderliches und loses, manche Häufung leerer Förmlichkeiten entstanden. Ich scheue mich nicht, unter diesen leeren Förmlichkeiten das Gelübde oben an zu stellen, womit §. 41. und §. 51. alle Verhandlungen in beiden Synoden beginnen sollen. Dieses Gelübde, gewissenhaft in der Schrift zu forschen, die evangelische Wahrheit lauter zu verkündigen, das heilige Amt mit Treue zu führen, legt jeder Geistliche bei seiner Ordination ab; das Gelübde, den Zwekk des Synodalvereins nach Kräften zu befördern, soll jezt §. 23. jeder bei seiner Einführung in die Synode ablegen, ist die Einrichtung erst allgemein und fest begründet, so wird natürlich auch das in die Ordinationsformel aufgenommen: warum also soll nun dieses Gelübde jährlich wie-

nichts haben? warum aber sollen gar die Superin-
tendenten, die es schon in ihren Kreissynoden mit abge-
legt, es sechs Wochen darauf in den Provinzialsynoden
noch einmal ablegen? Denn was ihre besondere Stellung
als Superintendenten betrifft: so wird jeder derselben wol
noch neue Gelübde ablegen bei seiner Anstellung. Mit
Gelübden muß man nicht spielen! wenn das Ehegelübde
nur einmal abgelegt wird; wenn der Wehrmann und
der Staatsdiener nur einmal ihren Eid schwören; war-
um sollen die Geistlichen, als ob sie die unzuverlässig-
sten Sterblichen wären, ihre Gelübde unaufhörlich wie-
derholen? — In der Kreissynode wird ferner aus dem
vorjährigen Protokoll und dem Protokoll der lezten Pro-
vinzialsynode das wichtigste verlesen und besprochen. Ich
sehe freilich nicht recht ein wozu. Denn das Protokoll
der lezten Kreissynode kann ja nur enthalten, was in
derselben wirklich verhandelt worden ist, und wozu soll
das noch einmal besprochen werden? Das Protokoll der
Provinzialsynoden kann doch nächst der allgemeinen An-
gabe der Verhandlungen nur die Beschlüsse enthalten,
welche gefaßt worden sind; diese aber hinternach zu be-
reden kann gar nichts helfen, denn sie sind bereits an die
Behörde gegangen. Doch dem sei so! In der Provin-
zialsynode wird nun auch das Protokoll der lezten Si-
zung gelesen und besprochen. Was aber für die Kreissy-
node das Protokoll der lezten Provinzialsynode war,
das wäre für die Provinzialsynode eigentlich das Proto-
koll der lezten Generalsynode; weil aber von dieser über-
haupt im ganzen Entwurf nichts vorkommt, auch offen-
bar nicht bei jeder Versammlung der Provinzialsynode
ein neues solches Protokoll vorhanden ist: so treten nun
an dessen Stelle die Protokolle anderer Provinzialsy-
noden. Dies kommt ganz unerwartet, und man findet
sich überrascht, indem man glaubt, der Entwurf seze gar

eine solche Gemeinschaft der Provinzialsynoden voraus, wie ich nur für die Kreissynoden jeder Provinz wünschte, und in ihm nicht gewährt fand. Allein man kommt davon bald zurück. Denn theils findet man von einer solchen Gemeinschaft weiter keine Spur, sondern jede Provinzialsynode schickt ihre Acten an das Consistorium, und dieses an das Ministerium des Innern; theils sieht man auch hier nicht, daß dieses Vorlesen und Besprechen zu eigentlichen Verhandlungen, zu einem Anschließen an die Beschlüsse der andern oder zu abweichenden Anträgen Veranlassung gäbe, sondern wo die eigentlichen Verhandlungen vorkommen §. 51. I, 6., da geschieht es nur auf den Grund der Kreissynodalverhandlungen und aus eigner Anregung, nicht aber auf den Grund der Verhandlungen anderer Provinzialsynoden. Also ist auch dies Vorlesen und Besprechen nur eine leere Förmlichkeit mehr. — Ferner, wie der Superintendent in der Kreissynode Bericht erstattet von den Kirchenvisitationen: so ist vielleicht auch nur deswegen dem General-Superintendenten aufgetragen worden, die Gemeinen der Superintendenten zu visitiren, damit er auch einen ähnlichen Bericht in der Provinzialsynode zu erstatten habe. Aber dies ist doch ein bloßes Ortsgemeindeverhältniß, welches das Presbyterium der Provinzialgemeine unmittelbar nichts angehn kann, und es wäre gewiß in vieler Hinsicht zweckmäßiger, wenn die Superintendenten als Pfarrer von den Assessoren ihrer Kreissynoden visitirt würden. — Eben so muß man auch in dem zweiten Titel der Geschäfte das Erwägen der Verfügungen der geistlichen Behörde, wie es in der Kreissynode geschehen ist, in der Provinzialsynode wiederholt werden. Etwas wäre hier gewonnen worden, wenn der Entwurf die Parallele noch genauer gehalten hätte und hier nur diejenigen Verordnungen nur besprochen wären, welche sich auf die Ge-

schäftsführung der Superintendenten als solcher bezie-
hen. Vielleicht ist jedoch eben deshalb der Entwurf hier
am wenigsten ausführlich, damit nicht die Provinzialsy-
node zu sehr als eine bloße Conferenz von Superinten-
denten erscheine; aber sie wird und kann gewiß nichts
anders werden, wenn die eigentliche Hauptbestimmung
der Synoden, kirchliche Verbesserungen in Vorschlag zu
bringen, in der Ausführung selbst so sehr in den Hinter-
grund gestellt wird als hier in dem Entwurf geschehen ist.

Nächstdem nun ist der Aufmerksamkeit gar sehr wür-
dig die Art, wie in dem Entwurf §. 29. und §. 30. von
den Superintendenten geredet wird, die nun eine dop-
pelte Person werden, indem zu ihrer bisherigen Stel-
lung zwischen den Consistorien und den Pfarrern nun noch
ihr Verhältniß zur Synode hinzukommt. Es war noth-
wendig, daß in dem Entwurf das lezte wenigstens ganz
klar hingestellt wurde; daß er auch von dem ersten rede,
war nicht zu verlangen. Auch verweiset er wirklich hier-
über vorzüglich auf die Instruction der Superintendenten.
Allein auch hierüber kann ich einen Wunsch und eine Be-
sorgniß nicht zurückhalten. Diese doppelte Function bleibt
immer ein Stein des Anstoßes für die Superintendenten
selbst und für ihre Synodalen. Soll Vertrauen zwischen
beiden herrschen, so müssen die Synodalen genau wissen,
wozu der Superintendent als Organ der kirchlichen Be-
hörde berechtiget und verpflichtet ist, sie müssen seine In-
struction, wie sie sich jezt anders modificiren wird, ge-
nau kennen, und er muß ebenfalls wünschen, daß sie sie
kennen, und daß sein ganzes Betragen überall offen vor
ihnen liegen dürfe. Der Entwurf verweiset uns öfter
auf die bald zu erwartende Kirchenordnung, in diese soll
wol auch die Instruction für die Superintendenten gehören;
hätte aber doch der Entwurf ein beruhigendes Wörtchen
darüber gesagt, daß diese Instruction, wie es gewiß die

Absicht ist, mit der Kirchenordnung zur Kenntniß und zur Berathung der Synoden kommen wird! und möchte nicht sein Schweigen darüber von Manchen so ausgelegt werden, als sei diese Mittheilung nicht zu erwarten! Aber wie vertheilt nun der Entwurf die Functionen des Superintendenten? Als Organ der Kreissynode ist er primus inter pares, womit gewiß jeder zufrieden sein wird; und daß er als solcher die Leitung der Verhandlungen auf der Synode hat, versteht sich, wenn er überhaupt diese persona duplex sein soll, von selbst. Daß er aber als solcher zum Theil auch die Kirchenvisitation verrichtet, zum Theil hingegen dieselbe auch als Organ der Behörde verrichten soll, scheint schwierig, und es findet sich in dem Entwurf auch kein Wort darüber, wie diese Theilung denn soll vollzogen werden. Mir schiene viel einfacher und natürlicher, daß der Superintendent die Kirchenvisitation ganz als Organ der Behörde verrichtet. Kommen dabei Vergehungen des Pfarrers zur Sprache: so hätte er eigentlich, da die Disciplin von der Synode soll gehandhabt werden, nur den Befund aufzunehmen und an die Synode zu berichten, die dann beurtheilen muß, ob die Sache einer Anzeige an die Behörde bedarf, und was für Maaßregeln derselben vorzuschlagen wären; oder ob sie durch Zurechtweisung abgemacht werden kann, und wie diese zu ertheilen ist, ob brüderlich durch einen dazu beauftragten Amtsbruder, oder ob feierlicher und strenger durch den Vorsteher der Synode, oder ob vor der Versammlung selbst. Wenn aber durch ein Gesez im voraus bestimmt ist, daß der Superintendent als beständiger Beauftragter der Synode die Disciplin ausüben soll: so ist es nur ein Schein, daß sie der Synode übertragen ist, und demnach bleibt alles beim Alten. Was sonst auf der Kirchenvisitation vorkommen kann, gehört doch nur vor die Synode, in sofern es

Veranlassung zu Verbesserungsvorschlägen geben könne, und diese Gegenstände sollte dann der Superintendent als Organ der Behörde vor die Synode bringen. So gehe alles einfach auseinander, und dem Wesentlichen, was in der ersten Bekanntmachung liegt geschiehe Genüge, und die Synode wird mit dem lästigen Berichtlesen über die Kirchenvisitation verschont. Wenn aber nun gar dem Superintendenten als Organ der Synode und als primus inter pares außer den Visitationen die fortgehende Aufsicht über die Sitten und die Amtsthätigkeit der Geistlichen verliehen wird: so scheint dies doch sehr weit über den Begriff eines primus inter pares hinauszugehn. Wir wissen, wie wenig es mit dieser Aufsicht bisher, da die Superintendenten sie als Organe der Behörde führten, hat zu sagen gehabt; soll sie dadurch besser werden, daß derselbige Mann sie nun als Organ der Synode verrichtet? In der That kann diese fortgehende Aufsicht der Natur der Sache nach kaum in etwas anderem bestehn als in dem Recht, von allem verdächtigen oder nachtheiligen sogleich amtliche Kenntniß zu nehmen, und für einzelne Gegenstände auch außerordentliche Visitationen vorzunehmen; und dieses Recht kann doch dem Superintendenten nur als Organ der Behörde zukommen. Ein anderes ist, daß gar wohl in vielen Fällen die Synode ihre Disciplin gerade dadurch ausüben kann, daß sie einen Pfarrer auf eine Zeitlang unter eine genauere correctionelle Aufsicht stellt: aber es wäre sehr ungerecht, wenn sie mit diesem Geschäft ihren Vorsteher beladen wollte; sie wird es weit zweckmäßiger einem andern oder mehreren in Gemeinschaft auftragen. Endlich aber soll auch der Superintendent als Organ der Synode die Aufsicht über die Sitten und den Lebenswandel der Kandidaten führen. Ich kann nicht umhin, auf diesen wichtigen Punkt an dieser Stelle noch einmal zurück zu

kommen, und zu bemerken, wie hierdurch die Absicht, diese Aufsicht der Synode zu übertragen, ganz vereitelt wird. Die Synode muß diese Aufsicht selbst führen, sie muß sie unter die dazu am meisten geeigneten Mitglieder vertheilen, diese müssen darüber in den Versammlungen berichten; dann kann etwas besseres geschehen als bisher, dann kann jede Synode ein wahres und gewiß das beste Seminarium für die darin lebenden Kandidaten werden. Sind die Synoden durch das Gesez gezwungen, diese Aufsicht durch den Superintendenten zu führen, ist dieser nicht einmal — wie denn im ganzen Entwurf hievon keine Sylbe vorkömmt — gehalten ihnen Rechenschaft abzulegen und Anweisungen von ihnen anzunehmen: so führen die Synoden diese Aufsicht gar nicht, und auch der Superintendent führt sie nicht als ihr Organ; sondern dies ist nur ein leeres Wort, er übt sie allein und also als Organ der Behörde, und alles ist beim Alten geblieben, und die Synode in der ganzen Rechnung nur ein durchlaufender Posten. Damit stimmt denn auch auf eine sehr auffallende Weise überein, daß die Aufsicht über das Fortstudiren der Candidaten, welche Einer allein nicht führen kann, der schon sehr beschäftigt ist, und zu welcher sich der Superintendent nothwendig mehrere zugesellen muß, daß er diese nicht als Organ der Synode, sondern als Organ der Behörde führen soll, und also dieser Theil der Aufsicht ausdrüklich aus allem Zusammenhang mit dem Synodalwesen herausgerissen wird. Stimmt dies mit der so bestimmt erklärten Absicht die Aufsicht über die Candidaten, ohne daß von einer solchen Trennung die Rede gewesen wäre, den Synoden zu übertragen? Ist es nothwendig? Gewiß nicht, denn auch die Synoden werden von selbst zu diesem Geschäft die gelehrtesten und die wissenschaft-

lichsten ihrer Mitglieder auswählen, eben so gut als der Superintendent es thun wird. Ist es nüzlich? Kaum; denn eher werden noch diese Aufsicht führenden nüzliche Unterstüzung finden, wenn sie mit der Synode in Verbindung stehn, als sie durch ihre Berichte an die Consistorien viel gewinnen werden, denen die Kenntniß der Subjecte und der Verhältnisse fehlt, und die also hier mehr nur auf eine bestimmte Form halten, als wirklich brauchbare Anweisungen geben können. So ist also wol von allen Seiten klar, daß was in dem Entwurf über den Superintendenten gesagt ist, gar nicht im wahren Geist einer Synodalverfassung gesagt ist, und so sehr nur den Erfolg haben kann die Synoden zu lähmen und zu vernichten, daß, wenn man es als wohl durchdacht gelten lassen müßte, man durchaus nur diese Absicht hineinlegen könnte.

Die Generalsuperintendenten, welche in den meisten preußischen Provinzen meines Wissens bisher gar nicht, und in den übrigen doch auch größtentheils nur als eine Ehrenwürde existirt haben, welche also als eine neue Einrichtung anzusehen sind — womit auch die Ausdrükke der Bekanntmachung ganz übereinstimmen — diese werden in jenen Bekanntmachungen nicht als eine persona duplex angeführt, es wird ihnen dort nichts zugeschrieben als der Vorsiz in den Provinzialsynoden, und es wäre auch eine sehr schöne und würdige Stellung gewesen, wenn man denjenigen, der an der Spize der regelmäßigen Versammlungen der Geistlichen steht, der ihre Beschlüsse in den weitern Verhandlungen mit den Staatsbehörden überall, wo Bedenklichkeiten und Zweifel entstehen, vertreten muß, ganz frei und unabhängig hingestellt hätte. Es wäre alsdann ein Ehrenamt gewesen, wozu am besten die Geistlichkeit selbst einen allgemein geehrten und hochverdienten Genossen

oder auch mehrere vorgeschlagen, der König aber ausgewählt oder die Bestätigung ertheilt hätte. Statt dessen, sei es nun der Analogie mit dem Kreispresbyterium und dem Superintendenten zu Liebe geschehen, oder aus andern nicht offen zu Tage liegenden Gründen, hat man auch aus dieser neuen Würde eine persona duplex und, wie wir schon oben gesehen haben, eine Zwischenbehörde gemacht; und wie der Superintendent eine sehr ausgedehnte Thätigkeit hat, die nicht im Geist einer Synodalverfassung ist, so hat der Generalsuperintendent auch eine solche. Nur das ist gegen die Analogie, daß obwohl eine Stufe höher als der Superintendent, er doch wie dieser auf den Vorschlag des Consistoriums ernannt wird, und das Consistorium seine nächste Behörde ist. Doch mit dem lezten hat es eigentlich wenig zu sagen, denn nicht gerechnet, daß er zugleich Siz und Stimme im Consistorium hat, wodurch das Verhältniß schon sehr geändert wird; so zieht er eigentlich als beständiger Beauftragter des Consistoriums den größten Theil von dessen Thätigkeit an sich, so daß man nicht sieht, wozu noch andere geistliche Mitglieder des Consistoriums neben ihm sein sollen, es müßte denn sein, zur Prüfung der Candidaten. Er kann aus eigner Macht Untersuchungen gegen Prediger durch den Superintendenten veranlassen, und wo das Consistorium dergleichen anordnet ist er der Beauftragte dazu; er schlichtet Streitigkeiten zwischen den Superintendenten und wenn es ihm nicht gelingt, so trägt er die Sache zwar der Provinzialsynode vor, allein da diese in dem Entwurf gar keine Instruction zu ihrem Verfahren in solchen Fällen findet, auch demselben in dem Verzeichniß der Geschäfte keine Stelle angewiesen ist: so kommt doch alles auf seinen Bericht ans Consistorium an, und dieses

wird wol nie andere als seinen Vorschlägen gemäß er-kennen können, wodurch er denn auch in der Provinzialsynode etwas ganz anders wird als ein bloßer primus inter pares. Er besezt eigentlich so gut als allein alle Pfarrstellen königlichen Patronats, welches alles sehr gegen den Geist einer Synodalverfassung ist, und wobei seine Thätigkeit in der Synode fast nur noch als Nebensache erscheint. Durch die Art also, wie diese neuen Beamten gesezt sind, können wol freilich die Consistorien sich sehr beeinträchtiget und gelähmt fühlen. Möchten sie dies nur ja nicht der Synodalverfassung zuschreiben, mit der es gar nicht zusammenhängt, und die dadurch eben so sehr gelähmt ist, wogegen die Consistorien sich doch noch damit trösten können, daß sie den Vorschlag haben um den Generalsuperintendenten zu ernennen. Kurz man könnte beinahe sagen, daß der Entwurf, als ob auch ihm eine Furcht vor berathschlagenden Versammlungen eingegeben hätte, durch ein schnelles Kunststükk aus dem Anscheine nach ganz unverdächtigen sehr genauen Bestimmungen, aus künstlichen Verwirrungen, aus wohlberechnetem Verschweigen zusammengesezt, die Synoden und die Consistorien beinahe vernichtet, und nur die Superintendenten und die Generalsuperintendenten ins Leben gerufen hat; er erscheint als eine Umdeutung der ersten Bekanntmachungen, wodurch ihr Inhalt fast ganz wieder aufgehoben wird, er erscheint nemlich so, wenn man alles darin als wohlbedacht und überlegt ansieht. Darum ist es wohl der Ehrfurcht von seinem Ursprung angemessen dieses leztere lieber nicht zu thun, wiewol man sich bei der Genauigkeit, mit der so viele einzelne Theile ausgearbeitet sind, ungern dazu entschließt; es bleibt das angemessenste sich ganz daran zu halten, daß er von den Synoden selbst erst soll ge-

prüft werden; und als Maaßstab seiner Beurtheilung müssen diese außer ihrer Einsicht nichts anerkennen, als was ihnen aus den frühern amtlichen Bekanntmachungen als der unmittelbar ausgesprochene königliche Wille entgegenkommt. Daß der Entwurf wenigstens nicht auf einer neuen erschöpfenden Ueberlegung des ganzen Gegenstandes beruht, auch vor demselben nicht die noch fehlenden königlichen Bestimmungen eingeholt sind, sieht man auch daraus, daß er sich über die allgemeine Landessynode gar nicht näher erklärt. Es wäre so leicht gewesen nach der festgestellten Analogie diese als das Landespresbyterium aus den sämmtlichen Generalsuperintendenten bestehn zu lassen, und alles übrige hätte sich dann von selbst ergeben. Da wären nun die Berichte gelesen worden von den Visitationen der Gemeinen der Generalsuperintendenten, aus den Provinzialberichten über Ab- und Zunahme des Kirchenbesuchs und der Laster, wäre eine höchst lehrreiche allgemeine Landesübersicht abgefaßt worden, und so fort nach denselben Titeln und Nummern. Aber freilich die Beschlüsse der Landessynode sollen Sr. Majestät dem König selbst vorgelegt werden; sie sollen aus den Beschlüssen der Provinzialsynoden, so wie diese aus den Arbeiten der Kreissynoden hervorgehn; aber so wie diese in dem Entwurf erscheinen, liefern sie nichts der Mühe werthes hiezu, nicht einmal die Gegenstände im Allgemeinen sind aufgeführt worüber zu berathen und zu beschließen ist; und was also dem ganzen Werke die Krone hätte aufsezen müssen, darüber konnte im Zusammenhang mit dem übrigen Entwurf nichts gesagt werden, und darum war es besser die Landessynode noch ganz zu übergehen. Auch hätte nach der Analogie mit dem übrigen Einer an die Spize derselben gestellt werden müssen, der auf dieselbe Weise gar nicht

zu construiren war, sondern allerhöchsten Ortes muß erst bestimmt werden, wie die Landessynoden zusammengesezt und geleitet werden, auch ob sie regelmäßig zu gewissen Zeiten wiederkehren soll oder nur auf besonderes Erfordern. Auch hieraus also sieht man deutlich, es ist nöthig befunden worden diesen Entwurf ausgehn zu lassen, ehe die noch fehlenden königlichen Bestimmungen eingeholt worden sind, und wie er beschaffen ist, ist er uns eine desto sichrere Gewähr, daß wir ein völlig genügendes Gesez noch zu erwarten haben, welches eben die ersten Berathungen der Synoden, von dem Entwurf den Anstoß nehmend, mit sollen vorbereiten helfen, wozu man ihnen um so mehr Kraft und Gedeihen wünschen muß als der Entwurf ihnen ihren Antheil hieran eben nicht sehr erleichtert.

Druckfehler.

Seite 48 Zeile 3 v. u. an einzelne lies von einzelnen.

Ueber die

neue Liturgie

für die

Hof- und Garnison-Gemeinde zu Potsdam

und für

die Garnisonkirche in Berlin.

Von

Dr. F. Schleiermacher,

d. G. G. O. O. Lehrer an der Universität zu Berlin und
evang. reform. Pastor an der Dreifaltigkeitskirche.

Berlin 1816,
in der Realschulbuchhandlung.

Nachdem vor nun schon etwas mehr als zwei Jahren aus Allerhöchsteigner Bewegung Sr. Majestät des Königs eine besondere Commission niedergesezt worden, um eine Verbesserung der Liturgie für die protestantischen Kirchen in sämtlichen Staaten des Königs einzuleiten: so ist natürlich die Aufmerksamkeit Aller, denen dieser Gegenstand wichtig ist, darauf gerichtet, was nun neues in diesem Gebiet erscheinen, und wie es unter uns wird aufgenommen werden. Nun ist, ehe noch etwas von den allgemeinen Resultaten der Arbeiten jener Commission öffentlich bekannt geworden, seit ein Paar Monaten in hiesiger Garnisonkirche und in der Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam eine neue Liturgie eingeführt worden, welche da sie hier gedrukt und verkäuflich ist, früher oder später doch allgemein bekannt werden wird, wie ihrer denn auch schon gelegentlich in öffentlichen Blättern ist erwähnt worden. Wer sie verfaßt habe, ist mir gänzlich unbekannt; ich weiß nur auf der einen Seite, daß sie von jener Immediat-Commission nicht ausgegangen ist, auf der andern, daß sie freilich ohne höhere Genehmigung in diesen beiden Kirchen nicht hat können eingeführt werden. Dieser Umstand darf aber gewiß ein öffentliches Urtheil über einen solchen neuen Versuch nicht zurükhal-

lichsten ihrer Mitglieder auswählen eben so gut als der Superintendent es thun wird. Ist es nüzlich? Kaum; denn eher werden noch diese Aufsicht führenden nüzliche Unterstüzung finden, wenn sie mit der Synode in Verbindung stehn, als sie durch ihre Berichte an die Consistorien viel gewinnen werden, denen die Kenntniß der Subjecte und der Verhältnisse fehlt, und die also hier mehr nur auf eine bestimmte Form halten, als wirklich brauchbare Anweisungen geben können. So ist also wol von allen Seiten klar, daß was in dem Entwurf über den Superintendenten gesagt ist, gar nicht im wahren Geist einer Synodalverfassung gesagt ist, und so sehr nur den Erfolg haben kann die Synoden zu lähmen und zu vernichten, daß wenn man es als wohl durchdacht gelten lassen müßte, man durchaus nur diese Absicht hineinlegen könnte.

Die Generalsuperintendenten, welche in den meisten preußischen Provinzen meines Wissens bisher gar nicht, und in den übrigen doch auch größtentheils nur als eine Ehrenwürde existirt haben, welche also als eine neue Einrichtung anzusehen sind — womit auch die Ausdrükke der Bekanntmachung ganz übereinstimmen — diese werden in jenen Bekanntmachungen nicht als eine persona duplex angeführt, es wird ihnen dort nichts zugeschrieben als der Vorsiz in den Provinzialsynoden, und es wäre auch eine sehr schöne und würdige Stellung gewesen, wenn man denjenigen, der an der Spize der regelmäßigen Versammlungen der Geistlichen steht, der ihre Beschlüsse in den weitern Verhandlungen mit den Staatsbehörden überall, wo Bedenklichkeiten und Zweifel entstehen, vertreten muß, ganz frei und unabhängig hingestellt hätte. Es wäre alsdann ein Ehrenamt gewesen, wozu am besten die Geistlichkeit selbst einen allgemein geehrten und hochverdienten Genossen

oder

oder auch mehrere vorgeschlagen, der König aber aus⸗ gewählt oder die Bestätigung ertheilt hätte. Statt dessen, sei es nun der Analogie mit dem Kreispresby⸗ terium und dem Superintendenten zu Liebe geschehen, oder aus andern nicht offen zu Tage liegenden Gründen, hat man auch aus dieser neuen Würde eine persona duplex und, wie wir schon oben gesehen ha⸗ ben, eine Zwischenbehörde gemacht; und wie der Su⸗ perintendent eine sehr ausgedehnte Thätigkeit hat, die nicht im Geist einer Synodalverfassung ist, so hat der Generalsuperintendent auch eine solche. Nur das ist gegen die Analogie, daß obwohl eine Stufe höher als der Superintendent, er doch wie dieser auf den Vor⸗ schlag des Consistoriums ernannt wird, und das Con⸗ sistorium seine nächste Behörde ist. Doch mit dem lez⸗ ten hat es eigentlich wenig zu sagen, denn nicht ge⸗ rechnet, daß er zugleich Siz und Stimme im Consisto⸗ rium hat, wodurch das Verhältniß schon sehr geändert wird; so zieht er eigentlich als beständiger Beauftrag⸗ ter des Consistoriums den größten Theil von dessen Thätigkeit an sich, so daß man nicht sieht, wozu noch andere geistliche Mitglieder des Consistoriums neben ihm sein sollen, es müßte denn sein, zur Prüfung der Candidaten. Er kann aus eigner Macht Untersuchun⸗ gen gegen Prediger durch den Superintendenten ver⸗ anlassen, und wo das Consistorium dergleichen anordnet ist er der Beauftragte dazu; er schlichtet Streitigkei⸗ ten zwischen den Superintendenten und wenn es ihm nicht gelingt, so trägt er die Sache zwar der Provin⸗ zialsynode vor, allein da diese in dem Entwurf gar keine Instruction zu ihrem Verfahren in solchen Fäl⸗ len findet, auch demselben in dem Verzeichniß der Ge⸗ schäfte keine Stelle angewiesen ist: so kommt doch al⸗ les auf seinen Bericht ans Consistorium an, und dieses

wird wol nie anders als seinen Vorschlägen gemäß erkennen können, wodurch er denn auch in der Provinzialsynode etwas ganz anders wird als ein bloßer primus inter pares. Er besezt eigentlich so gut als allein alle Pfarrstellen königlichen Patronats, welches alles sehr gegen den Geist einer Synodalverfassung ist, und wobei seine Thätigkeit in der Synode fast nur noch als Nebensache erscheint. Durch die Art also, wie diese neuen Beamten gesezt sind, können wol freilich die Consistorien sich sehr beeinträchtiget und gelähmt fühlen. Möchten sie dies nur ja nicht der Synodalverfassung zuschreiben, mit der es gar nicht zusammenhängt, und die dadurch eben so sehr gelähmt ist, wogegen die Consistorien sich doch noch damit trösten können, daß sie den Vorschlag haben um den Generalsuperintendenten zu ernennen. Kurz man könnte beinahe sagen, daß der Entwurf, als ob auch ihm eine Furcht vor berathschlagenden Versammlungen eingegeben hätte, durch ein schnelles Kunststükk aus dem Anscheine nach ganz unverdächtigen sehr genauen Bestimmungen, aus künstlichen Verwirrungen, aus wohlberechnetem Verschweigen zusammengesezt, die Synoden und die Consistorien beinahe vernichtet, und nur die Superintendenten und die Generalsuperintendenten ins Leben gerufen hat; er erscheint als eine Umdeutung der ersten Bekanntmachungen, wodurch ihr Inhalt fast ganz wieder aufgehoben wird, er erscheint wenigstens so, wenn man alles darin als wohlbedacht und überlegt ansieht. Darum ist es wohl der Ehrfurcht vor seinem Ursprung angemessen dieses leztere lieber nicht zu thun, wiewol man sich bei der Genauigkeit, mit der so viele einzelne Theile ausgearbeitet sind, ungern dazu entschließt; es bleibt das angemessenste sich ganz daran zu halten, daß er von den Synoden selbst erst soll ge-

prüft werden, und als Maaßstab seiner Beurtheilung müssen diese außer ihrer Einsicht nichts anerkennen, als was ihnen aus den frühern amtlichen Bekanntmachungen als der unmittelbar ausgesprochene königliche Wille entgegenkommt. Daß der Entwurf wenigstens nicht auf einer neuen erschöpfenden Ueberlegung des ganzen Gegenstandes beruht, auch vor demselben nicht die noch fehlenden königlichen Bestimmungen eingeholt sind, sieht man auch daraus, daß er sich über die allgemeine Landessynode gar nicht näher erklärt. Es wäre so leicht gewesen nach der festgestellten Analogie diese als das Landespresbyterium aus den sämmtlichen Generalsuperintendenten bestehn zu lassen, und alles übrige hätte sich dann von selbst ergeben. Da wären nun die Berichte gelesen worden von den Visitationen der Gemeinen der Generalsuperintendenten, aus den Provinzialberichten über Ab- und Zunahme des Kirchenbesuchs und der Laster, wäre eine höchst lehrreiche allgemeine Landesübersicht abgefaßt worden, und so fort nach denselben Titeln und Nummern. Aber freilich die Beschlüsse der Landessynode sollen Sr. Majestät dem König selbst vorgelegt werden; sie sollen aus den Beschlüssen der Provinzialsynoden, so wie diese aus den Arbeiten der Kreissynoden hervorgehn; aber so wie diese in dem Entwurf erscheinen, liefern sie nichts der Mühe werthes hiezu, nicht einmal die Gegenstände im Allgemeinen sind aufgeführt worüber zu berathen und zu beschließen ist; und was also dem ganzen Werke die Krone hätte aufsezen müssen, darüber konnte im Zusammenhang mit dem übrigen Entwurf nichts gesagt werden, und darum war es besser die Landessynode noch ganz zu übergehen. Auch hätte nach der Analogie mit dem übrigen Einer an die Spize derselben gestellt werden müssen, der auf dieselbe Weise gar nicht

zu construiren war, sondern allerhöchsten Ortes muß erst bestimmt werden, wie die Landessynoden zusammengesezt und geleitet werden, auch ob sie regelmäßig zu gewissen Zeiten wiederkehren soll oder nur auf besonderes Erfordern. Auch hieraus also sieht man deutlich, es ist nöthig befunden worden diesen Entwurf ausgehn zu lassen, ehe die noch fehlenden königlichen Bestimmungen eingeholt worden sind, und wie er beschaffen ist, ist er uns eine desto sichrere Gewähr, daß wir ein völlig genügendes Gesez noch zu erwarten haben, welches eben die ersten Berathungen der Synoden, von dem Entwurf den Anstoß nehmend, mit sollen vorbereiten helfen, wozu man ihnen um so mehr Kraft und Gedeihen wünschen muß als der Entwurf ihnen ihren Antheil hieran eben nicht sehr erleichtert.

Druckfehler.

Seite 48 Zeile 3 v. u. an einzelne lies von einzelnen.

Ueber die
neue Liturgie

für die

Hof- und Garnison-Gemeinde zu Potsdam

und für

die Garnisonkirche in Berlin.

Von

Dr. F. Schleiermacher,

d. G. G. O. O. Lehrer an der Universität zu Berlin und evang. reform. Pastor an der Dreifaltigkeitskirche.

Berlin 1816,
in der Realschulbuchhandlung.

Nachdem vor nun schon etwas mehr als zwei Jahren aus Allerhöchsteigner Bewegung Sr. Majestät des Königs eine besondere Commission niedergesezt worden, um eine Verbesserung der Liturgie für die protestantischen Kirchen in sämtlichen Staaten des Königs einzuleiten: so ist natürlich die Aufmerksamkeit Aller, denen dieser Gegenstand wichtig ist, darauf gerichtet, was nun neues in diesem Gebiet erscheinen, und wie es unter uns wird aufgenommen werden. Nun ist, ehe noch etwas von den allgemeinen Resultaten der Arbeiten jener Commission öffentlich bekannt geworden, seit ein Paar Monaten in hiesiger Garnisonkirche und in der Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam eine neue Liturgie eingeführt worden, welche da sie hier gedrukt und verkäuflich ist, früher oder später doch allgemein bekannt werden wird, wie ihrer denn auch schon gelegentlich in öffentlichen Blättern ist erwähnt worden. Wer sie verfaßt habe, ist mir gänzlich unbekannt; ich weiß nur auf der einen Seite, daß sie von jener Immediat-Commission nicht ausgegangen ist, auf der andern, daß sie freilich ohne höhere Genehmigung in diesen beiden Kirchen nicht hat können eingeführt werden. Dieser Umstand darf aber gewiß ein öffentliches Urtheil über einen solchen neuen Versuch nicht zurükhal-

ten, ja auch nicht einen freimüthigen Tadel, sofern er keinen andern Zwekk hat, als daß auch dieses wie alle menschlichen unvollkommenen Werke, durch Aufdekkung seiner Fehler dem vollkommneren dienen möge. Ja ein solcher möchte um so nothwendiger seyn, wenn vielleicht aus manchen Ursachen zu besorgen wäre, daß diese Liturgie, als die erste nach jenem öffentlich ausgesprochenen Wunsch einer Verbesserung wirklich eingeführte, bei andern Bestrebungen dieser Art möchte zum Muster genommen werden. Da ich nun noch immer keine öffentliche Stimme darüber vernommen: so habe ich es zulezt für Pflicht angesehen, die meinige nicht länger zurükzuhalten; wäre es auch nur um den Gegenstand im Allgemeinen wieder zur Sprache zu bringen, oder um Andere zu andern Urtheilen auch über diesen Versuch aufzufordern. Mein Beruf dazu ist theils der eines Geistlichen, der nun beinahe ein Vierteljahrhundert wenigstens mit Liebe und Treue der Kirche gedient hat, und dem nichts über sein Amt geht, theils der eines akademischen Lehrers, welcher besonders auch über die praktische Theologie, wovon die Liturgik ein Theil ist, der studirenden Jugend Vorträge zu halten pflegt. Die Nennung meines Namens soll übrigens diejenigen, denen er etwa mehr ein ungünstiges Vorurtheil erwekt, auffordern, die Prüfung die ich anstellen will, selbst desto genauer zu prüfen. Zum Gegenstand aber muß diese Prüfung haben theils die einzelnen Theile der neuen Liturgie, theils die Anordnung derselben, theils den Einfluß den sie auf die übrigen Theile des Gottesdienstes, ihrer Art und Beschaffenheit nach haben muß; welches alles indeß so vielfältig in einander greift, daß eins vom andern nicht genau kann getrennt werden.

Das Ganze besteht aus zwei Altargebeten, an deren erstes sich das Gebet des Herrn, an das

zweite das apostolische Glaubensbekenntniß und der Segen anschließt. Beide Gebete sind von einander nur durch ein einfaches Hallelujah des Chors getrennt; vor dem ersten aber geht her und auf das zweite folgt ein vierzeiliger Chorgesang. Auf diese liturgische Masse soll dann ein Gesang der Gemeine und die Predigt folgen, und noch ein Gesang der Gemeine das Ganze des sonntäglichen Hauptgottesdienstes beschließen, welcher demnach in seinem ganzen Umfang durch diese Liturgie verzeichnet ist, die sich auch auf ihn allein bezieht, indem sie weder für den Gottesdienst an den hohen christlichen Festen noch für die Verwaltung der Sakramente oder andere gottesdienstliche Handlungen für jezt etwas bestimmt.

Was nun, um beim Einzelnen anzufangen, zuerst die beiden Gebete betrifft: so hat mir dieses daran besonders wohl gefallen, und ich muß es mit dem gebührenden Lobe anerkennen, daß sie nicht neu erfunden sind noch aus Privatsammlungen oder von ausländischen Liturgien entlehnt. Denn das Erfinden in solchen Dingen ist mit Ausnahme solcher Zeiten, wo große durchgreifende und allgemein anerkannte Veränderungen in der Lehre und im Kirchenwesen sich gestaltet haben, oder wenn Gemeinden unter neuen Völkerschaften oder unter besondern Umständen erst gegründet werden, immer eine sehr mißliche Sache, indem die Willkühr unfehlbar Anstoß giebt, und diesen selten durch eine gründliche und genügende Rechenschaft über ihr Verfahren wieder heben kann. Um zweier solcher Gebete willen aber zum ausländischen seine Zuflucht zu nehmen, oder zu allerlei schäzbaren Privatsammlungen wäre völlig überflüssig gewesen, da schwerlich irgendwo etwas bedeutend besseres möchte zu finden sein, als wir bereits lange besessen haben. Mit großem Recht also hat man sich hieran gehal-

ten, und nur im einzelnen verändert und abgekürzt, so daß nur zu untersuchen bleibt, wie zwekmäßig dieses geschehen ist. Das erste Gebet nämlich in dieser Liturgie ist das sonntägliche Morgengebet, das zweite das sonntägliche Kirchengebet nach der Predigt, wie beide in unserer alten Agende für alle protestantischen deutschen Kirchen in allen königlichen Landen vorgeschrieben sind. Das Morgengebet besonders, dessen man sich aber wohl nur noch in den evangelisch-reformirten Kirchen allgemein bedient hat, ist mir immer ganz musterhaft vorgekommen seiner ganzen Abfassung nach, so daß ich mich in den 23 Jahren meines Predigtamtes nie darnach gesehnt habe, mit andern Gebeten abwechseln zu können, mir auch, wie frei ich sonst mit dem Buchstaben zu schalten pflege, immer nur sehr geringe Abweichungen erlaubt. Dieses Gebet hat auch in der neuen Liturgie nur wenig Veränderungen erfahren und fast nur in Kleinigkeiten, doch loben kann ich sie nicht als wirkliche Verbesserungen. Gleich die erste der Anrede „Lasset uns vor dem Angesichte Gottes demüthigen“, anstatt „uns demüthigen“, ist, wenn wir sie nicht als Druckfehler ansehen wollen, ein Sprachfehler, den man nicht sollte begangen haben um das Zwiefache uns los zu werden. Denn zumal in solcher strengen Prosa klingt jedem richtigen Ohr das sprachwidrige immer weit übler als jeder andere Uebelklang, den ich in der alten Leseart nicht einmal finde. Auch ist mir hernach nicht ganz recht, „und damit wir dein Volk sein“ anstatt „dein angenehmes Volk.“ Der Numerus verliert unläugbar; und wenn an dem Beiwort etwas zu tadeln war, was ich ebenfalls nicht wußte, so mußte ein anderes an die Stelle gesezt werden. Eben so wenig zeugt es von einem feinen Ohr für das Ebenmaaß der Rede, daß in dem Saz „Dein heiliges Wort mit Freuden hören

mit Fleiß erwägen und in reinem Herzen behalten"
die Worte „mit Freuden" ausgelassen sind, und
hernach „in einem reinen Herzen" geschrieben ist.
Doch das sind nur Kleinigkeiten. Das einzige be-
deutendere ist, daß in den Worten „Insonderheit
danken wir dir, daß Du bei uns die schrekliche Fin-
sterniß des Pabstthums vertrieben" an die Stelle
des Pabstthums die allgemeinere Bezeichnung Aber-
glaube getreten ist. Hierüber nun ließe sich man-
cherlei sagen. Ich gestehe zwar gern, daß ich auch
an dieser Stelle das Wort Pabstthum vermeide;
aber ein anderes ist, was der einzelne Liturgus un-
ter gewissen Umständen mit seinem guten Recht ab-
ändert, und was in der Vorschrift selbst allgemein
abgeändert wird. Fällt das Pabstthnm weg, so
kann man auch in dem folgenden Ausdrukk „das
helle Licht des Evangelii" nicht mehr das protestan-
tische Christenthum, sondern nur das Christenthum
im allgemeinen, im Gegensaz gegen den außer-
christlichen, heidnischen und jüdischen Aberglauben
erkennen. Wenn nun der einzelne Geistliche das
Wort „Pabstthum" wegläßt; so kann er voraus-
sezen, daß seine Gemeine doch aus der gedrukten
Liturgie weiß, wovon die Rede ist, und es ist nur
ein Euphemismus, wenn er das Wort vermeidet.
Ganz anders aber, wenn wir es in der gedrukten
Liturgie selbst mit einem weitschichtigeren vertau-
schen. Denn dadurch gestehen wir dann, daß wir
es unschiklich oder unrathsam oder nicht der Mühe
werth finden, Gott öffentlich für unser protestan-
tisches Licht und unsere protestantische Freiheit zu
danken. Ob wir das überhaupt sollen? ob wir es
grade jezt sollen? diese beiden Fragen möchte ich
eher verneinen, und also wünschen, daß man es auch
hier beim Alten gelassen hätte. — Noch ist zu be-
merken, daß das Gebet des Herrn hinter diesem
Gebet „Unser Vater" lautet, und „erlöse uns vom

Bösen" und dies könnte man befremdlich finden, da die hiesige Garnisonkirche nicht einmal eine Simultankirche ist. Indeß ist zu hoffen, daß hierin niemand mehr den Unterschied beider protestantischer Confessionen suchen wird, und so ist auch diese Uebersezung gewiß nur als die leichtere und verständlichere Leseart vorgezogen worden. — Daß übrigens das Gebet des Herrn auf dieses Morgengebet folgt, ist auch der alten Agende gemäß. Viele Prediger lassen es jezt an dieser Stelle weg, wogegen auch nichts zu erinnern ist, da es bei der gewöhnlichen Weise im Hauptgottesdienst noch meist zweimal vorkommt, laut oder still nach dem Kanzelgesang, und dann nach den Fürbitten. Soll nun beides bei dem durch diese Liturgie bestimmten Gottesdienst wegfallen: so muß das Gebet des Herrn diese Stelle nach dem Morgengebet desto fester halten.

Das zweite Gebet ist das bisherige sonntägliche Kirchengebet nach der Predigt, aber nicht so wörtlich aus der alten Ausgabe wiedergegeben als das erste, sondern mehr epitomirt. Dieß ist gewiß schon immer an vielen Orten um so mehr geschehen, als viele Prediger, zu denen ich auch gehöre, es zwekmäßig finden, so oft die Predigt ein auf ihren Inhalt sich beziehendes Schlußgebet herbeiführt, mit diesem auch gleich die allgemeine Fürbitte, die das Wesen des Kirchengebets ausmacht, zu verbinden. Dann wird eine Abkürzung wünschenswerth; und ich habe immer geglaubt, daß wenn ich hierbei nur dem Gedankengange des vorgeschriebenen Gebetes gefolgt bin, und keinen Hauptpunkt übergangen habe, dann der Liturgie ihr volles Recht widerfahren ist. Daher will ich denn auch die neue Liturgie keineswegés deshalb überhaupt tadeln, daß sie das Gebet abgekürzt; allein mit Bedauern muß ich sagen, daß mir scheint,

durch die Art, wie dieses geschehen, habe das Gebet an Geist und Kraft wesentlich verloren. Der Dank für die eben genossene Erbauung mit welchem es in der alten Agende anhebt, mußte freilich wegfallen bei der veränderten Stellung. Aber man hat zugleich auch die ganze dort in Verbindung mit diesem Punkt stehende Fürbitte für die christliche Kirche, nämlich die Bitte um Erhaltung des Wortes und der Sakramente, um treue Lehrer, um Abwendung der Verführung, um Schuz der Kirche von den Regenten, kurz alles weggelassen, wodurch das Gebet von vorne herein Kirchengebet wird, und wodurch die folgenden einzelnen Fürbitten erst ihr ächt christliches Gepräge erhalten. Wie denn auch in der Folge, wo es sonst bei der Fürbitte für die Staatsdiener hieß „daß ihre Dienste gereichen mögen zu Deiner Ehre zum Schuz der Kirche und des Vaterlandes" die Kirche wieder ausgelassen ist. Warum sollte ich läugnen, daß mir dieses einen schmerzlichen Eindrukk gemacht hat, und daß mir scheint auffallend im Widerspruch zu stehen mit allen öffentlichen und besondern Bestrebungen die dahin abzwekken, den Christen die kirchliche Gemeinschaft wieder als etwas großes und bedeutendes fühlbar zu machen, wenn nun neu eingeführte öffentliche Gebete eine ganz entgegengesezte Abzwekkung verrathen. So fehlt auch hernach die Bitte um Segen für die christliche Kinderzucht, eine Bitte, die einem allgemeinen Kirchengebet unumgänglich nothwendig ist. Denn wodurch können wir das ersezen, wenn den christlichen Eltern sonntäglich im öffentlichen Gebet eingeschärft wird, daß die Erziehung ihrer Kinder nicht eine Privatsache ist, sondern die Angelegenheit der christlichen Kirche, der sie also für die Erfüllung dieses Berufs verantwortlich sind? — Ja sogar die Fürbitte für des Königs höchste Per-

son scheint mir in dem neuen Gebet weniger christlich zu lauten und also auch weniger herzlich. Jezt nämlich heißt es nach den allgemeinen Worten „Laß Deine Barmherzigkeit groß werden über die Person unsers allergnädigsten Königes und Herrn" nur so „Verleihe demselben eine gesegnete Regierung." Allein es kann die Regierung eines Fürsten gesegnet sein durch eine besondere Begünstigung der Umstände, ohne daß der Fürst selbst als ein frommer und tüchtiger Regent das seinige thut. Also beten wir mit diesen Worten nur um den in unser Wohl und Wehe unmittelbar eingreifenden Erfolg, nicht aber für den König selbst, sondern wir scheinen nur für ihn zu beten. Ganz anders hingegen lautete die alte Fürbitte, „Wollest unserem Könige zu seiner Regierung verleihen ein weises Herz, königliche Gedanken, heilsame Rathschläge, gerechte Werke, tapferen Muth, starken Arm." Das ist mir eine wahrhaft christliche Fürbitte, die auf das Innere geht, für das Seelenheil und die Gewissensruhe des Königes selbst; und ich glaube kein frommer Unterthan wird sich einen Augenblik besinnen, welcher von beiden der Vorzug gebühre. Auch über die schon angeführten allgemeinen Worte dieser Fürbitte habe ich etwas auf dem Herzen. Wenn mich nämlich mein Gedächtniß nicht ganz trügt: so lauteten diese in der alten Militair-Agende, die ich, da mein Vater sein ganzes Leben hindurch Feldprediger gewesen ist, als Kind häufig in Händen gehabt habe, jezt aber gar nicht habhaft werden konnte, etwas anders ungefähr so: „Laß Deine Barmherzigkeit groß werden über Deinen Knecht unsern theuersten König und Herrn." Diese Formel hat mir aus alter Erinnerung immer viel besser gefallen; nichts klingt, wo wir alle vor Gott stehen, angemessener, nichts fördert die Gemüthsstimmung von der Alle ergriffen sein sollen

mehr, als wenn in der christlichen Fürbitte der verehrte Herrscher durch den Titel eines Knechtes Gottes ausgezeichnet wird; und ganz besonders, scheint mir, sollte man in Kirchen, wo der König selbst sich öfters zu erbauen pflegt, diese Bezeichnung den gewöhnlichen Formeln des Kanzleistils, die ihm in jedem Gesuch vor Augen kommen, billig vorgezogen haben. Indeß ist dies eine Sache des besondern Gefühls, über welche ich mit den Verfassern dieser Liturgie nicht zu rechten begehre. Eben so scheint mir wäre hernach bei der Fürbitte für das Kriegsheer und alle Staatsdiener etwas wesentliches zu ändern gewesen. Mir nämlich scheint es dem christlichen Gefühl unzulänglich, daß sie vornemlich auf ihren Eid verwiesen werden, „Lehre sie alle stets den Eid bedenken, den sie so theuer geleistet" und dies klingt selbst hier noch mehr streng äußerlich als in der alten Formel. Soll alle Treue sich nur auf den Eid gründen, worauf gründet sich der Eid selbst? Ist dieser bedenklich wenn er etwa nur erzwungen war, bekommt er seinen Sinn und Werth erst dadurch, wenn sie ihn geleistet haben aus wahrer Liebe und Treue gegen das Vaterland und dessen Haupt: so sollten sie auch in der Fürbitte mehr auf diese Gesinnungen verwiesen werden als auf den Eid allein. Jene Formel war wol sehr natürlich und gut gewählt zu einer Zeit, wo die Hälfte unsers Heeres aus Ausländern bestand; jezt will sie nicht mehr passen, und thut den Forderungen des Gefühls kein Genüge. — Weiterhin, wo das Gebet wieder mehr ins allgemeine geht, habe ich nach der Bitte „Hilf einem jeden in seiner Noth" auch sehr schmerzlich die andere vermißt, und laß uns alles in der Welt zum Besten dienen," die jener erst zur rechten Erklärung gereicht, und sie zu einer ächten christlichen Kirchenbitte macht, welche keinen Nachschmakk ha-

ben darf von Fleischeslust und Kreuzesscheu. Und ist nicht dies ohnehin eine Bitte, die jedem frommen Weltbeobachter schon immer, zumal aber in merkwürdigen Zeiten wie die gegenwärtigen, von selbst auf den Lippen schwebt? Sollte hier etwas weggeschnitten werden: so hätte ich leichter die folgende entbehrt „Bewahre uns vor einem bösen und schnellen Tode." Denn diese kann nicht jeder gleich andächtig mitbeten, weil einen schnellen Tod viele Menschen sich wünschen, und besonders die Krieger, wenn sie an ihren Berufstod denken, fast alle den schnellen dem langsamen und qualvollen vorziehen. Der böse Tod aber, das heißt doch der unbußfertige und unbegnadigte, ist immer gleich übel, mag er nun schnell sein oder langsam. — Endlich vermisse ich noch etwas in diesem Gebet, worüber ich nicht gänzlich schweigen kann. In unserer alten Agende stand vor der Bitte für den König und das königliche Haus noch die für den Kaiser und das Reich. Dies ist freilich späterhin auf Befehl abgeändert worden, und hat diese Fürbitte nicht mehr statt gefunden. Aber wenn jezt eine neue Redaktion dieses allgemeinen Kirchengebetes gemacht wird, wäre es nicht bei dem großen Antheil, den wir an den allgemeinen deutschen Angelegenheiten nehmen, und den auch unsere Regierung vor der ganzen Welt zu Tage legt, höchst zwekmäßig gewesen irgend einen Plaz in demselben auch dem erneuerten deutschen Vaterlande unter den Gegenständen unserer Fürbitte anzuweisen, wenigstens zu der Zeit wo dieses auch äußerlich in der Bundesversammlung thätig vorhanden ist? Da die Bundesversammlung selbst ihrer gemischten Zusammensezung wegen nicht füglich einen gemeinschaftlichen Gottesdienst haben kann, von wo aus sollen denn für das große hochwichtige Werk derselben öffentliche Fürbitten zu Gott steigen, wenn dies

nicht in den einzelnen deutschen Bundesstaaten geschieht? und sollte denn auch nicht hierin Preußen mit gutem Beispiele vorangehn? Eine schiklichere Gelegenheit hätte es aber wol schwerlich gegeben dieses in Anregung zu bringen als die Abfassung dieser neuen Liturgie. — So viel sey gesagt über das einzelne in diesem zweiten Gebet. Was aber die Ordnung in demselben betrifft, so ist aus den darin vorgenommenen Abkürzungen noch etwas entstanden, was mir wenigstens sehr unangenehm aufgefallen ist. Es ist dieses, daß nun die Fürbitte für die Person des Königs und für das königliche Haus ohne weiteres den Anfang des Gebetes ausmacht, indem unmittelbar nach der Anrede an Gott, „Allmächtiger ewiger Gott, barmherziger Vater in Jesu Christo" nach welcher jedermann etwas auf das Christenthum besonders sich beziehendes erwartet, die schon oben angeführten Worte folgen „Laß Deine Barmherzigkeit groß werden u. s. w." Ich hoffe daß ich ohne den Ruf eines guten und getreuen Unterthanen auch nur im mindesten zu verwirken das Gefühl äußern darf, daß diese Hervorhebung für diesen Ort und Stelle unverhältnißmäßig stark ist; denn gewiß werden Viele schon an sich, am meisten aber bei der Vergleichung mit dem alten Kirchengebete dieses Gefühl mit mir theilen. In jenem war die Fürbitte für den Landesherrn und was damit zusammenhängt, auf keiner Seite isolirt. Denn an das Kirchengebet nach der Predigt, wie es noch in den meisten Kirchen gehalten wird, lehnen sich hernach herabsteigend alle Fürbitten für einzelne Gemeindeglieder, die sich gerade in besonderen Umständen befinden, unmittelbar an; für welche Fürbitten für Kranke, für Wöchnerinnen, für in Trauer Versezte diese Liturgie gar keinen Raum zu lassen scheint und auch von dieser Seite, um dies gleich hier anzuführen, das kirch-

liche Gemeinband schwächt. Eben so ist auch von vorne herein in dem alten Kirchengebet die Fürbitte für den König nicht ohne Einleitung; sie geht vielmehr wie ganz von selbst hervor aus der Fürbitte für die Kirche, deren Versorger und Beschüzer er in seinem Lande sein soll, und alles wird zugleich auf die Kirche und ihre Angelegenheiten bezogen. Hier aber, wo dieses alles verlöscht ist, fällt das Isoliren der bürgerlichen Verhältnisse, welche bis an den Schluß den einzigen Gegenstand des Gebets ausmachen, so stark auf, daß gewiß Viele, welche diese Liturgie für sich betrachten, wenn man sie fragt, warum denn wol die beiden Gebete, welche dicht auf einander folgen, nicht in eins zusammengeschmolzen sind, keinen näheren Grund finden werden als eben den, es sey geschehen, damit das Gebet für den König, sein Haus und seine Diener einen eigenen für sich abgeschlossenen Theil des Gottesdienstes ausmache. Und, so werden sie hinzufügen, ganz deutlich ist das erste Gebet das Gebet des Christen, das zweite aber das Gebet der Unterthanen, denn dieses leztere, wenn man die Anrede ausnimmt, in welcher Gott als Vater in Christo bezeichnet wird, und den ähnlichen Schluß, könnte eben so fast unverändert auch für die jüdischen Synagogen vorgeschrieben werden. Solches für sich Hinstellen der bürgerlichen Verhältnisse macht aber einen noch um so unangenehmern Eindrukk, als das Gebet jezt vor dem Altar von der, daß ich so sage, christlichsten Stelle der Kirche gehalten wird, und als unmittelbar auf dasselbe das christliche Glaubensbekenntniß folgt.

Diese Uebelstände haben ihren Grund wol lediglich in dem meiner Ueberzeugung nach ganz unglüklichen Gedanken, die beiden Gebete, die gar nicht zusammengehören, unmittelbar aneinander zu reihen. Denn daß sie darauf gar nicht berechnet

[illegible] ist offenbar genug. Das Morgengebet bittet um Segen für die Theilnahme an der Erbauung aus dem göttlichen Wort, und nach dieser Bitte verlangt es nun auch göttliches Wort in Schrift, Gesang und Rede hinter sich und nicht wieder ein neues Gebet; denn das Gebet des Herrn wird nach alter kirchlicher Sitte nur als der Schluß jedes öffentlichen Gebetes angesehn. Das Kirchengebet fing nicht nur an mit dem Dank für den eben genossenen Segen der Erbauung, sondern auch sein ganzer übriger Inhalt fordert den Plaz nach der Predigt am Ende des Gottesdienstes. Denn ist es nicht ganz natürlich und war sehr weislich überlegt, daß man die Fürbitten aller Art, die immer an bestimmte weltliche und persönliche Verhältnisse oder Ereignisse erinnern, an das Ende verspartе, wenn doch jeder zu seinen bürgerlichen Geschäften und geselligen Umgebungen zurükkehrt? An der jezt gewählten Stelle müssen die mancherlei politischen Gedanken, welche das Kirchengebet erregt, wie fromm und andächtig sie auch an sich bei wahren Christen immer sein werden, dennoch die Vorbereitung, welche das erste Gebet den Gemüthern gegeben hat, wieder vernichten, und indem sie die unwillkührliche Gedankenentwiklung auf eine andere Seite lenken, es dem Zuhörer sehr erschweren, daß er sich Gesang und Rede recht aneigne. Weil man nun aber dieses Gebet ganz gegen seine Natur, weshalb kann ich nicht entdekken, vor die Predigt stellte: so war man genöthigt es möglichst abzukürzen, damit des Betens unmittelbar hintereinander — denn das unterbrechende Hallelujah des Chors ist doch für nichts zu rechnen — nicht zuviel werde, woraus alles eben bemerkte entstanden; und so der ursprüngliche rein kirchliche Charakter des Gebets verloren gegangen ist.

Auf dieses Gebet nun folgt das apostolische

Glaubensbekenntniß. Dieses aus der Vergessenheit, in welche die neuerungssüchtige Zeit es an vielen Orten gebracht hat, wieder hervorzuziehen ist wol sehr löblich. Allein muß man nicht auch hiebei langsam zu Werke gehn, und sollten wir uns nicht vor der Hand begnügen, wenn es nur bei den sakramentlichen Handlungen, der Taufe und dem Abendmahl nicht fehlt? Es zu einem regelmäßigen Bestandtheil jedes allgemeinen sonntäglichen Gottesdienstes zu machen, damit, dächte ich, warteten wir besser, bis wir es wagen können die Dauer des Gottesdienstes wieder über die jezigen etwas engen Grenzen auszudehnen. Auch bin ich nicht ohne Bedenken über die Art, wie das Glaubensbekenntniß hier eingeleitet wird. Denn die Worte „in dem allein wahren und ungezweifelten christlichen Glauben, den wir bekennen und auf den wir die Hofnung unserer Seligkeit gründen" wird jedermann, wie sie gestellt sind, nicht auf den christlichen Glauben an sich, sondern auf die Bekenntnißformel selbst beziehen, und von der möchte ich, da ja auch in ihr nicht alles gleich wesentlich ist, doch nicht öffentlich und in Aller Namen sagen, daß wir die Hofnung unserer Seligkeit auf sie und auf die Uebereinstimmung mit ihr gründen. Doch dies kann mit wenigen Strichen abgeändert werden.

Von den einzelnen Theilen der Liturgie sind nun noch die Chorgesänge übrig, der eine vor dem ersten Gebet, der andere nach dem auf das Glaubensbekenntniß folgenden Segen. — Mit diesen Gesängen soll, wie eine Anmerkung unter dem Texte sagt, von Zeit zu Zeit gewechselt werden, und das ist sehr erfreulich. Aber doch wäre es noch besser, wenn sogleich eine Sammlung solcher Chorgesänge, mit denen der Prediger nach Gutfinden könnte wechseln lassen, der Liturgie beigedrukt gewesen wäre, als wenn man nur von Zeit zu Zeit andere unterschiebt,

schieht, die hernach, denn so klingt es fast, bis zum neuen Wechsel auch sonntäglich müßten wiederholt werden. Erhalten die Prediger durch eine solche Abänderung eine freie Wahl aus einer großen Menge ähnlicher Gesänge: so werden sie sich schwerlich der hier mitgetheilten als der vorzüglichern am meisten bedienen. Wenn ein solcher kurzer und allgemeiner Gesang unmittelbare biblische Worte oder alt kirchliche oder Paraphrasen von solchen zum Text hat: so tadelt wol niemand etwas daran, und jeder wird sich erbauen ohne durch Kritik sich zu stören. Ist hingegen der Text neu erfunden: so müht man sich ab um zu ergründen, warum grade dieser Gedanke gewählt, und er grade so ausgedrükt ist und nicht anders, und das stört und erkältet. Der erste Chor hebt an „Was athmet und lebet lobsinge dem Herrn mit Festgesang". Auf diese Aufforderung, die ganz passend wäre, wenn die Gemeine nun singend einfiele, folgt aber nun noch lange kein Gesang. Und warum soll es an jedem Sonntag ein Festgesang sein? Der nächste Gesang nach diesem Chor ist der andere Chor nach dem Segen; hat also der Chor sich selbst aufgefordert? Auf diesen folgt der Gesang unmittelbar vor der Predigt, und der muß sich doch einigermaßen auf den besonderen Inhalt von dieser beziehen, und kann also nicht immer Festgesang sein. Dann ist auch der Ausdrukk „was athmet und lebet", der eigentlich genommen die thierische Schöpfung mit einschließt, in seinem uneigentlichen Sinn für ein so kurzes Stükk viel zu poetisch. Der lezte Chor hebt an „Freut euch ihr Gerechten, erfreut euch hoch des Herrn." Auf diesen Chor folgt nun der Gesang der Gemeine, und wenn dieser nach Maaßgabe der Predigt ein elegisches Lied oder ein strenges Bußlied sein muß: so will sich doch beides nicht recht an einander fügen. Diese Ausstellungen können kleinlich scheinen; aber

dem Kenner glaube ich doch nicht. Er wird eingestehen, daß auch diese Texte nicht in dem strengen Stil gearbeitet sind, den eine Liturgie durchaus halten muß, wenn sie nicht in demselben Maaß als sie hievon abweicht auch an Erbaulichkeit verlieren will. Wie ich höre, sind diese Chorgesänge von einem wohlbekannten aber doch nicht grade im Kirchenstil besonders ausgezeichneten Tonkünstler gesezt. Berlin besizt einen ansehnlichen Schaz von Kirchenmusik sowol von größern Oratorien und Kantaten als auch von einzelnen Chören und Motetten allgemein bekannter sowol als ungedruckter und seltener in dem Archiv der Singakademie und in mancher Privatsammlung. Wie leicht wäre es gewesen zwanzig bis dreißig solcher Gesänge mit schon kirchlich sanctionirtem Text und von schon anerkanntem und bewährtem musikalischen Verdienst von verhältnißmäßig leichter Ausführung für diese neue Liturgie zusammenzubringen!

Was nun zweitens die Anordnung der einzelnen Theile betrifft: so ist der eine Hauptpunkt den ich tadeln möchte, nemlich zwei Gebete nur durch ein Hallelujah getrennt unmittelbar auf einander folgen zu lassen, schon oben berührt. Ein zweiter Hauptpunkt ist der, daß auf das Glaubensbekenntniß der Segen folgt, und also vor Gesang und Predigt hergeht. Ich gestehe, daß ich einen solchen Gebrauch der Segensformel in der protestantischen Kirche nirgends kenne. Denn wenn hie und da das Abendmahl auch ohne eigentliche Frühpredigt nur vor der Hauptpredigt ausgetheilt wird, und dann die Communicanten mit dem Segen entlassen werden: so ist das ganz etwas anderes. Das Abendmahl wird so früh ausgetheilt, weil man voraussezt, daß manche Tischgenossen nicht Zeit haben möchten dem ganzen nun erst folgenden Gottesdienst beizuwohnen, und dieser Gebrauch stimmt also sehr

wohl mit der ganz allgemein unter uns herrschenden Ansicht, daß der Segen eine Beendigungsformel ist, und die Gemeine mit demselben entlassen wird. Es hat mir nicht gelingen wollen die Bewegungsgründe zu einer Neuerung zu entdekken, welche gegen eine so allgemein herrschende Vorstellung so gradezu anstößt. Soviel aber sehe ich, die Absicht mag gewesen sein, welche sie wolle, der Erfolg wird unstreitig der sein, daß nun die Liturgie, da sie mit dem Segen schließt, als ein eigner für sich vollendeter und selbstständiger Gottesdienst angesehen wird, und daß im Vergleich mit ihr Gemeingesang und Predigt, die erst auf den Segen folgen, als eine Nebensache erscheinen werden. Eine solche Umkehrung der ganzen protestantischen Ansicht des Gottesdienstes, wenn auch nur bei ein Paar doch immer sehr bedeutenden Gemeinen, einzuleiten halte ich für etwas sehr bedenkliches. Die Prediger an diesen Kirchen werden freilich wol nicht unterlassen, hierüber ihre Gemeinen aufzuklären, daß es so mit dem Segen vor der Predigt nicht gemeint sei und nicht gemeint sein könne. Aber indem man sie in diese Nothwendigkeit sezt, mögen sie diese Aufklärung nun in öffentlichen Vorträgen geben oder unter der Hand, wird es nicht immer das Ansehn haben, daß sie sich gegen die Liturgie erklären, indem sie sie einführen?

Ein dritter Punkt ist der, daß der erste Chorgesang und das erste Altargebet ganz an den Anfang gestellt selten den Anwesenden recht zu gute kommen werden. Es ist in städtischen Kirchen bei einer aus allen Volksklassen gemischten Zuhörerschaft nicht zu vermeiden, daß während des ersten Abschnittes des Gottesdienstes später kommende noch immer eintreten; und es bleibt daher eine sehr verständige Einrichtung daß in allen unsern Kirchen ein Orgelvorspiel, nicht blaß einige Akkorde wie

hier ausdrüklich vorgeschrieben ist, und ein Gesang der Gemeine von mehreren Strophen diese Stelle einnimmt. Denn der Gemeingesang mit voller Orgelbegleitung wird am wenigsten durch die Nachkommenden gestört, der Chor bei dem die Orgel sich mäßig halten muß um ihn nicht zu überschreien, würde hiebei weit mehr leiden, und gewiß wird auch der Geistliche noch während des ersten Altargebetes Störungen zu empfinden haben. Diese Anordnung sollte also ja nicht allgemein nachgeahmt, und ihr zu Liebe die wohlbegründete herkömmliche Weise verlassen werden. Grade in den beiden Kirchen, für welche die Liturgie zunächst bestimmt ist, läßt sich freilich mehr als in andern für manches sorgen. Ein Theil der Gemeine wenigstens wird schon dienstmäßig zur gehörigen Zeit da sein, auf einen andern wird das gute Beispiel des Hofes mächtig wirken; aber doch werden sonntäglich noch genug übrig bleiben, denen es selbst beim besten Willen nicht möglich sein wird, so pünktlich zu erscheinen, daß nicht Chor und Prediger noch mehr als gut ist beunruhigt würden. Daher doch auch für diese Kirchen zu wünschen wäre, man hätte es bei dem bisherigen einleitenden Gesang der Gemeine gelassen.

Ueberhaupt aber muß ich gestehen, daß ich mir von den Chorgesängen, wie sie hier gestellt sind, ohne daß sie durch Wechsel mit dem Liturgen belebt sind, oder mit dem Gesang der Gemeine zusammenhängen und aus ihm als ein höheres hervorblühen, einen schönen und kräftigen Eindruk auf die Länge nicht versprechen kann. Das wahre Wesen des kirchlichen Chors kann sich nur unter diesen Bedingungen aussprechen. Er ist auf der einen Seite der musikalische Ausschuß der Gemeinde, der gleichsam im Gesange selbst stärker von der religiösen Gewalt der Tonkunst ergriffen über das Gebiet des Chorals hin-

aus geht und ein höheres darstellt; auf der andern bildet er eine repräsentative Masse, an die sich der Liturgus wendet, welche die untern Stufen des Kirchendienstes, und die Verbindung der Schule mit der Kirche versinnlicht. So ist er seiner Natur nach im Wechsel entweder mit dem Liturgus oder mit der Gemeine. Zeigt er sich als keines von beiden: so erscheint sein Auftreten ganz willkührlich und zum großen Theile bedeutungslos. Daher hatte ich für jede neue Liturgie diesen doppelten Wechsel des Chors mit der Gemeine und des Chors mit dem Liturgen mit der größten Gewißheit erwartet. Hier folgt nun zwar auf den Chor das eine mal der Liturgus das andere mal die Gemeine; aber weder diese noch jener treten mit ihm in ein lebendiges Verhältniß.

Noch hat mir leid gethan in der Liturgie keine biblische Vorlesung zu finden. Doch da ist noch Hofnung, indem eine Anmerkung sagt, es solle noch näher bestimmt werden, ob und was für biblische Lesungen mit der Liturgie sollten verwebt werden. In dieser Hinsicht erlaube ich mir auch hierüber meine Meinung zu sagen. Ganz Europa ist jezt voll von den Bestrebungen der Bibelgesellschaften, und gewiß giebt es kein würdigeres Ziel — wenn es nur erreicht wird — für fromme Privatverbindungen, als dahin zu wirken, daß der reiche Segen eines andächtigen und verständigen Bibelgenusses sich wieder, mehr als lange Zeit der Fall gewesen, über das häusliche Leben der christlichen Völker verbreite. Die Sache der Kirche aber ist zunächst dafür zu sorgen, daß die in dem Unterricht der Katechumenen angeknüpfte Bekanntschaft mit der Bibel auch durch den öffentlichen Gottesdienst lebendig unterhalten werde. Das Predigen über die herkömmlichen Evangelien und Episteln scheint hierin einen Vorzug zu haben vor dem Predigen über freie Texte.

Denn lezteres führt gewöhnlich nur wenige Worte dem Zuhörer zu Gemüth, die oft nicht einmal in ihrem ganzen Zusammenhang können mitgetheilt werden; wogegen ersteres doch größere Abschnitte in Erinnerung hält. Allein es scheint nur so. Denn das jährliche Wiederholen dieser Abschnitte ladet nur zu viele Geistliche ein den Text noch mehr bei Seite zu legen, als diejenigen thun, die ihn frei gewählt haben; und so werden auch diese Abschnitte selten aufgeschlossen. Allerdings wäre das beste Mittel, wenn unser Predigen sich zum Theil wenigstens nach Art der alten ganze Bücher erklärenden Homilien wieder in einem genaueren Sinn und größeren Umfang auf die Bibel bezöge. Allein theils möchte dies schwer zu bewirken sein, wie wir es denn wirklich darin schwerer haben als die Kirchenväter, theils möchte ich auch daran nicht genug haben, sondern ich wünsche die Bibel in den Gottesdienst eingeführt auch ohne unmittelbar von menschlicher Auslegung umgeben nur eine Grundlage menschlicher Belehrung zu sein. Und das kann durch Vorlesungen vor dem Altar erreicht werden. Ich wünsche aber hiezu weder allein die bisherigen oder auch neue Perikopen noch auch allein mit der Predigt in Verbindung stehende und also jedesmal vom Liturgus auszuwählende Stellen. Denn diese Auswahl möchte ihm oft sehr schwer werden, und dennoch nicht selten so ausfallen, daß entweder er sich sehr im Fluß seines Vortrages gehemmt fühlte, wenn er außer seinem Text auch noch auf die am Altar verlesene Stelle eine bestimmte Rücksicht nehmen sollte, oder daß den Zuhörern oft mehr Räthsel vorgelegt als Erklärungen gegeben würden. Beides also müßte auf eine geschikte Weise verbunden werden. Für die bestimmten kirchlichen Zeiten, die hohen Feste, die Advents- die Passionszeit, die vierzig Tage könnten Neutestamentische Abschnitte,

aber doch mehrere für jeden Sonntag zur Wahl festgesezt sein, und leicht muß es jedem Geistlichen werden die Predigt damit in Verbindung zu bringen. Für die übrige Zeit müßten ebenfalls neutestamentische Geschichts- und Lehrabschnitte in mehrfacher Zahl zur Auswahl festgesezt sein, dabei aber dem Prediger frei stehn auch andere Abschnitte zu wählen. Eine solche Mannigfaltigkeit von Reihen biblischer Abschnitte würde noch manchem Prediger eine Veranlassung und ein Reiz werden auf eine ganz ungezwungene Art einen gewissen freien Zusammenhang in seine Vorträge zu bringen. Würde er aber von innen oder durch Umstände getrieben über etwas zu reden, was mit den vorgeschriebenen Abschnitten in keine Verbindung zu bringen wäre: so wäre er sowol frei auch einen andern an die Stelle zu sezen, als auch entschuldigt, wenn er das vorgeschriebene läse ohne bestimmte Verbindung. Das ausschließende Predigen über die bisherigen Perikopen würde dabei, wenn man die Verpflichtung dazu nur nicht bestimmt erneuerte, bald eingehen, der Gottesdienst mehr Ganzheit gewinnen, und eine sehr fruchtbare Bibelbekanntschaft unter den Gemeinen befördert werden, zumal wenn die Abschnitte für jeden gottesdienstlichen Tag der Liturgie beigezeichnet werden.

Soll ich mich nun drittens auch noch darüber äußern, welchen Einfluß ich von dieser Liturgie auf die übrigen Theile des Gottesdienstes erwarte: so kann ich zwei Besorgnisse nicht bergen, die auch im obigen schon angedeutet sind, daß sie nemlich durch ihre ganze Anordnung und Art dem Kirchengesang Abbruch thun wird und der Predigt. Dem Kirchengesang offenbar schon dadurch, daß der einleitende Gesang der Gemeinde wegfällt, und auch der Gesang unter der Predigt abgeschafft ist. Das leztere geht mittelbar daraus hervor, daß nichts

davon gesagt ist, sondern nach der Liturgie nur an= geführt Gesang der Gemeine, Predigt, Gesang der Gemeine. Unmittelbar aber auch dadurch, daß einer Anmerkung zufolge die Predigt keinen Eingang in der gewöhnlichen Form haben soll, sondern auf ein kurzes Gebet das Vorlesen des Textes folgt. Also Morgengesang und Kanzelvers fallen weg, und es bleibt nur das Hauptlied übrig und die wenigen Schlußverse. Wie schiklich der Morgengesang ist, und wie schwer zu entbehren, davon ist schon oben geredet. Man nehme aber noch dazu, daß durch ihn die Gemeinde gleich anfangs in eine eigene Thätigkeit gesezt wird, welche, indem sie jeden fühlen läßt, daß er nicht nur erbaut wird, sondern auch die Erbauung hervorbringen hilft, nicht nur selbst ein schöner Segen des Gottesdienstes ist, sondern auch die Andacht für alles folgende ermuntert und stärkt. Ueber den Kanzelgesang sind zwar die Meinungen getheilt, und es ist wahr, daß die Unterbrechung, die er verursacht, manchmal das Auffassen der ganzen Predigt mehr hindern als fördern kann. Aber deshalb wäre nur zu wünschen, daß der Prediger jedesmal freie Hand hätte diesen Gesang entweder anzuordnen oder wegzulassen. Denn er ist auch oft sehr erweklich und förderlich, indem er ein Verlangen nach Andacht ausdrükt und das Gefühl, daß sie als ein himmlischer Segen von oben kommen muß, wie denn die meisten zu solchem Gebrauch bestimmten alten Kirchenverse grade dieses sagen. Vorzüglich aber an den hohen Festen möchte ich mir ihn ungern nehmen lassen; denn jeder auch der kleinste besondere Theil des Gottesdienstes giebt dann Gelegenheit den Gegenstand des Festes noch von einer Seite mehr vors Gemüth zu bringen, und jeder Prediger wird an diesen Tagen wol von dem Reichthum der Sache so überschüttet sein, daß er eine solche Hülfe begierig

ergreift. Indem aber der Kirchengesang durch die neue Liturgie von diesen beiden Stellen verdrängt ist, geht nicht nur die besondere Wirkung verloren, welche er an diesen Stellen ausübt, um den Zwekk des ganzen Gottesdienstes zu erreichen; sondern es entsteht noch der allgemeine Schaden daraus, daß die Masse des Gesanges überhaupt verringert wird. Denn man kann ihn deshalb nicht an andern Stellen verlängern, und es würde nicht dasselbe sein, wenn man nun etwa statt des eingebüßten Morgengesanges ein doppelt so langes Hauptlied als sonst gewöhnlich, und um den Kanzelgesang einzubringen, statt weniger Verse ein ganzes Lied nach der Predigt wollte singen lassen. Hierüber ist nicht nöthig ausführlich zu reden, und ich bin gewiß, daß auch dies in den beiden Kirchen, die sich dieser Liturgie erfreuen, nicht geschieht. Also der Kirchengesang wird offenbar bedeutend beschränkt; und ich gestehe, daß ich eine liturgische Maßregel dieser Art jezt am wenigsten erwartet hätte. Wie lebendig ist nicht überall unter uns das Gefühl von der großen Wichtigkeit des Gesanges für die Erbauung verbreitet! wie vieles ist nicht seit mehreren Jahren hierüber nicht nur öffentlich gesagt worden, sondern auch von allen Seiten gethan, um die Jugend wieder mehr für den Gesang zu bilden, um bis dieses geschehen durch Gesellschaften von Liebhabern die Gemeinden im Gesang zu leiten, um außer Gebrauch gekommene schöne Melodien und kräftige Lieder wieder gangbar zu machen, alles von der Ueberzeugung aus, daß der Choralgesang nicht nur an sich eines der herrlichsten Elemente der Erbauung ist, sondern auch daß die Richtigkeit und die Fülle desselben wohlangewendet zugleich ein grösseres Leben über das Ganze verbreitet. Jede in diesem Sinn angelegte Bemühung ist von allen geistlichen Behörden auf das eifrigste unterstüzt

worden; jedes Gelingen derselben hat man sich öf-
fentlich und allgemein erfreut, und wer könnte ein
solcher Fremdling sein das nicht zu wissen; und sich
also nicht mit mir zu wundern, daß nach allem die-
sem die erste neu eingeführte Liturgie beinahe die
Hälfte des Kirchengesanges abschafft! Nun ist
freilich die neue Liturgie keine allgemeine; aber ich
kann nur diese Anordnung auch nicht loben, wenn
sie auf den eigenthümlichen Charakter der Garni-
songemeinden berechnet sein soll. Zu viele Krieger
haben mir mit der innigsten Rührung erzählt, wie
erfrischend es gewesen sei und von welcher herrli-
chen Wirkung, wenn der Soldat auf dem Marsch
auf der Feldwacht im Freilager gemeinschaftlich
ein kräftiges christliches Lied angestimmt habe.
Aber diese herrliche Frucht für den Krieg will er-
zogen sein im Frieden, und sie wird nicht gedeihen,
wenn der Soldat in der Kirche, wo diese Gesänge
ihm zuerst eindrüklich werden müssen, wo sie in
Verbindung mit allem andern sein Gemüth kräfti-
ger ergreifen, nur halb soviel Gelegenheit behält
sie zu hören und sich geläufig zu machen. Viel-
mehr ist zu besorgen, daß was er mitgebracht von
geistlichen Schäzen dieser Art aus seiner Landkirche
ihm nach einigen Jahren verloren geht in der Gar-
nison, und daß die ganze Sache ihm gleichgültiger
wird, wenn sich allmählig der Eindruk festsezt, daß
die Kirche selbst weniger Werth darauf legt. Frei-
lich hat man auch in der neuen Zeit wieder mehr an
die höhere Kirchenmusik erinnert, und auch ihr für
den öffentlichen Gottesdienst einen größeren Werth
beigelegt; und so will sich vielleicht die neue Litur-
gie damit trösten, daß was sie auf der einen Seite
einbüßt am Choralgesang, sie auf der andern wie-
dergewinnt dadurch, daß sie mittelst des Chorge-
sanges die künstlichere Kirchenmusik in den sonntäg-
lichen Gottesdienst einführe. Allein ich kann auch

ihnen nicht beistimmen. Der richtige Sinn und Geschmakk für die höhere Kirchenmusik, der jezt noch fast nur in einer kleinen Anzahl kunstgebildeter Christen seinen Siz hat, kann sich nur sehr allmählig über das Ganze unserer Gemeinden verbreiten, und nur in dem Maaß als durch reineren und besseren Choralgesang sich auch ein reinerer Sinn für die Tonkunst und ein lebendiges Interesse an ihrer Benuzung für den Gottesdienst gebildet hat. An dieser Grundlage muß noch lange gearbeitet werden von allen Seiten, und so lange wird es immer am gerathensten sein den künstlicheren Gesang und die reichere musikalische Begleitung nur bei feierlichen Gelegenheiten anzubringen, oder nur in ganz kleinen Massen aus dem Gemeingesang und in Verbindung mit ihm hervortreten zu lassen. Trennt man beides, wie hier geschieht: so wird auch die Musik wenig Wirkung hervorbringen. Ich rede nemlich von dem Zustande in unsern Gegenden; in Thüringen zum Beispiel und in Schlesien mag es schon bedeutend besser stehen.

Endlich besorge ich auch, und das thut mir sehr wehe, daß die neue Liturgie eben wie dem Gesang so auch der Predigt Abbruch thun wird. Schon oben habe ich bemerkt, daß die neue Stellung des Segens in beider Hinsicht gleich nachtheilig wirken muß; und mögen die Geistlichen selbst sagen und thun was sie wollen, die Gemeinden werden sich nur sehr schwer davon entwöhnen, den Segen als eine Entlassungsformel anzusehen, und vielleicht nicht eher als bis der nachtheilige Erfolg bereits eingetreten ist, nämlich auf der einen Seite daß die oberflächlichen und eiligen Theilnehmer weniger Bedenken tragen noch während der Predigt die Kirche zu verlassen, und daß auf der andern die Prediger, um dies möglichst zu vermeiden, die Predigt, wie sie nun einmal als Nebensache gestellt ist,

immer mehr ins Enge gezogen haben. Besonders aber muß auch auf Abkürzung der Predigt jene bereits erwähnte Abschaffung des Einganges hinwirken. Es ist freilich in dieser Anordnung nicht verboten, daß der Geistliche, wenn nach dem kurzen Gebet der Text verlesen ist, auf diesen den Eingang folgen lasse. Ich weiß, daß viele Kanzelredner auch bei uns diese Form vorziehen, und glaube daß sie in England die gewöhnlichere ist; aber sie durch die Anordnung der Liturgie zur ausschließenden zu machen ist schon eine unerwünschte Beschränkung der Freiheit des Predigers. Mir wenigstens scheint, nur dadurch, wie nahe der Gegenstand der Predigt entweder überhaupt oder grade zu der Zeit den Zuhörern liegt, und wie unmittelbar auf der andern Seite er aus dem Text hervorgeht und die ganze Behandlung sich an diesen anschließt, nur dadurch kann bestimmt werden, ob es besser ist den Text dem Eingang voranzuschikken oder ihn folgen zu lassen, und darum sollte der Prediger in dieser Hinsicht gar nicht gebunden sein. Allein höchst wahrscheinlich ist doch die Meinung bei jener Anordnung gar nicht bloß die gewesen, den Eingang hinter den Text zu verweisen. Denn welches Interesse hätte man doch haben können, eine solche Vorschrift zu geben? Dieses, daß die Gemeinde bis nach Verlesung des Textes stehe, ist doch wohl zu gering! Und wie leicht wäre es gewesen diese Vorschrift auf beide Fälle einzurichten. Das kurze Gebet oder den Spruch, womit der Prediger anhebt, hört die Gemeinde stehend an. Folgt darauf gleich die Vorlesung des Textes, so bleibt sie stehn; folgt der Text erst nach dem Eingang, so steht die Gemeinde bei Ankündigung des Textes wieder auf. Denn freilich, daß es in vielen Kirchen ganz abgekommen ist den Text stehend anzuhören, ist keine gute Sitte. Aber dieser löbliche Zwekk war sehr leicht ohne Beschränkung des Pre-

digers zu erreichen. Wie die Anordnung also jezt lautet, ist sie kaum anders zu erklären, als daß der Eingang ganz wegfallen soll. Dies ist aber ganz gegen die Natur unserer Predigt; und wer ihr den Eingang für unwesentlich halten kann, hat wol wenig Beobachtungen darüber angestellt, was dazu gehört, zumal an gewöhnlichen Sonntagen, wo die Zuhörer größtentheils ohne eine Ahndung, oft sogar bei feststehendem Texte mit einer falschen Vorstellung von dem, was verhandelt werden wird, zur Kirche kommen, sich ihrer Aufmerksamkeit für einen bestimmten Punkt wirklich zu bemächtigen. Mich wenigstens würde diese Nothwendigkeit mit dem Hauptsaz der Predigt fast wie mit der Thüre ins Haus zu fallen auf eine für die ganze ruhige Ausbildung der Gedanken höchst nachtheilige Weise stören, und ich kann meine Herren Amtsbrüder an jenen Kirchen nur bewundern, wenn es ihnen gelingt sich mit Leichtigkeit und ohne Nachtheil für den Gehalt ihrer Reden in diese verkürzte Form zu fügen. Mir scheint jeder protestantische Geistliche sehr zu bedauern, dem die Stunde auf der Kanzel beschnitten ist, dem die Minuten ängstlich zugezählt werden; ja ich will mehr sagen, jeder der nicht selbst eine Herabsezung darin fühlt, wenn man ihm zwar gutes und besseres bietet, was er vorlesen soll, und ihm die Masse hiervon allenfalls vermehrt, dagegen aber ihn auf der Kanzel, wo sein Innerstes und Bestes frei walten und sich ergießen soll, durch beschränkende Regeln ängstiget.

Daß unter uns der eigentlich liturgische Theil des Gottesdienstes seit langer Zeit vernachlässigt, zusammengeschrumpft und der Willkühr Preis gegeben gewesen ist, gestehn wir alle gern und bedauern es; und welchem Geistlichen wird nicht eine zwekmäßig wiederhergestellte und erweiterte Liturgie, wenn Auswahl und Freiheit nicht ganz benommen sind, ein sehr willkommnes Geschenk sein: aber

wenn sie uns am Kirchengesang und an der Predigt verkürzt, so nimmt sie uns mehr als sie uns giebt. Schöne und gute Formeln und Gebete haben andere Länder und Kirchen auch; England und Schweden sind reich daran, auch die katholische Kirche hat dergleichen, und die in gewissem Sinne noch weiter als diese vom Geist des Protestantismus sich entfernende griechische Kirche nicht minder: aber der Kirchengesang ist der Vorzug der deutschen Kirche, und die Predigt ist ganz vorzüglich die starke Seite der protestantischen Kirche. Nirgends hat die christliche Dichtkunst so herrliche und herzerhebende Werke hervorgebracht als unter unserm deutschen Volk, unter dem sie ihren eigentlichen Wohnsiz aufgeschlagen hat. Laßt uns ja ihre Werke in Ehren halten, indem wir sie dankbar und reichlich geniessen, damit sie nicht zürne und von uns weiche! — Ohne Luthers und einiger andrer Männer kräftiges und freies Predigen wäre die neue Kirche nicht entstanden. Lähmt man den protestantischen Geistlichen auf irgend eine Weise auf der Kanzel: so nimmt man ihm den fruchtbarsten Boden seines Gebietes unter den Füßen weg, und der größte Reichthum der schönsten Formulare kann ihm den Verlust nicht ersezen. Ja ich möchte mehr sagen, daß jeder, dessen Amt man eine so veränderte Richtung geben wollte, das Formular voran zu stellen und die Predigt in Schatten, Grund genug hätte zu sagen, daß er auf diese Bedingung nicht berufen sei. — Oder ist etwa eine solche Veränderung des ganzen Verhältnisses in dem Bedürfniß der Garnisongemeinen auf eine eigenthümliche Art begründet? Hat man Erfahrungen darüber gesammelt, daß grade der Soldat sich besser erbaut an vorgesprochenen Gebeten, die er nachlesen kann, als an der Predigt? Wäre das: so wollte ich nichts gesagt haben über diesen Punkt; aber wahrscheinlich ist es nicht. Denn der Soldat muß doch im Frieden ganz besonders von

der lebendigen Erinnerung an die Zeiten des Krieges leben, und ich kann nicht glauben, daß unsere Tapfern in diesen lezten Feldzügen zu der ihnen so oft unentbehrlich gewesenen Resignation, zu dem muthigen Vertrauen auf Gott und die gute Sache auch unter den schwierigsten Umständen mehr sollten aufgeregt worden sein durch das sich doch immer nur im allgemeinen haltende Rituale, als durch die sich den jedesmaligen Umständen und Bedürfnissen genau anschließenden Reden ihrer wakkern Feldgeistlichen. Aus denen werden sie also auch nun wol in der Erinnerung an jene Zeiten das meiste nehmen wollen um sich zu erbauen.

Und nun noch ein Wort. Einen Spruch muß jeder im Sinne haben, welcher tadelt, daß nemlich tadeln leicht sei, besser machen aber schwer; und so muß ich auch wol gefaßt darauf sein, daß man fragt, ob ich denn eine neue Liturgie besser gemacht hätte, wenn es mir übertragen worden, und muß jeden darüber denken lassen, wie er will. Nur den einen Einspruch habe ich zu thun, daß ich jeden Einzelnen bedauere, der ein solches Werk übernimmt, was wol nie und nirgend das Werk eines Einzelnen oder Zweier und Dreier sein soll. Sondern ich erwarte nur etwas wesentlich besseres und zwekmäßiges auf diesem Gebiet, wenn, wie ja Hofnung dazu sein soll, die protestantische Geistlichkeit unseres Landes durch eine wohlgeordnete Synodalverfassung vereiniget ein gesezmäßiges Zusammenwirken gewinnt, daß weder die Willkühr des Einzelnen bei den heiligen Angelegenheiten des öffentlichen Dienstes wild umher schweifen kann noch auch den Gleichgesinnten, die sich gern aneinanderschlössen, ein fruchtbarer und anerkannter Vereinigungspunkt fehlt, oder der erfahrne und ausgezeichnete des stillen unmittelbaren Einflusses entbehrt, den er ausüben sollte. Haben wir eine solche Verfassung, dann wird gewiß die Revision alles Liturgischen mit Berüksichti-

gung der allgemeinen Grundsäze, welche die dazu vor zwei Jahren besonders niedergesezte Commission wird aufgestellt haben, eine der wichtigsten nicht nur sondern auch der liebsten Arbeiten aller Synoden sein. In allen werden sich gewiß Männer finden, sowol welche in dieser Sache das Interesse des Glaubens und der Einigkeit mit der ganzen Kirche wahrnehmen, als auch welche aus langer Erfahrung ein feines Gefühl des Heilsamen und des Bedenklichen beisteuern, welche die geschichtlichen Kenntnisse und Umsicht mitbringen, und welche mit reinem und sicherm Kunstsinn über dem Ganzen walten. Wenn dann die vereinten Bemühungen so vieler kundigen und der Sache ganz hingegebenen Männer in den verschiedenen Provinzen wieder unter sich verglichen werden, und man verständig scheidet, was Gemeingut ist, und was auf den Eigenthümlichkeiten der Provinzen und besondern Zustände beruht: dann können wir liturgische Sammlungen erhalten, welche nicht nur gegen jeden Tadel feststehn, sondern sich auch als ein wahres Werk der Kirche selbst eines allgemeinen Beifalls erfreuen, und sich durch kräftige Belebung des Gottesdienstes zur Förderung des gottseligen Lebens wirksam beweisen und immer mehr bewähren. Was aber auf einem andern Wege einzeln gemacht wird, das wird jedem, der jenen Gedanken im Auge hat, wol immer als übereilt und willkührlich und als unvollkommnes Stükwerk erscheinen. Darum wäre uns allen, denen das Beste der Kirche und des Gottesdienstes am Herzen liegt, nichts wünschenswerther, als wenn unter so vielen hochwichtigen Dingen, welche vorliegen, auch diesem die Sorge unseres Königes und seiner hohen Staatsdiener so könnte zugewendet bleiben, daß die allgemeinen Wünsche und Hofnungen wegen Incorporation der protestantischen Geistlichkeit unseres Landes recht bald in Erfüllung gingen.

Gelegentliche Gedanken

über

Universitäten

in

deutschem Sinn.

Nebst

einem Anhang

über

eine neu zu errichtende.

---

von

F. Schleiermacher.

Berlin 1808.

In der Realschulbuchhandlung.

gung der allgemeinen Grundsäze, welche die dazu vor zwei Jahren besonders niedergesezte Commission wird aufgestellt haben, eine der wichtigsten nicht nur sondern auch der liebsten Arbeiten aller Synoden sein. In allen werden sich gewiß Männer finden, sowol welche in dieser Sache das Interesse des Glaubens und der Einigkeit mit der ganzen Kirche wahrnehmen, als auch welche aus langer Erfahrung ein feines Gefühl des Heilsamen und des Bedenklichen beisteuern, welche die geschichtlichen Kenntnisse und Umsicht mitbringen, und welche mit reinem und sicherm Kunstsinn über dem Ganzen walten. Wenn dann die vereinten Bemühungen so vieler kundigen und der Sache ganz hingegebenen Männer in den verschiedenen Provinzen wieder unter sich verglichen werden, und man verständig scheidet, was Gemeingut ist, und was auf den Eigenthümlichkeiten der Provinzen und besondern Zustände beruht: dann können wir liturgische Sammlungen erhalten, welche nicht nur gegen jeden Tadel feststehn, sondern sich auch als ein wahres Werk der Kirche selbst eines allgemeinen Beifalls erfreuen, und sich durch kräftige Belebung des Gottesdienstes zur Förderung des gottseligen Lebens wirksam beweisen und immer mehr bewähren. Was aber auf einem andern Wege einzeln gemacht wird, das wird jedem, der jenen Gedanken im Auge hat, wol immer als übereilt und willkührlich und als unvollkommnes Stükwerk erscheinen. Darum wäre uns allen, denen das Beste der Kirche und des Gottesdienstes am Herzen liegt, nichts wünschenswerther, als wenn unter so vielen hochwichtigen Dingen, welche vorliegen, auch diesem die Sorge unseres Königes und seiner hohen Staatsdiener so könnte zugewendet bleiben, daß die allgemeinen Wünsche und Hofnungen wegen Incorporation der protestantischen Geistlichkeit unseres Landes recht bald in Erfüllung gingen.

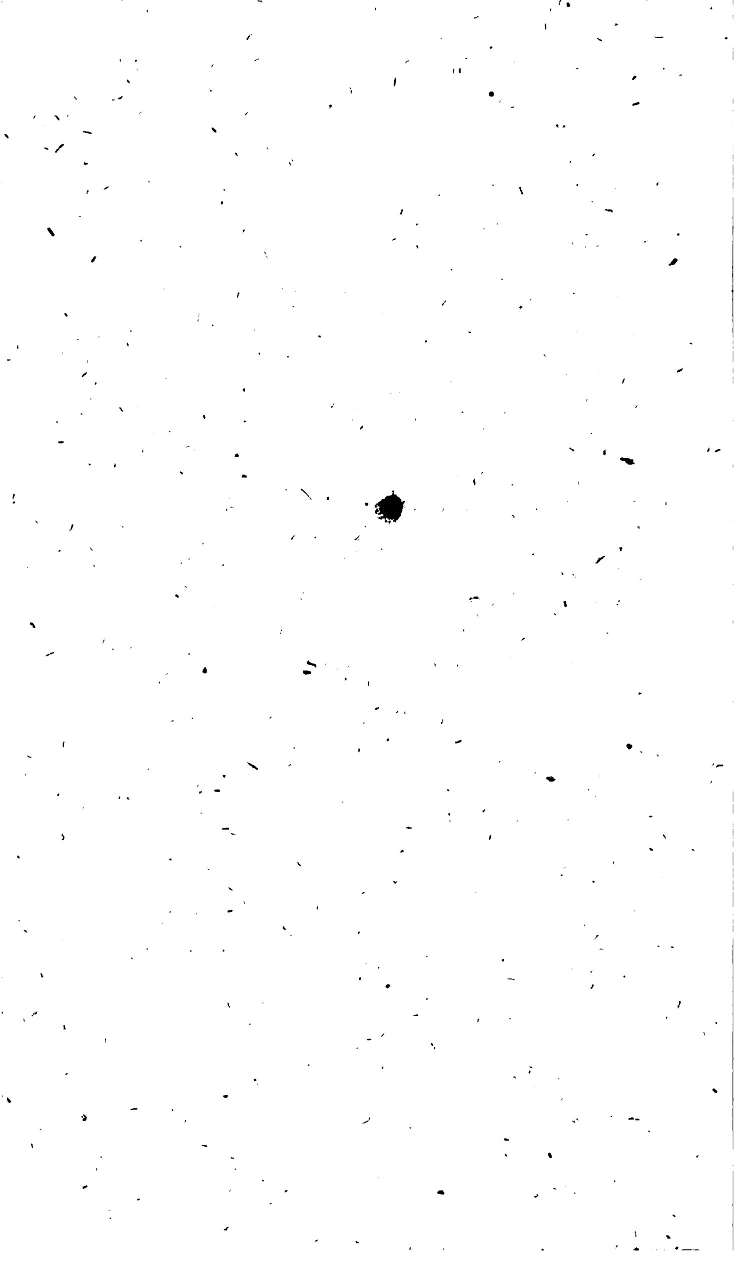
Gelegentliche Gedanken
über
Universitäten
in
deutschem Sinn.

Nebst
einem Anhang
über
eine neu zu errichtende.

---

von
F. Schleiermacher.

Berlin 1808.
In der Realschulbuchhandlung.



Vorrede.

Nur ein kleines Vorwort für die kleine Schrift. Schon durch die Art, wie sie sich bezeichnet, will sie gern diejenigen abweisen, welche hier etwa aus irgend einem Mißverstand eine wissenschaftliche erschöpfende Behandlung des Gegenstandes suchen möchten. Es wäre falsche Bescheidenheit, wenn, was

so gemeint ist, sich nur für etwas gelegent-
liches ausgeben wollte; wie es Anmaßung
wäre und leere Prahlerei, wenn was nur
gelegentlich entstanden ist und nur so wirken
soll, sich wissenschaftlich geberden wollte. Die
Sache verträgt allerdings eine strenge und
gründliche Behandlung; das wissenschaftliche
Feld, wohin sie gehört, mag auch dem Ver-
fasser nicht ganz fremd sein, und er hofft,
daß die hier vorgetragenen Gedanken selbst
größtentheils auch dort eine Stelle würden
finden müssen. Nur hier macht er gar nicht
Anspruch auf wissenschaftliche Reife oder
strenge Darstellung. Er trägt seine Ansicht
ohne diesen Grad der Vollendung vor, gele-
gentlich und soviel möglich leicht hingewor-

fen als ein verständliches Wort, zur Beherzigung für eine Zeit, welche während der Zerstörung so vieles Alten auch so manche neue Keime entwikkelt.

Wer bei Pflanzung oder Erneuerung wissenschaftlicher Anstalten mitzuwirken hat, kann sich doch nicht genug vorsehn, ob er auch den Gegenstand, über den er zu rathschlagen hat, und seine einzelnen Theile in ihrer wahren Beziehung aufgefaßt habe. Schon seit langer Zeit werden die entgegengeseztesten Ansichten über diese Sache aufgestellt. Jede enthält unstreitig etwas wahres und ist beherzigungswerth; aber wenn es doch nur Eine Seite ist, die sie nach Neigung oder nach Umständen heraushebt, so muß doch die Vor-

stellung des Ganzen, die sich bloß hieraus bil-
det, unsicher störrig und verschroben ausfallen;
denn einzelne Beziehungen können nie das
Maaß der Sache selbst sein, ja auch ihr
eignes Maaß nicht in sich haben. Und lei-
der, wie schwer ist es nicht zu vermeiden,
daß Neigung, daß besondere Verhältnisse,
daß oft sogar ein fremdartiges Bedürfniß
nicht Einfluß erhalte auf die Ueberlegungen
derer, die eben zu handeln haben.

Drum soll auch derjenige nicht unwill-
kommen seine Stimme vernehmen lassen, der
Muße hat, sich vor dem Gegenstand nieder-
zulassen, und ihn, wie er sich seit langer
Zeit verschiedentlich unter uns gestaltet hat,
von allen Seiten zu betrachten. Denn auch,

wo neues gebaut werden soll, ist es von der größten Wichtigkeit zu wissen, was von dem bisherigen wesentlich oder zufällig, und was vielleicht gar in Irrthum und Mißverständniß gegründet gewesen, und also verwerflich ist, wie sich dessen in allen Zweigen des menschlichen Thuns und Wirkens immer finden muß.

Eine solche Betrachtung eignet sich am meisten zur öffentlichsten Mittheilung, weil sie nicht nur für die Wenigen angestellt wird, welche auf diesem Gebiet schaffen, umbilden, regieren sollen, sondern für Alle, die einen lebhaften Antheil an der Sache nehmen. Diese Alle daher möchte sich der Verfasser einladen, ihm bei seiner Beschauung zuzuschauen,

und dadurch aufgeregt zu werden, den Gegenstand, es sei nun so wie er oder besser als er, auf jeden Fall aber gründlicher als zuvor zu erkennen.

1.

Vom Verhältniß des wissenschaftlichen Vereins zum Staate.

Man kann annehmen, daß fast allgemein die Voraussezung gemacht wird, es solle unter den Menschen nicht nur Kenntnisse aller Art geben, sondern auch eine Wissenschaft. Die Ahndung von ihr, das Verlangen nach ihr regt sich überall. Selbst die, welche ihr Geschäft am allermeisten nach hergebrachter Gewohnheit behandeln, berufen sich auf die Voreltern; was gar keinen Sinn hat, wenn nicht das dunkle Gefühl darin liegt, diese müßten bei dem gleichen Verfahren nicht bloß das Recht der Gewohnheit für sich gehabt haben, sondern vielmehr einen höheren Grund. Eben so die, welche in menschlichen Dingen irgend etwas durch die Kraft des bloßen Instinkts weiter fördern, berufen sich darauf, daß Andern obliegen müsse, ihr Thun zu erklären, und verständig zu rechtfertigen. Dies alles weiset auf die Wissenschaft hin.

Daß aber diese durchaus nicht Sache des Einzelnen sein, nicht von Einem allein zur Vollendung gebracht und vollständig besessen werden kann, sondern ein gemeinschaftliches Werk sein muß, wozu Jeder seinen Beitrag liefert, so daß Jeder in Absicht ihrer von allen übrigen abhängig ist, und nur einen herausgerissenen Theil sehr unvollkommen allein besitzen kann, auch das muß gewiß allgemein einleuchten. Wie genau hängt doch alles zusammen und greifet in einander auf dem Gebiete des Wissens, so daß man sagen kann, je mehr etwas für sich allein dargestellt wird, um desto mehr erscheine es unverständlich und verworren, indem streng genommen jedes Einzelne nur in der Verbindung mit allem übrigen ganz kann durchschaut werden, und daher auch die Ausbildung jedes Theiles von der aller übrigen abhängig ist. Diese nothwendige und innere Einheit aller Wissenschaft wird auch gefühlt überall, wo sich bestimmte Bestrebungen dieser Art zeigen. Alle wissenschaftlichen Bemühungen ziehen einander an, und wollen in Eines zusammen gehen, und schwerlich giebt es auch auf irgend einem andern Gebiete des menschlichen Thuns eine so ausgebreitete Gemeinschaft, eine so ununterbrochen fortlaufende Ueberlieferung von den

ersten Anfängen an, als auf dem der Wissenschaft. Freilich nicht, als ob nicht auch hier die Bemühungen der Menschen gesondert und mannigfaltig getheilt, ja hie und da sogar gewaltsam und willkührlich auseinander gerissen wären. Was verschiedene Völker gleicher Zeit wissenschaftlich betreiben hängt oft äußerlich gar wenig zusammen; und noch mehr erscheinen ganze Zeitmassen von einander gesondert. Allein wer die Sache etwas im Großen ansieht, dem kann auch hier in dem fortschreitenden Bestreben, alles Getrennte allmählig zusammenzubringen, die vorherrschende Gewalt einer inneren Einheit nicht entgehen.

Bei diesem Zusammenhange nun kann es nur ein leerer Schein sein, als ob irgend ein wissenschaftlicher Mensch abgeschlossen für sich in einsamen Arbeiten und Unternehmungen lebe. Vielmehr ist das erste Gesez jedes auf Erkenntniß gerichteten Bestrebens, Mittheilung; und in der Unmöglichkeit wissenschaftlich irgend etwas auch nur für sich allein ohne Sprache hervorzubringen, hat die Natur selbst dieses Gesez ganz deutlich ausgesprochen. Daher müssen sich rein aus dem Triebe nach Erkenntniß, wo er nur wirklich erwacht ist, auch alle zu seiner zwekmäßigen Befriedigung nöthige Verbin-

dungen, die verschiedensten Arten der Mittheilung und der Gemeinschaft aller Beschäftigungen von selbst gestalten; und es wäre irrig zu glauben, daß alle dergleichen Anstalten, wie es jezt scheint, nur das Werk des Staats sein könnten. Niemand wird angeben können, wie dieser darauf gekommen seyn sollte, das Wissen, wenn es ursprünglich ganz zerstreut gewesen wäre, auf solche Weise zu sammeln. Nur da werden alle Unterrichtsanstalten eigentlich vom Staate ausgehn müssen, wo über ein noch ganz rohes Volk eine kleine Anzahl eines gebildeten bildend herrscht, und den Trieb des Wissens erst in jenem erwekken will. Man sehe nur, wie schon im Schooße der Familie die Elemente zum Unterricht und zur Gemeinschaft der Kenntnisse sich selbst bilden; wie zweifelhaft es im allgemeinen bleibt auch von den größeren Vorkehrungen, ob sie von selbst entstanden, oder vom Staat, oder von der Kirche gegründet sind. Ergiebt sich nicht aus allem, daß wir um der Natur der Sache getreu zu bleiben, alle solche Veranstaltungen als etwas ursprüngliches, aus freier Neigung, aus innerem Triebe entstandenes ansehen müssen?

Aber freilich je mehr sie sich ausbilden, um desto mehr erfordern sie Hülfsmittel, Werkzeuge man-

cher Art, Befugniß der Verbundenen, auch als solche mit Andern auf eine rechtsbeständige Art zu verkehren. Dies alles kann freilich nur durch den Staat erlangt werden, und daher ergeht an ihn die Anmuthung, diejenigen, die sich zum Behuf der Wissenschaft mit einander verbunden haben, wie wir uns ausdrükken, als eine moralische Person anzuerkennen zu dulden und zu schüzen. Bei deutschen Völkerschaften und Verfassungen kann diese Zumuthung am wenigsten befremdlich sein, da wir bei ihnen beständig eine Menge freier Vereinigungen zu allerlei Zwekken bestehen und entstehen sehen, die der Staat nicht nur duldet, so lange sie sich als unverdächtig ausweisen, so daß man ihnen, um Verfolgung gegen sie zu erregen, immer etwas unbürgerliches, staatzerstörendes erweisen muß, sondern denen er auch Vorrechte mancher Art einräumet, wie sie zusammengesezten Personen, die ja doch größer sind als Einzelne, wol geziemen mögen.

Wie es aber auch mit andern Vereinigungen vielfältig geschieht, daß wenn der Staat von ihrer Nüzlichkeit überzeugt ist, er sie sich allmählig so aneignet, und sie in sich aufnimmt, daß man hernach nicht mehr unterscheiden kann, ob sie frei für

sich entstanden oder von der verwaltenden Macht gestiftet worden sind, dasselbige ist auch, wie wir sehen, sogar mit den wissenschaftlichen Verbindungen geschehen; wiewol, wenn die Erfahrung nicht so klar vor Augen stände, jeder zweifeln möchte, ob wirklich, bei dem genauen Zusammenhang aller wissenschaftlichen Bestrebungen derselben gebildeten Zeit, diejenigen, die innerhalb eines gewissen Staates entstanden sind, sich gutwillig von den übrigen trennen, und dagegen dem Staat, der ihnen eigentlich fremd ist, sich so genau würden anschließen wollen. Und freilich fehlt es auch nicht an einer eben so in die Augen fallenden Widersezlichkeit des wissenschaftlichen Vereins gegen diese zu genaue Verbindung. Das wahre und natürliche von der Sache scheint aber dieses zu sein.

Alle wissenschaftlichen Thätigkeiten, welche sich in dem Gebiet Einer Sprache bilden, haben eine natürliche genaue Verwandschaft, vermöge deren sie näher unter sich, als mit irgend anderen zusammenhängen, und daher ein eignes gewissermaßen abgeschlossenes Ganzes in dem größeren Ganzen bilden. Denn was in Einer Sprache wissenschaftlich erzeugt und dargestellt ist, hat Theil an der besonderen Natur dieser Sprache; wenn es sich

nicht ganz unmittelbar auf Erfahrungen und Verrichtungen bezieht die überall nothwendig dieselben sein müssen, wie im Gebiete der Mathematik und der experimentalen Naturlehre, so läßt es sich nicht genau eben so in eine andere Sprache übertragen, und bildet daher unter sich vermöge des Zusammenhanges mit der Sprache ein gleichartiges Ganzes. Für die Wissenden bleibt es allerdings eine nothwendige Aufgabe auch die Trennung zwischen diesen verschiedenen Gebieten wieder aufzuheben, die Schranken der Sprache zu durchbrechen, und was durch sie geschieden zu sein scheint vergleichend auf einander zurükzuführen; eine Aufgabe, in welcher vielleicht die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Sprachen ihr höchstes Ziel findet. Allein diese Aufgabe ist offenbar für die Gemeinschaft des Wissens die höchste vielleicht nie aufzulösende, und eben dadurch bewährt sich nur desto mehr jene Absonderung als eine unumgängliche. Denken wir uns also auf allen Punkten aus freiem Triebe nach Erkenntniß wissenschaftliche Verbindungen entstehend, so werden sich diese zunächst so weit zu vereinigen streben als das Gebiet einer und derselben Sprache reicht. Dies wird der engste Bund sein, und jede darüber hinausgehende Gemeinschaft nur eine weitere.

Dem Staat aber leuchtet auch ein, daß Kenntnisse und sogar Wissenschaften etwas heilsames und trefliches sind. Wie groß oder klein er auch sei, wie recht oder unrecht er daran thue ein eigner sein zu wollen; er kann als solcher nur durch eine Masse von Kenntnissen bestehn, die sich möglichst der Totalität nähert, so wenigstens daß von allen Zweigen des Wissens einige Spur, einiges Bewußtsein in ihm vorkomme durch lebendigen Sinn, durch Nachfrage, durch williges Aufnehmen, wenn denn auch zu einer eigenthümlichen Art der Vollendung nur einiges in ihm gedeiht. Wenigstens ein anständiges und edles Leben giebt es für den Staat eben so wenig als für den Einzelnen, ohne mit der immer beschränkten Fertigkeit auf dem Gebiete des Wissens doch einen allgemeinen Sinn zu verbinden. Für alle diese Kenntnisse nun macht der Staat natürlich und nothwendig eben die Voraussezung wie der Einzelne, daß sie in der Wissenschaft müssen begründet sein, und nur durch sie recht können fortgepflanzt und vervollkommnet werden. Er sucht sich daher in einen lebendigen Zusammenhang zu sezen mit allen Bestrebungen, die zu dieser Vervollkommnung führen; er nimmt sich der Anstalten an, die er selbst müßte gestiftet haben, wenn er sie

nicht gefunden hätte; und da auch der wissenschaftliche Verein ein Bedürfniß hat vom Staate geschüzt und begünstiget zu werden, so werden beide ein Bestreben haben sich mit einander zu verständigen und zu einigen. Der Staat aber arbeitet nur für sich, er ist, wie er geschichtlich erscheint, durchaus zunächst selbstsüchtig, und will also auch die Unterstüzung, die er der Wissenschaft bietet, nicht über seine Grenzen hinaus wirksam sein lassen. Wenn nun der Staat das Gebiet seiner Sprache ganz erfüllt, so strebt auch die wissenschaftliche nähere Vereinigung nicht über seine Grenzen hinaus; und so geht die Verbindung zwischen beiden ohne allen Zwiespalt vor sich, schneller oder langsamer, je nachdem beide Theile lebendiger überzeugt sind, oder nur mangelhafter einsehen, wie sie einer des andern bedürfen, und was sie einander leisten können. Wenn aber der Staat dieses Gebiet nicht ausfüllt: so haben er und der wissenschaftliche Verein bei ihrer abzuschließenden Verbindung ein verschiedenes Interesse. Die wissenschaftlichen Männer wollen den Staat und seine Unterstüzungen nur gebrauchen, um in dem größeren Gebiet der Sprache recht kräftig wirken zu können zu ihrem Zwekke; die engeren Grenzen des Staates wollen sie nicht

für die ihrigen anerkennen; und müssen sie ihm für seine Unterstüzungen Dienste leisten, so sehen sie diese nur als etwas untergeordnetes an. Die Regierungen hingegen sind nur um so mehr eifersüchtig auf einander, als sie einander näher stehen, und fürchten von der weiter strebenden wissenschaftlichen Verbindung Gleichgültigkeit für den Staat, oder gar Vorliebe für fremde Einrichtungen, und andere nachtheilige Einflüsse auf den Geist der Unterthanen; sie thun daher das mögliche um den näheren Verein auch der Gelehrten in den Grenzen des Staates eingeschränkt zu halten. Umgekehrt, wenn ein Staat das Gebiet mehrerer Sprachen umfaßte: so würde er alle Gelehrten in seinem Umfange einladen sich gleich nahe zu vereinigen und auch als solche ein Ganzes zu bilden. Diese aber würden offenbar zwei Partheien darstellen, jede Zunge würde die Begünstigung des Gewalthabers der anderen abzuringen suchen, und aufrichtige Verbrüderung würde nur unter denen statt finden die Eine Sprache reden. Daß es unnatürlich ist, wenn ein Staat sich über die Grenzen der Sprache hinaus vergrößern will, hat neuerlich ein großer Herrscher selbst behauptet, so daß man sich nur wundern muß, was doch für eine dringende Nothwendigkeit selbst

ein so klares Bewußtseyn wie das seinige beherr-
schen konnte. Ob es eben so unnatürlich ist, wenn
das Gebiet einer und derselben Sprache sich in so
viele kleine Staaten zertheilt, als Deutschland er-
leidet, das sei dahingestellt. Wenigstens scheint es
rathsam wenn sie in einer genauen Verbindung
bleiben, und thöricht wenn jeder von ihnen seine
wissenschaftlichen Einrichtungen abgeschlossen für sich
besizen will. Denn nur äußerlich und erzwungen
können diese ein Ganzes bilden, welches je kleiner der
Staat desto lächerlicher werden wird, wenn es sich
vollständig gestalten will; der Natur der Sache nach
können sie immer nur Theile des weiter greifenden
Vereins sein, und müssen sich, je mehr sie sich ab-
sondern wollen, um so mehr des wohlthätigen Ein-
flusses der übrigen Theile und damit zugleich ihrer
Nahrung und Gesundheit berauben. In der That
wunderlicher und von dem was das gemeine Wohl
erfordert entfernter kann wol nichts sein, als wenn
ein deutscher Staat sich mit seinen wissenschaftlichen
Bildungsanstalten einschließt. Vielmehr inniger
sollte sich die Gemeinschaft, in welcher solche Staa-
ten stehen müssen, nirgends aussprechen als in wissen-
schaftlichen Dingen; und wenn gar die natürliche
Richtung dahin gehen sollte, daß sie eben so Eins

würden, wie die Sprache immermehr Eine wird, wo gäbe es wol ein leichteres sichreres und natürlicheres Vorbereitungsmittel hiezu, als wenn auf dem wissenschaftlichen Gebiet, welches in so genauer Wechselwirkung sowol mit dem Staate als mit der Sprache steht, die vielseitigste treuste eifersuchtsloseste Gemeinschaft gestiftet würde, durch welche die innere Einheit des äußerlich getrennten recht klar zu Tage käme? und wodurch soll denn endlich klar und leidenschaftlos entschieden werden, wie lange diese Absonderung dauern, und wie weit sie gehen soll, als durch die möglichst weit verbreitete wissenschaftliche Bildung, welche die Besonnenheit erhält, von keinem einzelnen Interesse geblendet wird, und die kleinlichen Leidenschaften und Vorurtheile allmählig ausrottet?

Dennoch haben sich wenige von unsern vaterländischen Regierungen von allen Fehlern in dieser Hinsicht frei gehalten; sondern anstatt daß jede bei sich sollte gepflegt haben was sie konnte, und überall Regierung und Volk mitgenießend und benuzend froh und stolz gewesen sein über alles, was sich irgendwo im Umfang des deutschen Vaterlandes bildete, haben je länger je mehr zwei ganz entgegengesezte Maaßregeln überhand genommen. Einige

Regierungen nemlich wetteiferten mit einander darin, die ihnen untergebenen Bildungsanstalten zum Mittelpunkt alles wissenschaftlichen Verkehrs für ganz Deutschland zu machen, indem sie darauf bedacht waren, von weit umher alles was sich wissenschaftlich auszeichnet an sich zu ziehen, sollten auch andere Staaten dadurch in Dürftigkeit versezt werden. Wenn hiebei nur ein wahrer Wetteifer zum Grunde gelegen hätte, ja nicht hinter dem zurükbleiben zu wollen was man thun konnte; wenn dabei die gute Meinung gewesen wäre für die kleinern Staaten, die hierauf nicht zu viel verwenden konnten mit zu arbeiten, Anstalten für sie mit zu unterhalten, und Talente für sie mit zu belohnen: so wäre nicht viel dagegen zu sagen gewesen. Die Absicht war aber eigentlich zuerst, daß jeder Staat in Befriedigung seiner wissenschaftlichen Bedürfnisse sich unabhängig machen wollte von jedem andern, da doch die wahre Unabhängigkeit hierin nur die sein kann, wenn zu des gemeinschaftlichen Gutes Erhaltung und Vermehrung Jeder nach Verhältniß reichlich beiträgt, jenes aber nur eine hochmüthige verderbliche Prahlerei ist. Dann wollte man auch durch geistiges Uebergewicht dem Staate Macht und Ansehn verschaffen über sein eigentliches Gebiet

hinaus. Dies ist freilich die friedlichste und schönste Art der Eroberung; aber der Wissenschaft kann es leicht gefährlich werden, wenn das bloße Geld den Gelehrten zur Lokspeise gemacht wird. Und werden diese Eroberungen im Mißverhältniß mit der natürlichen Wichtigkeit des Staates oder in einem kleinlichen Stile betrieben: so ist das überhaupt lächerlich oder krankhaft. Die andere Maaßregel ist die wissenschaftliche Sperre, wenn nemlich die Regierungen das wissenschaftliche Verkehr mit dem Auslande beschränken oder aufheben, und ihre Bürger hindern auf jede Art wie sie es wünschen an den wissenschaftlichen Bemühungen benachbarter Staaten Theil zu nehmen. Geschieht dies, wo die Kirche den Staat beherrscht, wie bis neuerlich größtentheils im katholischen Deutschland: so ist das ein bedauernswürdiger Beweis eines finstern Zustandes. Versucht diese Sperre ein mäßiger Staat, der von größeren umgeben ist, und fühlt, daß er sich auf alle Weise anstrengen und alle Mittel zu Hülfe nehmen muß um seine Selbstständigkeit so lange als möglich gegen sie zu behaupten: so ist zu beklagen daß man sich so gewaltig verrechnen kann bei so löblicher Absicht, indem doch geistige Beschränktheit, die aus solcher Absonderung

entstehen muß, niemals die Selbstständigkeit sichern oder vermehren kann. Wenn aber gar ein selbst mächtiger Staat, und der auch jenes Erobern mit Erfolg betreibt, wenig zufrieden mit dem was er in diesem Fache schon geleistet hat, bis er das Fehlende ersezen kann, auch noch die Sperre verordnet: so ist das offenbar ein Hochmuth, eine Illiberalität, eine niedrige und geldsüchtige Oekonomie, die auch auf die Absicht jener Eroberungen ein noch nachtheiligeres Licht wirft, und mehr als irgend etwas eine solche Regierung bei allen Gebildeten der Nation verhaßt machen muß.

Allein in einem noch wesentlicheren Punkte pflegt der Staat, indem er sich der wissenschaftlichen Anstalten annimmt, von der Art, wie sie müssen geleitet und geordnet werden, eine ganz andere Ansicht zu haben, als die Gelehrten, welche zum Behuf der Wissenschaft selbst näher unter sich verbunden sind. Beide Theile würden gewiß sehr einig sein, wenn der Staat von den Foderungen eines alten Weisen, wenn auch nicht die erste, daß die Wissenden herrschen sollen, doch die zweite, daß die Herrschenden wissen sollen, recht wollte gelten lassen in ihrem vollen Sinne. Die Staatsmänner, auch diejenigen, welche das gemeine Wesen am meisten

fortbilden, erscheinen sich und Anderen mehr den Künstlern ähnlich, als daß sie wissenschaftlich zu Werke gingen, indem sie den Staat handhaben. Glücklich ahndend, das Rechte herausfühlend, bringen sie unbewußt hervor, und gestalten mit geschikter Hand nach einem ihnen einwohnenden Urbilde, wie jeder Künstler nach dem seinigen. Das ist leicht zu erkennen, und aufrichtig zu loben, und so herrschen sie allerdings nicht als Wissende. Aber daß dieser künstlerische Sinn doch bei denen am gebildetsten und richtigsten sein wird, welche entweder selbst die Thatsachen und Erfahrungen wissenschaftlich anzusehn verstehn, oder wenigstens Darstellungen derselben, die diesen Endzwekk haben, zu benuzen; daß der Staatsmann, wie Jeder der künstlerisch etwas hervorbringt, aus dem Schaze der Wissenschaft mittelbar oder unmittelbar für seine Kunst schöpfen muß, wie gewiß auch er ihn seinerseits durch seine Werke wiederum bereichert; daß wahre Verbesserungen in allen Zweigen der Staatsverwaltung nur um so sicherer eingeleitet werden und gedeihen können, als die Herrschenden und soviel möglich auch die Beherrschten die wahre Idee des Staates überhaupt sowol, als auch dieses bestimmten richtig aufgefaßt haben, und mit dem

Bewußt-

Bewußtsein derselben Beispiele aus dem ganzen Gebiet der Geschichte zu benuzen wissen, und daß also auf jede Weise wahrhaft gewußt werden muß, wenn gut geherrscht werden soll: dies sollte wenigstens um so mehr anerkannt werden, da schon die Erfahrung zeigt, daß wenn man sich auf irgend einem Gebiet von dieser Einsicht entfernt, in demselben entweder ein tumultuarischer anarchischer Zustand sich bildet, wie im ehemaligen Polen und in manchem anderen Reiche, welches bei vielen Kenntnissen nur gar wenig Wissenschaft besizt, oder auch ein Kastenwesen entsteht, eine ärmliche Empirie, die sich streng und ängstlich an die Tradition anschließt, im offenbaren Mißverhältniß mit andern besser geleiteten und daher fortschreitenden Zweigen. Allein eben dies wird doch oft gar nicht anerkannt, sondern vielmehr der Einfluß, den die Wissenschaft auf den Staat zu gewinnen sucht, gehaßt und gefürchtet. Der Staat ist alsdann natürlich nur von dem unmittelbaren Nuzen der Kenntnisse überzeugt und ergriffen. Ausgebreitete Bekanntschaft mit Thatsachen Erscheinungen und Erfolgen aller Art sucht er zu begünstigen, und wenn er sich der wissenschaftlichen Anstalten annimmt, sie vorzüglich hierauf zu lenken. Denjenigen hingegen, welche sich

zum Behuf der Wissenschaft freiwillig vereinigen, kommt es auf ganz etwas anderes an, als allein auf die Masse der Kenntnisse. Was sie vereiniget ist das Bewußtsein von der nothwendigen Einheit alles Wissens, von den Gesezen und Bedingungen seines Entstehens, von der Form und dem Gepräge wodurch eigentlich jede Wahrnehmung, jeder Gedanke, ein eigentliches Wissen ist. Und eben dieses Bewußtsein suchen sie vornemlich zu erwekken und zu verbreiten, durch welches allein auch in allen Kenntnissen und in jeder Erweiterung derselben die Wahrheit und die Sicherheit kann erhalten werden. Darum arbeiten sie überall schon bei einer mäßigen Summe von Kenntnissen darauf hin, ihnen diesen wissenschaftlichen Charakter zu geben. Wo nur erst das nothdürftigste über einen Gegenstand in Erfahrung gebracht ist, ziehn sie ihn in das Gebiet der Wissenschaft, suchen die Einheit darin auf, aus welcher alles mannigfaltige begreiflich wird, trachten das Ganze in jedem Einzelnen zu sehen, und wiederum jedes Einzelne nur im Ganzen. So auch jeden Menschen, den sie sich ähnlich bilden wollen, führen sie, auch nur mäßig ausgerüstet, gleich auf diesen Hauptpunkt wissenschaftlicher Einheit und Form, üben ihn in dieser Art zu

sehen, und lassen ihn nur, nachdem er sich so festge-
sezt hat, noch tiefer in das Einzelne hineingehn,
weil er alles wirklich wissen soll im strengeren
Sinn, und sonst alles Anhäufen einzelner Kennt-
nisse nur ein unsicheres Umhertappen wäre, was
immer nur in Bezug auf eine bessere Behandlung
einen vorläufigen Werth haben könnte. Der Staat
hingegen verkennt nur zu leicht den Werth dieses
Bestrebens, und je lauter sich die Speculation —
so wollen wir immer nennen, was sich von wissen-
schaftlichen Beschäftigungen überwiegend nur auf
die Einheit und die gemeinschaftliche Form alles
Wissens bezieht — je lauter sich diese gebehrdet,
desto mehr sucht der Staat sie zu beschränken, und
allen seinen Einfluß, den aufmunternden und den
einengenden, dazu zu gebrauchen, daß die realen
Kenntnisse, die Massen des wirklich ausgemittelten,
auch ohne Hinsicht darauf ob jenes Gepräge der
Wissenschaft ihnen aufgedrückt ist oder nicht, allein
gefördert werden, und als die einzig ächten Früchte
alles auf Erkenntniß gehenden Bestrebens erschei-
nen. Dieser Richtung nun muß der wissenschaft-
liche Verein nothwendig entgegenstreben, und die
edleren Mitglieder desselben werden daher immer
darnach trachten, sich möglichst zur Unabhängigkeit

vom Staat heraufzuarbeiten, indem sie theils ihre Vereinigung der Gewalt und Anordnung des Staates zu entziehen, theils ihren eigenen Einfluß auf denselben zu erhöhen suchen. Wo möglich stößen sie dem Staate eine würdigere und wissenschaftlichere Denkungsart ein; wo aber nicht, so suchen sie wenigstens sich selbst je länger je mehr Glauben und Ansehn zu verschaffen. Jemehr aber die wissenschaftlich Gebildeten so in den Staat verflochten sind, daß das wissenschaftliche bei ihnen vom politischen überwogen wird, und nicht zum klaren Bewußtsein kommt, desto eher werden sie sich diesen Eingriffen des Staates fügen; und je genauer sich in diesem Sinn beide Theile verbinden, um desto mehr isolirt sich ein solcher Theil des größeren wissenschaftlichen Nationalvereins von allen übrigen, die ihre eigenthümlichen Principien fester halten, und sinkt zu einer bloßen Veranstaltung für den Gebrauch des Staates herab. Vorzüglich wo der Staat schon das gesammte Gebiet der Sprache zu Einem Ganzen verbunden hat, und also sehr mächtig und glänzend ist, schlägt dieser Kampf gewöhnlich zum Nachtheil der Wissenschaft aus. Und wenn man dem entgegengesezten Zustand einige Vorzüge zugestehen will, so ist gewiß dies keiner der

geringsten, daß alsdann der Staat wenigstens in dieser Hinsicht die Wissenschaft freier gewähren läßt, wäre es auch nur um sich mit ihr zu schmükken.

Auf dasjenige, was in dieser Darstellung flüchtig hingeworfen ist, werden wir öfters zurükweisen müssen; denn ohne die vornehmsten Momente dieser Gegenwirkungen zwischen Staat und Wissenschaft im Auge zu haben, ist es nicht möglich, die äußeren Schiksale der lezteren zu begreifen, oder wenn eine bestimmte Aufgabe gelöset werden soll, einen, dem jedesmaligen Verhältniß zwischen Staat und Wissenschaft angemessenen Gang einzuschlagen. Am wenigsten aber kann man sonst verstehen, warum der Staat die Universitäten grade so, wie wir sehen, zu behandeln pflegt, und warum diese so sehr nach der Unabhängigkeit von ihm trachten, und es als die vortheilhafteste Lage ansehn, wenn sich der Staat in ihre Verwaltung wenigst möglich einmischt. Doch wir müssen zuerst sehen, welchen Plaz eigentlich die Universitäten einnehmen in dem wissenschaftlichen Verein, und welches ihr vorzüglichstes Geschäfte ist.

2.

Von Schulen, Universitäten und Akademien.

Unter Akademien werden hier, was man gelehrte Gesellschaften nennt, von aller Art verstanden, und die Verbindung in welcher sie unter einander stehen sollten, und innerlich gewiß auch stehen. Von Schulen aber denken wir hier nur an diejenigen, die man wenigstens ansehn kann als wären sie unmittelbar aus dem Bedürfniß und Trieb nach Erkenntniß entstanden, also nur die gelehrten, deren Vorsteher nothwendig vollkommen wissenschaftlich gebildete Männer sein müssen, und in denen Kenntnisse mitgetheilt werden, die unmittelbar in das Gebiet der Wissenschaft fallen.

Alsdann sind dieses die drei Hauptformen, in welche sich jezt alle Vereinigungen zum Betrieb der Wissenschaften gestalten. Sie kommen zwar überall im neueren Europa vor; aber auch deshalb könnte man wol Deutschland als den Mittelpunkt der Bildung ansehn, weil in anderen Ländern zwar einzelne dieser Formen, Schulen besonders und Akademien, in einem größeren Styl vorkommen, alle drei neben einander aber nirgends so rein heraustreten als bei uns. Auch könnte man wol sagen,

der ganze Typus der sich darin zeigt, sei ursprünglich deutsch, und schließe sich genau der Bildung anderer auch aus Deutschland hervorgegangener Verhältnisse an. Die Schule als das Zusammensein der Meister mit den Lehrburschen, die Universität mit den Gesellen, und die Akademie als Versammlung der Meister unter sich. Doch für die Meisten, die von einer tiefen Verachtung für alles Zunftwesen durchdrungen sind, heißt dies wol wenigstens das was erst beschrieben werden soll, durch dunkleres erläutern, wo nicht gar die wissenschaftlichen Anstalten herabwürdigen durch Gleichsezung mit diesen verschrienen Formen, denen aber doch auch gar viel Schönes zum Grunde liegt. Betrachten wir also diese drei Verbindungen, Schule, Universität und Akademie lieber für sich, und fragen, was doch jede bedeutet, und wie sie unter sich zusammenhängen. Denn ohne sie alle drei verstanden zu haben, möchte es uns schwerlich gelingen über das Wesen und die zwekmäßige Einrichtung der einen, auf die es uns ankommt, einig zu werden.

Die Wissenschaft, wie sie in der Gesammtheit der gebildeten Völker als ihr gemeinschaftliches Werk und Besizthum vorhanden ist, soll den Ein-

zelnen zur Erkenntniß hinanbilden, und der Einzelne soll auch wiederum an seinem Theil die Wissenschaft weiter bilden. Dies sind die beiden Verrichtungen auf welche alles gemeinschaftliche Thun auf diesem Gebiet hinausläuft. Man sieht leicht, wie die erste von ihnen in der Schule ganz die Oberhand hat und in der Akademie dagegen die andere. Die Schulen sind durchaus gymnastisch, die Kräfte übend, und besitzen ihren fremden Namen mit Recht. Den Knaben von besserer Natur und hervorstechenden Gaben, welche die Vermuthung erregen, er könne für die Wissenschaft empfänglich sein, oder wenigstens eine Masse von Kenntnissen vortheilhaft verarbeiten, diesen übernehmen sie, und versuchen auf alle Weise, ob dem wirklich also sei. Zweierlei aber ist, woran sich zeigen muß, ob ein Mensch für diese höhere Bildung sich eigne, auf der einen Seite ein bestimmtes Talent, welches ihn an ein einzelnes Feld der Erkenntniß fesselt, auf der andern der allgemeine Sinn für die Einheit und den durchgängigen Zusammenhang alles Wissens, der systematisch philosophische Geist. Zusammentreffen muß beides, wenn der Mensch sich zu etwas ausgezeichnetem bilden soll. Auch das entschiedenste Talent wird ohne diesen Geist keine Selbstständig-

keit haben, und nicht weiter gedeihen können, als daß es ein tüchtiges Organ wird für Andere, die das wissenschaftliche Princip in sich haben. Und der systematische Geist ohne ein bestimmtes Talent wird sich mit seinen Productionen in einem sehr engen Kreise herumdrehen, und sich in wunderlichen Auswüchsen Wiederholungen und Umbildungen immer des nemlichen höchst allgemeinen erschöpfen, weil er eben keines Stoffes recht Meister ist.

Dies hindert aber nicht, daß nicht auch bei der Vereinigung beider, bei Einigen das Talent hervorherrsche, bei Andern der allgemeine wissenschaftliche Geist. Beides aber bedarf, wo es nicht in einem ganz ausgezeichneten Grade vorhanden ist, um erwekt und ans Licht gebracht zu werden, bald mehr bald minder eines absichtlich angebrachten Reizes, einer kunstmäßigen Behandlung. Und so muß die Schule auf beides wirken. Sie muß elementarisch auf der einen Seite den gesammten Inhalt des Wissens in bedeutenden Umrissen vorführen, so daß jedes schlummernde Talent zu seinem Gegenstande sich kann angelokkt fühlen, und muß auf der andern dasjenige besonders herausheben und mit vorzüglichem Fleiß behandeln, worin die wissenschaftliche Form der Einheit und des Zusam-

menhanges am frühsten kann deutlich angeschaut werden, und was aus demselben Grunde zugleich das allgemeine Hülfsmittel alles andern Wissens ist. Aus dieser Ursache sind mit Recht Grammatik und Mathematik die Hauptgegenstände auf Schulen, ich möchte sagen die einzigen, die mit einem Anklang von Wissenschaftlichkeit können vorgetragen werden. Zugleich muß aber auch die Schule methodisch alle geistigen Kräfte so üben, daß sie bestimmt auseinander treten und ihre verschiedenen Functionen klar eingesehen werden, und sie so stärken, daß jede sich eines gegebenen Gegenstandes mit Leichtigkeit ganz bemächtigen kann. Dies vereinigt durch die einfachsten und sichersten Operationen zu bewirken, ist das Ziel der Schulen. Gewiß wird keine auch bei der besten Einrichtung und Leitung dies alles in gleicher Vollkommenheit leisten, sondern die eine mehr in diesem, die andere mehr in jenem Theile sich Vorzüge erwerben. Aber nur um desto nöthiger wird es sein, daß man überall den Gesammtzweck vor Augen behalte, damit jede auf dem Wege zu der ihr angemessenen Virtuosität sich vor verderblicher Einseitigkeit bewahren könne; und desto mehr ist eine höchste allgemeine Leitung zu wünschen, um von jeder solchen Anstalt ganz den Nu-

zen für das wissenschaftliche Gebiet zu ziehen, den sie gewähren kann.

In der Akademie hingegen finden sich die Meister der Wissenschaft vereinigt; und wenn nicht Alle auf gleiche Weise Mitglieder derselben sein können, so sollen wenigstens Alle durch sie repräsentirt werden, und zwischen den Mitgliedern und den übrigen des Namens würdigen Gelehrten ein solcher lebendiger Zusammenhang statt finden, daß die Arbeiten der Akademie wirklich als das Gesammtwerk ihrer aller können angesehen werden. Jeder muß darnach streben, dieser Verbindung anzugehören, weil das Talent, was Einer in sich ausgebildet hat, ohne die Ergänzung der übrigen doch nichts wäre für die Wissenschaft. Darum bilden Alle ein Ganzes, weil sie sich Eins fühlen durch den lebendigen Sinn und Eifer für die Sache des Erkennens überhaupt, und durch die Einsicht in den nothwendigen Zusammenhang aller Theile des Wissens; eben darum aber sondern sie sich auch wieder in verschiedene Abtheilungen, weil jeder Zweig des Wissens einer noch engern Vereinigung bedarf, um gründlich und zwekmäßig bearbeitet zu werden. Je feiner diese Verzweigung sich vervielfältiget und je lebendiger dabei die Einheit des Ganzen bleibt,

ohne sich in eine leere Form zu verlieren, so daß in jedem Einzelnen die Theilnahme an den Fortschritten des Ganzen und der Eifer für sein besonderes Fach einander gegenseitig beleben, und also die engste Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Theilen der Wissenschaft in dem Schooß der Akademie auf das leichteste unterhalten wird; um desto vollkommner ist die Einrichtung des Ganzen.

Wie viele Akademien nach dieser Idee Deutschland wol haben sollte? Eine höchstens oder zwei, eine nördliche und eine südliche, die aber auch in der innigsten Verbindung stehn, und überall, theils wo ein natürlicher Zusammenfluß von Gelehrten aller Art entstünde, theils wo ein Ort für ein besonderes wissenschaftliches Gebiet sich vorzüglich eignete, ihre Töchter haben müßten. So lange eine solche Vereinigung, nach welcher der Natur der Sache wegen alles strebt, noch nicht erfolgt ist, können sich also unsere zerstreuten gelehrten Gesellschaften nur als Bruchstükke ansehn, und nur durch das lebhafteste Verkehr unter einander sich ihr Daseyn bis zu diesem Zeitpunkt, der vielleicht nicht mehr fern ist, erhalten.

Mit dieser Ansicht von Schulen und Akademien stimmt auch das ganze Verfahren dieser Anstalten

zusammen. Die Schulen geben in den öffentlichen Prüfungen eine Ausstellung, die ganz gymnastisch ist, und nur zeigen kann, wie weit die intellectuellen Kräfte für das Wissen geübt sind. Literarische Productionen aber kommen ihnen als solchen gar nicht zu, weil nichts öffentlich erscheinen soll, was nicht die Wissenschaft weiter fördert. Darum sieht man auch immer den Programmen oder Einladungsschriften der Vorsteher das Misverhältniß an, indem sie entweder gar nicht verdienen aufgestellt zu werden, oder wenn das, sich für das Publicum nicht eignen, welches sie doch zunächst in Anspruch nehmen. Daher in vieler Hinsicht ein vortrefliches Zeichen für eine Schule ist, wenn dergleichen gar nicht von ihr gefertiget werden. Dagegen fordert man von jeder Akademie, daß sie Werke hervorbringt, nemlich nicht große, das Ganze umfassende oder gar revolutionäre Bücher, sondern Sammlungen von Aufsätzen, welche einzelne noch unerforschte Gegenstände beleuchten, eigene Entdekkungen darlegen, neuerfundene Methoden ans Licht bringen oder prüfen. Denn so durch viele kleine Beiträge die Wissenschaften, welche schon Umfang und Sicherheit in gewissem Maaß gewonnen haben, zu fördern, das ist die Sache der Akademie; und je mehr

Gehalt und Zusammenstimmung sich in ihren Werken zeigt, um desto mehr Verdienst wird man ihr zuschreiben. In demselbigen Sinne läßt auch die Akademie Aufgaben zur Auflösung ergehen, theils um sich für einzelne Fälle, wo der Versuche nicht genug gemacht werden können, oder wo Untersuchungen erforderlich sind, die sich nicht an jedem Ort anstellen lassen, auch außerhalb ihrer Mitte Hülfe zu verschaffen — daher mit Recht die eigentlichen Mitglieder ausgeschlossen sind von der Preisbewerbung — theils auch um auszuspüren, wer, noch nicht zu ihr gehörend, sich mit wissenschaftlichen Gegenständen aus einzelnen Gebieten ernsthaft und erfolgreich beschäftiget, damit sie sich aus diesen von Zeit zu Zeit würdige Genossen aneignen könne.

Was ist nun aber die Universität zwischen beiden, der Schule und der Akademie? Man könnte denken, daß diese beiden sich in alle wissenschaftlichen Verrichtungen theilten, und jene ganz überflüssig wäre zwischen ihnen. So urtheilen auch gewiß Manche unter uns, schwerlich mit ächt deutschem Sinn; denn diese Ansicht ist ja die herrschende eines anderen Volkes, welchem, je mehr es sich in sich selbst consolidirte, um so mehr alles ausgegan-

gen ist was einer Universität ähnlich sieht, und nichts übrig geblieben als Schulen und Akademien in unzähliger Menge und in den mannigfaltigsten Formen. Allein man übersieht hiebei offenbar einen sehr wesentlichen Punkt. Die Schulen beschäftigten sich nur mit Kenntnissen als solchen; die Einsicht in die Natur der Erkenntniß überhaupt, den wissenschaftlichen Geist, das Vermögen der Erfindung und der eigenen Combination suchen sie nur vorbereitend anzuregen, ausgebildet aber wird dies alles nicht in ihnen. Die Akademien aber müssen dies alles bei ihren Mitgliedern voraussezen; nur von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt aus, und durch das Bewußtsein desselben — das spricht ihre ganze Organisation aus, wenn sie auch keine Veranlassung finden es ausdrücklich zu erklären — wollen sie die Wissenschaften fördern; auch kann dies nur so auf eine übereinstimmende Weise geschehen. Wie leer müßten die Werke einer Akademie sein, wenn sie überall bloße Empirie triebe, und an keine Principien in jeder Wissenschaft glaubte! Wie leer wäre der ganze Gedanke einer gemeinschaftlichen Beförderung aller Wissenschaften, wenn diese Principien nicht wiederum zusammenstimmten und Ein Ganzes bildeten! und wie jämmerlich die Ausfüh-

rung, wenn etwa die Mitglieder über alle diese Principien uneins wären! Offenbar also wird vorausgesezt, jedes Mitglied einer Akademie sei über die philosphischen Principien seiner Wissenschaft mit sich selbst und den übrigen verstanden, jedes behandle sein Fach mit philosophischem Geist, und eben dieser in Allen sich ähnliche Geist in seiner Vermählung mit dem jedem Einzelnen eigenthümlichen Talent mache nur Jeden zu einem wahren Gliede der Vereinigung. Soll dieser Geist dem Menschen von ohngefähr kommen im Schlaf? soll nur das wissenschaftliche Leben aus dem Nichts entstehen, nicht wie jedes andere durch Erzeugung? soll nur dieses in seinen ersten zarten Aeußerungen keiner Pflege bedürfen, und keiner Erziehung? Hier also liegt das Wesen der Universität. Diese Erzeugung und Erziehung liegt ihr ob, und damit bildet sie den Uebergangspunkt zwischen der Zeit, wo durch eine Grundlage von Kenntnissen, durch eigentliches Lernen die Jugend erst bearbeitet wird für die Wissenschaft, und der, wo der Mann in der vollen Kraft und Fülle des wissenschaftlichen Lebens nun selbst forschend das Gebiet der Erkenntniß erweitert oder schöner anbaut. Die Universität hat es also vorzüglich mit der Einleitung eines Prozesses, mit

der

der Aufsicht über seine ersten Entwikkelungen zu thun. Aber nichts geringeres ist dies als ein ganz neuer geistiger Lebensprozeß. Die Idee der Wissenschaft in den edleren, mit Kenntnissen mancher Art schon ausgerüsteten Jünglingen zu erwekken, ihr zur Herrschaft über sie zu verhelfen auf demjenigen Gebiet der Erkenntniß, dem jeder sich besonders widmen will, so daß es ihnen zur Natur werde, alles aus dem Gesichtspunkt der Wissenschaft zu betrachten, alles Einzelne nicht für sich, sondern in seinen nächsten wissenschaftlichen Verbindungen anzuschauen, und in einen großen Zusammenhang einzutragen in beständiger Beziehung auf die Einheit und Allheit der Erkenntniß, daß sie lernen in jedem Denken sich der Grundgesetze der Wissenschaft bewußt zu werden, und eben dadurch das Vermögen selbst zu forschen zu erfinden und darzustellen, allmählig in sich herausarbeiten, dies ist das Geschäft der Universität. Hierauf deutet auch dieser ihr eigentlicher Name, weil eben hier nicht nur mehrere, wären es auch andere und höhere, Kenntnisse sollen eingesammelt, sondern die Gesamtheit der Erkenntniß soll dargestellt werden, indem man die Principien und gleichsam den Grundriß alles Wissens auf solche Art zur Anschauung bringt,

daß daraus die Fähigkeit entsteht, sich in jedes Gebiet des Wissens hineinzuarbeiten. Hieraus erklärt sich die kürzere Zeit, welche jeder auf der Universität zubringt als auf der Schule; nicht als ob nicht um Alles zu lernen mehr Zeit erfordert würde, sondern weil man das Lernen des Lernens wol abmachen kann in kürzerer; weil eigentlich was auf der Universität verlebt wird, nur Ein Moment ist, nur ein Act vollbracht wird, daß nemlich die Idee des Erkennens, das höchste Bewußtsein der Vernunft, als ein leitendes Prinzip in dem Menschen aufwacht. Hierauf weisen alle Eigenthümlichkeiten hin, welche die Universität von der Schule auf der einen, von der Akademie auf der andern Seite unterscheiden. Auf der Schule geht man nach den Gesezen des leichtesten Fortschrittes von einem Einzelnen zum Andern über, und ist wenig bekümmert darum, ob Jeder überall etwas Ganzes vollende. Auf der Universität dagegen ist man hierauf so sehr bedacht, daß man in jedem Gebiet das Encyclopädische, die allgemeine Uebersicht des Umfanges und des Zusammenhanges als das nothwendigste voranschikt, und zur Grundlage des gesammten Unterrichts macht. Und die Hauptwerke der Universität als solcher sind Lehrbücher, Compendien, deren Endzwekk nicht

ist die Wissenschaft im Einzelnen zu erschöpfen oder zu bereichern, wo auch weder das leichteste noch das schwerste noch das seltenste den Vorzug genießt bei der Auswahl, sondern deren Verdienst in der höhern Ansicht, in der systematischen Darstellung besteht, und welche dasjenige am meisten herausheben, worin sich am faßlichsten die Idee des Ganzen darstellt, und wodurch Umfang und innere Verbindung desselben am anschaulichsten wird. Ferner in den Akademien kommt alles darauf an, daß das Einzelne vollkommen richtig und genau herausgearbeitet werde im Gebiet aller realen Wissenschaften; dagegen die reine Philosophie, die Speculation, die Beschäftigung mit der Einheit und dem Zusammenhang aller Erkenntnisse und mit der Natur des Erkennens selbst durchaus zurücktritt. Gewiß nicht als etwas für das reale Wissen geringfügiges, oder gar an sich verwerfliches und nichtiges. Denn, wie man sich auch anstelle, alles einzelne Wissen ruht doch immer auf jenem Allgemeinen; es giebt kein wissenschaftlich hervorbringendes Vermögen ohne speculativen Geist, und beides hängt so zusammen, daß wer keine bestimmte philosophische Denkungsart sich gebildet hat, auch nichts tüchtiges und merkwürdiges wissenschaftlich selbstständig her-

vorbringen wird, sondern er wird immer, bewußt oder unbewußt, auch da, wo er durch einen wunderbaren Instinkt erfindet, von einer speculativen Richtung der Vernunft abhängen, die sich vielleicht nur in Andern deutlich offenbart. Auch wird eines Jeden philosophische Denkungsart sich in der Sprache, in der Methode, in der Darstellung, bei jedem wissenschaftlichen Werke aussprechen. Sondern deswegen tritt die Philosophie hier zurükk, weil, wenn auf akademische Weise die Wissenschaften gemeinschaftlich sollen gefördert werden, alles rein philosophische schon so muß in Richtigkeit gebracht sein, daß fast nichts mehr darüber zu sagen ist. Diese Voraussezung scheint freilich bisher nirgends unter uns vollkommen begründet gewesen zu sein, und man würde vielleicht nicht zu viel einräumen, wenn man gestände, eine solche völlige Einigung und Befriedigung in Sachen der Philosophie könne sogar unter Einem Volk, wenn es ihm wirklich Ernst ist mit der Sache, nie als wirklich vollendet gegeben sein, sondern nur durch eine immer fortschreitende Annäherung und Verständigung. Allein jede Akademie macht dennoch diese Voraussezung nothwendig, wenigstens in so fern, daß es ihr natürlich ist, dasjenige, was in dieser Hinsicht schon

geschehen ist, als die Hauptsache anzusehn, und was noch übrig ist, als das kleinere. Eine speculative Abtheilung kann sie eigentlich nur in dem Sinne haben, daß sie, voraussezend, es gebe unter Einem Volke nur Eine philosophische Denkungsart, die Einerleiheit dessen, was zu verschiedenen Zeiten verschieden ausgedrükt worden ist, darstellt, die in einer und derselben Zeit gegen einander tretenden Differenzen beleuchtet, was sich philosophisch geberdet und doch nur Polemik gegen die Philosophie ist, in seiner Blöße zeigt, kurz durch historische und kritische Behandlung des auf diesem Gebiete vorhandenen jene Annäherung und Selbstverständigung der Nation befördert. Selbst hervorzubringen aber und neue Wege einzuschlagen auf dem Gebiete der eigentlichen Philosophie, dies scheint der Akademie weniger zuzukommen. Dagegen ist für die Universität allgemein anerkannt der philosophische Unterricht die Grundlage von allem was dort getrieben wird; und weil eben diese höchsten Ansichten vorzüglich mitgetheilt werden sollen, und zwar auf die individuellste Weise, so müssen sie auch in ihrer Differenz von allem, was gleichartiges neben ihnen besteht, dargestellt werden, daher auf und zwischen Universitäten vorzüglich die philosophischen Strei-

tigkeiten ihren Plaz haben, und auf ihnen vornem-
lich die philosophischen Schulen sich bilden.

So ist die Universität in Absicht ihres Haupt-
zwekkes etwas ganz eigenthümliches von Schule und
Akademie gleich wesentlich verschiedenes; allein äus-
serlich, das will nicht sagen zufällig, sondern so wie
es für jedes Innere nothwendig ein Aeußeres giebt,
äußerlich hat sie eben so nothwendig etwas
ähnliches von beiden; sonst würde es auch wunder-
liche Sprünge geben in dem wissenschaftlichen Le-
ben der einzelnen Menschen. Der wissenschaftliche
Geist als das höchste Prinzip, die unmittelbare Ein-
heit aller Erkenntniß kann nicht etwa für sich allein
hingestellt und aufgezeigt werden in bloßer Trans-
cendentalphilosophie, gespensterartig, wie leider
Manche versucht und Spuk und unheimliches Wesen
damit getrieben haben. Leerer läßt sich wol nichts
denken, als eine Philosophie, die sich so rein aus-
zieht, und wartet, daß das reale Wissen, als ein
niederes, ganz anders woher soll gegeben oder ge-
nommen werden; und vergeblicher für die Wissen-
schaft würde wol nichts die Jünglinge in den schön-
sten Jahren vorzüglich beschäftigen, als eine Phi-
losophie, die keine bestimmte Leitung für das künf-
tige wissenschaftliche Leben in allen Fächern gäbe,

sondern höchstens diente den Kopf aufzuräumen, was man ja schon an der gemeinen Mathematik rühmt. Sondern nur in ihrem lebendigen Einfluß auf alles Wissen läßt sich die Philosophie, nur mit seinem Leibe, dem realen Wissen zugleich läßt dieser Geist sich darstellen und auffassen. Daher werden auf der Universität auch Kenntnisse mitgetheilt, höhere zum Theil und andere, die in dem Plan der Schule gar nicht lagen. In so fern entsteht also Zulernen, und die Universität ist zugleich Nachschule. Eben so ist sie auch Vorakademie. Der wissenschaftliche Geist, der durch den philosophischen Unterricht geweckt ist, und durch Wiederanschauung des vorher schon erlernten aus einem höheren Standpunkt sich befestiget und zur Klarheit kommt, muß seiner Natur nach auch gleich seine Kräfte versuchen und üben, indem er von dem Mittelpunkt aus sich tiefer in das Einzelne hineinbegiebt, um zu forschen, zu verbinden, eignes hervorzubringen und durch dessen Richtigkeit die erlangte Einsicht in die Natur und den Zusammenhang alles Wissens zu bewähren. Dies ist der Sinn der wissenschaftlichen Seminarien und der praktischen Anstalten auf der Universität, welche alle durchaus akademischer Natur sind. Daher auch beide Benen-

nungen wieder in die Universität hineinspielen, und sie oft hohe Schule genannt wird, und dann wieder Akademie. Daher es Unverstand ist, zu behaupten, Universitäten dürften solche Anstalten nicht haben, weil sie nur für Akademien gehörten.

Dies scheint im Wesentlichen, wie aus der Betrachtung ihrer Hauptzüge hervorgeht, das Verhältniß jener drei verschiedenen Anstalten zu dem gemeinschaftlichen Zwekke zu sein; und in der That, wenn sie wohl eingerichtet sind und recht in einander greifen, so scheint gar nichts zu fehlen, sondern dieser Zwekk vollständig durch sie erreicht werden zu müssen. Um desto verderblicher aber muß es auch sein, wenn sie ihr Gebiet und ihre Grenzen verkennen. Verderblich, wenn die Schulen sich hinauf versteigen wollen und spielen mit philosophischem Unterricht, um vorzuspiegeln, als sei es nur ein leerer Schein mit dem wesentlichen Unterschiede zwischen ihnen und den Universitäten. Denn nicht sicherer können die Zöglinge verdorben werden für leztere, und für das wissenschaftliche Leben überhaupt, als wenn man sie anleitet, auch die höchste Wissenschaft, die nur Geist und Leben sein kann, und sich sehr wenig äußerlich gestaltet, nur so anzusehen wie eine Summe einzelner Säze und

Angaben, die man eben so erwerben und besizen kann wie andere Schulkenntnisse. Verderblich, wenn die Universitäten ihrerseits jenes Vorgeben wahr machen, und in der That nur fortgesezte Schulen werden, indem sie zwar voreiligerweise Akademien vorstellen und vollendete Gelehrte treibhäuslich bei sich ausbilden wollen durch immer tieferes Hineinführen in das Detail der Wissenschaften, dabei aber, was ihnen eigentlich obliegt, nemlich den allgemeinen wissenschaftlichen Geist zu wekken und ihm eine bestimmte Richtung zu geben, darüber vernachlässigen. Verderblich, wenn die Akademien von Partheigeist ergriffen sich in speculative Streitigkeiten einlassen, oder eben so verderblich, wenn sie in ein nicht allzuwol begründetes reales Wissen eingehüllt, hochmüthig herabsehend auf jene Zwistigkeiten, denen etwa die Lebhaftigkeit der mittheilenden Begeisterung den Anschein des Leidenschaftlichen giebt, sich wenig darum kümmern, ob diejenigen, die sie zur Bereicherung der Wissenschaften unter sich aufnehmen, durch diese speculativen Untersuchungen hindurchgegangen sind oder nicht.

Woher aber diese Mißverständnisse so häufig? Gewiß großentheils aus Mangel an inniger Einheit

in allem was für die Wissenschaft und durch sie unter uns da ist. Wer nur in Einer dieser Formen des wissenschaftlichen Vereins lebt, dem kann es gar leicht begegnen, daß er, durch Vorurtheile verleitet, vergessend was ihm die andern früher gewesen sind, sie für nichts hält, und die seinige zu allem machen will. Diese Vorurtheile finden sich auch überall. Was ist gewöhnlicher, als daß akademische Gelehrte auf den Schulmann als auf einen Unglüklichen in hartes Joch verdammten herabsehn, der, um nur seine Pflicht zu erfüllen, sich unvermeidlich gewöhnen müsse pedantisch an Kleinigkeiten zu haften, und der in den Vorhof der Wissenschaften eingezwängt, die höchsten Genüsse derselben für immer entbehre? was gewöhnlicher, als daß sie den Universitätslehrer als einen sich vornehmer dünkenden Schulmann betrachten, der gleichsam nur ihr Diener sei, bestimmt die Wissenschaften, wie sie sie ihm übergeben, fortzupflanzen, und ihrem Gange demüthig zu folgen als der Unsterblichen Fußtritte? So verschreit wiederum der Schulmann die Akademiker als Müßiggänger, weil sie wenig thäten im Vergleich mit ihm zur Ausbreitung des Reiches der Wissenschaften, und klagt über die Universitätslehrer, als über anmaßende

Undankbare, die oft die bessere Hälfte von dem wieder verdürben, was er gebaut hat. Diese wiederum beweisen den Schulmännern Geringschäzung, als solchen die nur am Buchstaben kleben, und denen der Geist ihrer eignen Wissenschaft größtentheils fremd bleibt, und schildern die Akademien als Versorgungs- oder Mitleidsanstalten für zudringliche falschberühmte oder abgelebte Gelehrte. Wie verkehrt ist dieses Alles! Der tüchtige Vorsteher einer gelehrten Schule muß als Gegengewicht gegen das was er beständig auszuüben hat, und selbst als Leitung dafür, eine Umsicht des Ganzen besizen, durch die er in seiner Person die Akademie repräsentirt; er bedarf derselben wissenschaftlichen Besonnenheit, desselben reinen Beobachtungsgeistes, wie Einer der die Wissenschaft weiter fördert, und die Entwiklung der Jugend, die er leitet, ist wol schwieriger als irgend eine einzelne Untersuchung. Wie der Akademiker in einsamer Meditation alle vorhandene Resultate erwägen, alle Andeutungen benuzen, und so neue Entdekkungen fördern, und wie der Universitätslehrer immer in demselben Kreise sich umdrehend mit der erkenntnißlustigen Jugend leben und sie auf alle Weise erregen, dies sind freilich zwei sehr verschiedene Beschäftigungen:

aber von der einen aus über die andere als über etwas weit geringeres hinwegsehen, das kann doch nur der, welcher gar nicht beide mit einander verbindet. Und es ist unmöglich, daß dies dem ausgezeichnetern Gelehrten begegne. Denn auch der stillste emsigste Forscher muß eben in seinen glüklichsten Augenblikken, in denen der Entdekkung, welche doch allemal auch zu einer neuen lebendigern Ansicht des Ganzen führt, sich zu der belebendsten begeisterten Mittheilung aufgelegt fühlen, und wünschen, sich im Geiste der Jünglinge ausgießen zu können. Und kein bedeutender Universitätslehrer kann wol eine Zeitlang seinen Lehrstuhl würdig ausgefüllt haben, ohne auf Untersuchungen und Aufgaben gestoßen zu sein, die ihm den großen Werth einer Vereinigung fühlbar machen, in der Jeder bei Allen Unterstüzung und Hülfe findet auf seinem wissenschaftlichen Wege. Um aber diese gegründete gegenseitige Werthschäzung bei Allen immer zu erhalten, müßte eine genauere Gemeinschaft gestiftet sein zwischen den öffentlichen Bildungsanstalten; die vortreflichsten Schulmänner, Universitätslehrer und Akademiker müßten gemeinschaftlich an der Spize der wissenschaftlichen Angelegenheiten stehen, dann würde sich wahrer Gemeinsinn für ihre

ganze Sache von ihnen aus unter allen Gelehrten immer weiter verbreiten.

Geschieht das nicht? wird man fragen; vereinigt nicht der Staat Gelehrte aus allen diesen verschiedenen Klassen in den Verwaltungsräthen, durch welche er die Sache des öffentlichen Unterrichtes leitet? Wohl; aber als Staatsdiener vereiniget er sie da mit andern Geschäftsmännern, unter ihm eigenthümlichen, ihnen aber fremden Formen, zu einer Aufsicht die alles immer vorzüglich in Beziehung auf den Staat betrachtet. Von hier aus giebt es für die Verhältnisse dieser Anstalten eine ganz andere Ansicht; und jemehr bei so beamteten Gelehrten ihr Verhältniß als Staatsdiener überwiegt, was so natürlich erfolgen muß, um desto leichter tragen sie dann auch diese Ansicht auf ihren eigentlich wissenschaftlichen Wirkungskreis über, alles schätzend und behandelnd nach seinem unmittelbaren Einfluß auf den Staat, und, wie auch die Erfahrung lehrt, gewiß nicht zum Vortheil der geistigen Verbesserung. Es ist dem ganzen Gang neueuropäischer Bildung angemessen, daß die Regierungen auch der Wissenschaften sich aufmunternd annehmen, und die Anstalten zu ihrer Verbreitung in Gang bringen mußten, wie es mit Künsten und

Fertigkeiten aller Art der Fall zu sein pflegt. Allein hier wie überall kommt eine Zeit, wo diese Vormundschaft aufhören muß. Sollte diese nicht für Deutschland allmählig eintreten, und wenigstens in dem protestantischen Theile desselben bald rathsam sein, daß der Staat die Wissenschaften sich selbst überlasse, alle innern Einrichtungen gänzlich den Gelehrten als solchen anheimstelle, und sich nur die ökonomische Verwaltung, die polizeiliche Oberaufsicht, und die Beobachtung des unmittelbaren Einflusses dieser Anstalten auf den Staatsdienst vorbehalte? Die Akademien, denen die Regierungen immer nur einen mittelbaren Einfluß auf ihre Zwekke zutrauten, sind von jeher freier gewesen, und haben sich wol dabei befunden. Aber Schulen und Universitäten leiden je länger je mehr darunter, daß der Staat sie als Anstalten ansieht, in welchen die Wissenschaften nicht um ihret sondern um seinetwillen betrieben werden, daß er das natürliche Bestreben derselben, sich ganz nach den Gesezen welche die Wissenschaft fodert zu gestalten, mißversteht und hindert, und sich fürchtet, wenn er sie sich selbst überließe, würde sich bald alles in dem Kreise eines unfruchtbaren vom Leben und von der Anwendung weit entfernten Lernens und Leh-

rens herumdrehen, vor lauter reiner Wißbegierde würde die Lust zum Handeln vergehn, und niemand würde in die bürgerlichen Geschäfte hinein wollen. Dies scheint seit langer Zeit die Hauptursache zu sein, weshalb der Staat sich zu sehr auf seine Weise dieser Dinge annimmt. Und allerdings kann man nicht läugnen, daß wenn den Reden zu glauben wäre, die bisweilen einige Philosophen führen, so würden diese alle ihre Schüler, und sie wissen die Jugend sehr zu fesseln, von aller bürgerlichen Thätigkeit zurükhalten. Allein warum sollte man das, und warum dem vorübergehenden Reiz einen so dauernden Einfluß zuschreiben? So ist von jeher gesprochen worden, und von jeher sind die jungen Männer aus den Schulen der Weisen unmittelbar in die Säle der Gerichtshöfe und die Verwaltungskammern geströmt, um die Menschen beherrschen zu helfen. Schauen und Thun, wenn sie auch gegen einander reden, arbeiten einander immer in die Hände; das Verhältniß zwischen denen, welche sich der bloßen Wissenschaft widmen, und den übrigen bestimmt die Natur selbst immer richtig und sehr ebenmäßig. Man vergleiche nur den großen Haufen derer, welche durch die Schulen und Universitäten hindurchgehn, mit der kleinen

Anzahl derer, welche endlich die Akademie eines Volkes bilden, und betrachte, wie viele auch von den lezteren noch zugleich angesehene Staatsdiener sind, um sich hierüber für immer zu beruhigen, und zu gestehen, daß der Staat Vorsprung genug hat durch die vielen Vortheile die er allein bieten kann, und durch die Gewalt mit welcher politisches Talent, wo es sich irgend findet, immer durchzubrechen weiß. Nährt aber der Staat durch falsche Besorgnisse und darauf gegründete Anordnungen jene Mißverständnisse der mit der Verbreitung der Wissenschaften beschäftigten Gelehrten unter sich: so werden die Schulen ungründlich; auf den Universitäten wird die Hauptsache unter einer Menge von Nebendingen erstikt; die Akademien werden verächtlich, wenn sie sich je länger je mehr mit lauter unmittelbar nüzlichen Dingen beschäftigen, und der Staat beraubt sich selbst auf die Länge der wesentlichsten Vortheile, welche ihm die Wissenschaften gewähren, indem es ihm je länger je mehr an solchen fehlen muß, die Großes auffassen und durchführen, und mit scharfem Blikk die Wurzel und den Zusammenhang aller Irrthümer aufdekken können.

3.

Nähere Betrachtung der Universität im Allgemeinen.

Die Vergleichung der Universität mit den Schulen und Akademien hat uns ihren wesentlichen Charakter gezeigt, vermöge dessen sie nothwendig in die Mitte tritt zwischen beide, daß nemlich durch sie der wissenschaftliche Geist in den Jünglingen soll gewekt, und zu einem klaren Bewußtsein gesteigert werden. Und dies haben wir fast ohne Beweis, wie es denn höchst anschaulich ist für sich, hinzugenommen, daß hiezu die formelle Speculation allein nicht hinreiche, sondern diese gleich verkörpert werden müsse in dem realen Wissen. Auch genügt hiezu nicht etwan eine beliebige Auswahl von Kenntnissen, wie auf Schulen zur gymnastischen Uebung. Denn der wissenschaftliche Geist ist seiner Natur nach systematisch, und so kann er unmöglich in einem Einzelnen zum klaren Bewußtsein gedeihen, wenn ihm nicht auch das Gesammtgebiet des Wissens wenigstens in seinen Grundzügen zur Anschauung kommt. Noch weniger können sich in den Einzelnen der allgemeine Sinn und das besondere Talent vereint zu einem eigenthümlichen intellectuellen Leben ausbilden, wenn nicht auf der Universität Jeder

dasjenige findet, was sein besonderes Talent anregen kann. Die Universität muß also alles Wissen umfassen, und in der Art, wie sie für jeden einzelnen Zweig sorget, sein natürliches inneres Verhältniß zu der Gesammtheit des Wissens, seine nähere oder entferntere Beziehung auf den gemeinschaftlichen Mittelpunkt ausdrükken. Nur Eine Abweichung hievon, scheint es, kann man gestatten, daß nemlich dasjenige überwiegend hervorgezogen werde, wohin sich überhaupt das Talent der Nation vorzüglich neigt; eine Abweichung, die sich auch nur in den der Akademie sich nähernden Veranstaltungen der Universität zeigen dürfte.

So müßte es sein, wenn ohne fremden Einfluß der wissenschaftliche Trieb allein die Universitäten errichtete und ordnete. Sehen wir aber, wie sie sind, so finden wir alles ganz anders. Wissenschaftlich angesehen erscheint das meiste höchst unverhältnißmäßig, dem unbedeutenden ein großer Raum vergönnt, vieles, was an sich gar nicht zusammenzugehören scheint, äußerlich verbunden, wichtiges dagegen verkürzt, oder noch ganz neu aussehend, als ob es erst hinzugekommen wäre, vieles auch so behandelt, als wäre es gar nicht für die bestimmt in denen wissenschaftlicher Geist sich entwikkeln

will, sondern für die, denen er ewig fremd blei-
ben muß.

Offenbar geht dieser Geist nicht in Jedem auch
nicht in allen denen auf, die wol fähig und geneigt
sind eine schöne Masse von Kenntnissen zu sam-
meln, und in gewissem Sinne zu verarbeiten.
Deshalb soll schon die gelehrte Schule nur eine
Auswahl junger Naturen in sich fassen, und aus
diesen selbst wiederum nur eine Auswahl zur Uni-
versität senden; allein weil sie nur vorbereitend ist,
und nicht bestimmt diese Gesinnung selbst schon ans
Licht zu bringen, so kann sie auch über den Grad
der wissenschaftlichen Fähigkeit nicht zuverlässig und
definitiv entscheiden. Sie schließt aus der Lust und
Leichtigkeit, mit welcher die von ihr dargebotenen
Kentnisse aufgefaßt werden, aus der mehr oder
minder aufkeimenden Vorliebe für den wissenschaft-
lichen Gehalt in denselben. Aber das alles ist
ziemlich trüglich, und das sicherste davon grade am
wenigsten in eine äußerlich gültige Form zu bringen.
Wie oft findet man erstaunlichen Fleiß und große
Lust und Liebe, die sich nur für den Kenner durch
etwas gar unbewußtes thierisches unterscheidet, bei
gar wenig Geist und Talent. Ja bei Manchen öf-
net sich grade in dieser entscheidenden Zeit eine

taube Blüthe, die nur zu leicht für fruchtbar gehalten wird. Und wiederum wenn die Schule sich in ihrem Urtheil die größte Strenge zum Gesez machen wollte: wie Manche, die sich erst später entwikkelt hätten, würden dann voreilig der ferneren Pflege beraubt. Kurz, es ist unvermeidlich, daß Viele zur Universität kommen, die eigentlich untauglich sind für die Wissenschaft im höchsten Sinne, ja daß diese den größeren Haufen bilden, weil in der That dies weit weniger nachtheilig sein kann, als wenn ein einziges großes und entschiedenes Talent die wohlthätigen Einflüsse dieser Anstalt ganz entbehren müßte. Der Gedanke, schon auf der Schule oder beim Abgehn von derselben eine Trennung festzusezen zwischen denen, welche der höchsten wissenschaftlichen Bildung fähig, und denen, die für eine untergeordnete Stuffe bestimmt sind, und für leztere eigene Anstalten zu stiften, wo sie ohne die philosophischen Anleitungen der Universität gleich für ihr bestimmtes Fach der Erkenntniß mehr handwerksmäßig und traditionell weiter gebildet würden, dieser Gedanke ist Jedem furchtbar und schreklich der an der Bildung der Jugend einen lebendigen Antheil nimmt. Nicht in eine Zeit gehört er, wo jede Aristokratie der Natur der Sache nach unter-

gehen muß, sondern in eine solche, wo man sie erst recht pflegen und erweitern will. Oder meint man, angehende Jünglinge, welche sich auf gelehrten Schulen auch nur mit einigem Erfolge gebildet haben, sollten sich selbst zu einer Zeit, wo sie unmöglich schon sich selbst zu erkennen vermögen, das Urtheil einer solchen Herabsezung sprechen, und nicht vielmehr nach aller Herrlichkeit der Wissenschaft ihre Hand ausstrekken wollen? Solche verdienten wirklich ganz verstoßen und verunehrt zu werden! Nein, man lasse zusammen die treflicheren und die minderen Köpfe erst die entscheidenden Versuche durchgehen, welche auf der Universität angestellt werden, um ein eignes wissenschaftliches Leben in den Jünglingen zu erzeugen, und erst wenn diese alle ihres höchsten Zwekkes verfehlt haben, werden sich von selbst die Meisten auf die untergeordnete Stuffe treuer und tüchtiger Arbeiter stellen. Solcher bedarf der wissenschaftliche Verein gar sehr; denn die wenigen wahrhaft herrschenden und bildenden Geister können gar viele Organe in Thätigkeit sezen. Darum müssen die Universitäten so eingerichtet sein, daß sie zugleich höhere Schulen sind, um diejenigen weiter zu fördern, deren Talente, wenn sie auch selbst auf die höchste Würde der

Wissenschaft Verzicht leisten, doch sehr gut für dieselbe gebraucht werden können. Und zwar darf sich dies nicht als eine besondere Veranstaltung äußerlich unterscheiden lassen, weil ja auch beide Klassen von Lernenden nicht äußerlich unterschieden sind, sondern sich erst durch die That selbst von einander trennen sollen. Noch mehr aber bedarf der Staat von diesen Köpfen der zweiten Klasse. Er kann sehr wohl einsehen, daß die obersten Geschäfte in jedem Zweige nur denen mit Vortheil anvertraut werden, welche von wissenschaftlichem Geiste durchdrungen sind, und wird doch danach streben müssen, daß ihm auch der größte Theil von jenen untergeordneten Talenten anheim falle, welche auch ohne diesen höheren Geist ihm durch wissenschaftliche Bildung und eine Masse von Kenntnissen brauchbar sind. Daher muß er nun aus demselben Grunde dafür sorgen, daß die Universitäten zugleich höhere Specialschulen sein für alles dasjenige, was von den in seinem Dienst nuzbaren Kenntnissen zunächst mit der eigentlichen wissenschaftlichen Bildung zusammenhängt; und wenn es auch auf diesem Gebiete nicht eben so nothwendig ist, ist es doch natürlich genug, auch hier die äußere Unterscheidung zu vermeiden.

So weit ist also alles gut, und auch dies leztere nicht als ein Mißbrauch, oder als eine Verunreinigung rein wissenschaftlicher Anstalten anzusehen; sondern vielmehr vortreflich, weil auf diese Weise doch auch in der größeren Masse der Gebildeten so viel als jedem möglich ist aufgeregt werden kann, wenigstens vom Sinn für wahre Erkenntniß, weil denen, die eine solche Schule gemacht haben, wenigstens eingeprägt bleiben muß das Gefühl der Abhängigkeit der Kenntnisse, die sie dort einsammelten von den höheren wissenschaftlichen Bestrebungen, und weil die Bildungsanstalten für den Dienst des Staates durch ihre Verbindung mit den rein wissenschaftlichen empfänglicher bleiben müssen für jede Verbesserung, und in sich selbst lebendiger. Und dieses ist unstreitig das Wesen der deutschen Universitäten, wie sie seit langer Zeit wirklich sind. Wenn aber hie und da die Regierungen anfangen, den politischen Theil dieser Anstalten für die Hauptsache anzusehen, hinter welcher das eigentlich wissenschaftliche in jedem streitigen Falle zurükstehen müsse: so ist das schon ein sehr verderblicher Mißverstand; und wenn sie gar wünschen, der Form der Universität ganz überhoben zu sein, und an die allgemeinen gelehrten Schulen

gleich die Specialschulen für die verschiedenen Fächer des Staatsdienstes anknüpfen zu können, so ist dies ein trauriges Zeichen davon, daß man den Werth der höchsten Bildung für den Staat verkennt, und daß man den bloßen Mechanismus dem Leben vorzieht Ja, wo ein Staat die Universitäten, den Mittelpunkt die Pflanzschule aller Erkenntniß zerstörte, und alle dann nur noch gleichsam wissenschaftliche Bestrebungen zu vereinzeln und aus ihrem lebendigen Zusammenhang herauszureißen suchte: da darf man nicht zweifeln, die Absicht oder wenigstens die unbewußte Wirkung eines solchen Verfahrens ist Unterdrükkung der höchsten freiesten Bildung und alles wissenschaftlichen Geistes, und die unfehlbare Folge das Ueberhandnehmen eines handwerksmäßigen Wesens, und einer kläglichen Beschränktheit in allen Fächern. Unüberlegt handeln diejenigen, oder sind von einem undeutschen verderblichen Geiste angestekt, die uns eine Umbildung und Zerstreuung der Universitäten in Specialschulen vorschlagen; so wie in jedem Lande, wo jene Form von selbst ausstürbe, oder wo, auch wenn die Regierung es nicht hinderte, doch nie eine wahre Universität zu Stande käme, sondern alles immer schulmäßig bliebe, die Wissenschaft gewiß im

Rükgang und der Geist im Einschlafen begriffen sein müßte.

Wie nun, so lange der Staat die Grenzen des rechtmäßigen Einflusses, den ihm die Wissenschaft gestatten kann, nicht überschreitet, der Unterricht auf der Universität sich gestalten muß, das läßt sich an jeder nur noch mittelmäßig eingerichteten leicht erkennen. Das Allgemeinste nemlich ist Allen gemein, und Alle beginnen damit, und trennen sich erst späterhin auf dem Gebiet des Besondern, nachdem in Jedem sein eigenthümliches Talent und mit demselben die Liebe zu dem Geschäft erwacht ist, in welchem er es vorzüglich kann geltend machen. Alles also beginnt mit der Philosophie, mit der reinen Speculation, und was etwa noch propädeutisch als Uebergang von Schule zu Universität dazu gehört. Nur beruht das Leben der ganzen Universität, das Gedeihen des ganzen Geschäftes darauf, daß es nicht die leere Form der Speculation sei, womit allein die Jünglinge gesättigt werden, sondern daß sich aus der unmittelbaren Anschauung der Vernunft und ihrer Thätigkeit die Einsicht entwikkele, in die Nothwendigkeit und den Umfang alles realen Wissens, damit von Anfang an der vermeinte Gegensaz zwischen Vernunft und Erfahrung, zwi-

schen Speculation und Empirie vernichtet, und so das wahre Wissen nicht nur möglich gemacht, sondern seinem Wesen nach wenigstens eingehüllt gleich mit hervorgebracht werde. Denn ohne hier über den Werth der verschiedenen philosophischen Systeme zu entscheiden, ist doch klar, daß sonst gar kein Band sein würde zwischen dem philosophischen Unterricht und dem übrigen, und gar nichts bei demselben herauskommen, als etwa die Kenntniß der logischen Regeln, und ein in seiner Bedeutung und Abstammung nicht verstandener Apparat von Begriffen und Formeln. Die Aussicht also muß eröfnet werden schon durch die Philosophie in die beiden großen Gebiete der Natur und der Geschichte, und das Allgemeinste in beiden muß nicht minder Allen gemein sein. Von der höhern Philologie, sofern in der Sprache niedergelegt sind alle Schäze des Wissens und auch die Formen desselben sich in ihr ausprägen, von der Sittenlehre, sofern sie die Natur alles menschlichen Seins und Wirkens darlegt, müssen die Haupt-Ideen Jedem einwohnen, wenn er auch seine besondere Ausbildung mehr auf der Seite der Naturwissenschaft sucht; so wie sich kein wissenschaftliches Leben denken läßt für den, dem jede Idee von der Natur fremd bliebe, die Kenntniß

ihrer allgemeinsten Prozesse und wesentlichsten Formen, der Gegensaz und Zusammenhang in dem Gebiete des organischen und unorganischen. Daher das Wesen der Mathematik, der Erdkenntniß, der Naturlehre und Naturbeschreibung Jeder inne haben muß. Jemehr aber ins Besondere hinein, in Geschichtsforschung, Staats und Menschenbildungskunst, in Geologie und Physiologie, desto mehr auch beschränkt sich Jeder auf das Einzelne, wozu er berufen ist; und an diese Beschränkung wendet sich hernach der Staat mit seinen besondern Instituten für die, welche an der politischen und religiösen Fortbildung, so wie an der physischen Erhaltung und Vervollkommnung der Bürger arbeiten sollen; Institute welche, wenn sie der Universität nicht ganz fremd und verderbliche Auswüchse auf ihr sein sollen, sich selbst abhängig erklären und erhalten müssen von der wissenschaftlichen Behandlung der Natur und der Geschichte, und mithin von der Philosophie.

Weil aber selbst hierin, und ohnerachtet an diesem Unterricht Viele theilnehmen, denen der philosophische die wahre Weihe nicht gegeben hat, dennoch der äußere Unterschied, um auch von dieser Seite die Einheit des Ganzen nicht zu stören, mög-

lichst vermieden wird, weil in jedem Unterricht, wenn er noch einigermaßen dem Charakter der Universität treu bleibt, die wissenschaftliche Darstellung die Hauptsache ist, und das Detail nur Werth hat als Belag, als Handhabe, als roher Stoff für die Versuche in eigner Combination und Darstellung: so ist auch die Lehrweise mit geringen Abstufungen überall dieselbe.

Wenige verstehen die Bedeutung des Kathedervortrages; aber zum Wunder hat er sich, ohnerachtet immer von dem größten Theile der Lehrer sehr schlecht durchgeführt, doch immer erhalten, zum deutlichen Beweise, wie sehr er zum Wesen einer Universität gehört, und wie sehr es der Mühe lohnt, diese Form immer aufzusparen für die Wenigen, die sie von Zeit zu Zeit recht zu handhaben wissen. Ja man könnte sagen, der wahre eigenthümliche Nuzen, den ein Universitätslehret stiftet, stehe immer in gradem Verhältniß mit seiner Fertigkeit in dieser Kunst.

Jede Gesinnung, die wissenschaftliche wie die religiöse, bildet und vervollkommet sich nur im Leben, in der Gemeinschaft Mehrerer. Durch Ausströmung aus den Gebildetern, Vollkommenern, wird sie zuerst aufgeregt und aus ihrem Schlum-

mer erwekt in den Neulingen; durch gegenseitige Mittheilung wächst sie und stärkt sich in denen die einander gleich sind. Wie nun die ganze Universität ein solches wissenschaftliches Zusammenleben ist; so sind die Vorlesungen insbesondere das Heiligthum desselben. Man sollte meinen, das Gespräch könne am besten das schlummernde Leben wekken und seine ersten Regungen hervorlokken, wie denn die bewundernswürdige Kunst des Alterthums in dieser Gattung noch jezt dieselben Wirkungen äußern. Es mag auch so sein zwischen Zweien, oder wo aus einer ganzen Menge Einer als Repräsentant derselben mit Sicherheit kann aufgestellt werden, oder wenn Einzelne die niedergeschriebenen treflichen Werke dieser Art genießen, und gleichsam das Dargestellte an sich wiederholend durchleben. Allein es muß wol nicht so sein unter Vielen und in der neueren Zeit, weil doch ohnerachtet so mancher erneuerten Versuche das Gespräch nie als allgemeine Lehrform auf dem wissenschaftlichen Gebiet aufgekommen ist, sondern die zusammenhangende Rede sich immer erhalten hat. Es ist auch leicht einzusehen warum. Unsere Bildung ist weit individueller als die alte, das Gespräch wird daher gleich weit persönlicher, so daß kein Einzelner im

Namen Aller als Mitunterredner aufgestellt werden kann, und das Gespräch eine viel zu äußerliche nur verwirrende und störende Form sein würde. Aber der Kathedervortrag der Universität muß allerdings, weil er Ideen zuerst zum Bewußtsein bringen soll, doch in dieser Hinsicht die Natur des alten Dialogs haben, wenn auch nicht seine äußere Form; er muß darnach streben, einerseits das gemeinschaftliche Innere der Zuhörer, ihr Nichthaben sowol als ihr unbewußtes Haben dessen, was sie erwerben sollen, andererseits das Innere des Lehrers, sein Haben dieser Idee und ihre Thätigkeit in ihm recht klar ans Licht zu bringen. Zwei Elemente sind daher in dieser Art des Vortrages unentbehrlich und bilden sein eigentliches Wesen. Das eine möchte ich das populäre nennen; die Darlegung des muthmaßlichen Zustandes, in welchem sich die Zuhörer befinden, die Kunst sie auf das Dürftige in demselben hinzuweisen und auf den lezten Grund alles Nichtigen im Nichtwissen. Dies ist die wahre dialektische Kunst, und je strenger dialektisch, desto populärer. Das andere möchte ich das productive nennen. Der Lehrer muß alles was er sagt, vor den Zuhörern entstehen lassen; er muß nicht erzählen was er weiß, sondern sein eignes Erkennen, die

That selbst, reproduciren, damit sie beständig nicht etwa nur Kenntnisse sammeln, sondern die Thätigkeit der Vernunft im Hervorbringen der Erkenntniß unmittelbar anschauen und anschauend nachbilden. Der Hauptsitz dieser Kunst des Vortrags ist freilich die Philosophie, das eigentlich speculative; aber alles Lehren auf der Universität soll ja auch hievon durchdrungen sein, also ist doch dies überall die eigentliche Kunst des Universitätslehrers. Zwei Tugenden müssen sich in ihr vereinigen; Lebendigkeit und Begeisterung auf der einen Seite. Sein Reproduciren muß kein bloßes Spiel sein, sondern Wahrheit; so oft er seine Erkenntniß in ihrem Ursprung, in ihrem Sein und Gewordensein vortragend anschaut, so oft er den Weg vom Mittelpunkt zum Umkreise der Wissenschaft beschreibt, muß er ihn auch wirklich machen. Bei keinem wahren Meister der Wissenschaft wird das auch anders sein; ihm wird keine Wiederholung möglich sein, ohne daß eine neue Combination ihn belebt, eine neue Entdekkung ihn an sich zieht; er wird lehrend immer lernen, und immer lebendig und wahrhaft hervorbringend dastehn vor seinen Zuhörern. Eben so nothwendig ist ihm aber auch Besonnenheit und Klarheit, um was die Begeisterung wirkt

verständlich und gedeihlich zu machen, um das Bewußtsein seines Zusammenseins mit den Neulingen immer lebendig zu erhalten, daß er nicht etwa nur für sich, sondern wirklich für sie rede, und seine Ideen und Combinationen ihnen wirklich zum Verständniß bringe und darin befestige, damit nicht etwa nur dunkle Ahndungen von der Herrlichkeit des Wissens in ihnen entstehen, statt des Wissens selbst. Kein Universitätslehrer kann wahren Nuzen stiften, wenn er von einer dieser Treflichkeiten ganz entblößt ist; und die rechte gesunde Fülle der Anstalt besteht darin, daß was etwa einem Lehrer, der von der einen Seite sich vorzüglich auszeichnet, an der andern menschlicher Weise abgeht, durch einen Andern ersezt werde. Diese beiden Tugenden des Vortrags sind die wahre Gründlichkeit desselben, nicht eine Anhäufung von Literatur, welche dem Anfänger nichts hilft, und vielmehr in Schriften muß niedergelegt als mündlich mitgetheilt werden; aus ihnen fließt die ächte Klarheit, nicht besteht sie in unermüdetem Wiederkäuen, in preiswürdiger Dünne und Dürre des Gesagten; aus ihnen die wahre Lebendigkeit, nicht aus dem Reichthum gleichbedeutender Beispiele, und gleichviel ob guter oder schlechter, nebenherlaufender Einfälle und

pole-

polemischer Ausfälle. Wunderbar genug ist die Gelehrsamkeit eines Professors zum Sprüchwort geworden. Je mehr er besizt, desto besser freilich; aber auch die größte ist unnüz ohne die Kunst des Vortrages. Uebet der Lehrer diese an seinen Schülern gehörig aus, so kann es wenig schaden, wenn sie ihn auch bisweilen darauf ertappen, etwas Einzelnes auf dem Gebiet seiner Wissenschaft nicht zu wissen; sie werden dennoch wissen, daß er die Wissenschaft als solche vollkommen besizt. Ja man kann immer hoffen, daß einem jungen Universitätslehrer die Gelehrsamkeit noch komme: wenn er aber jenes Talent der Mittheilung nicht in den Jahren hat, wo er seinen Zuhörern am nächsten steht, so wird er es späterhin schwerlich erlangen. Was hilft alle Gelehrsamkeit, wenn statt des ächten Kathedervortrags nur der falsche Schein, die leere Form davon vorhanden ist! Nichts jämmerlicheres zu denken als dieses. Ein Professor, der ein ein für allemal geschriebenes Heft immer wieder abliest und abschreiben läßt, mahnt uns sehr ungelegen an jene Zeit, wo es noch keine Drukkerei gab, und es schon viel werth war, wenn ein Gelehrter seine Handschrift Vielen auf einmal dictirte, und wo der mündliche Vortrag zugleich statt der Bücher

dienen mußte. Jezt aber kann niemand einsehn, warum der Staat einige Männer lediglich dazu besoldet, damit sie sich des Privilegiums erfreuen sollen, die Wohlthat der Drukkerei ignoriren zu dürfen, oder weshalb wol sonst ein solcher Mann die Leute zu sich bemüht, und ihnen nicht lieber seine ohnehin mit stehenbleibenden Schriften abgefaßte Weisheit auf dem gewöhnlichen Wege schwarz auf weiß verkauft. Denn bei solchem Werk und Wesen von dem wunderbaren Eindrukk der lebendigen Stimme zu reden, möchte wol lächerlich sein.

Soll aber der Vortrag den geforderten Charakter haben: so dürfen freilich die eigentlichen Vorlesungen nicht das einzige Verkehr des Lehrers mit seinen Schülern sein. Steife Zurückgezogenheit und Unfähigkeit, auch außerhalb des Katheders noch etwas für die studierende Jugend zu sein, hängen auch gewöhnlich mit den schon gerügten Untugenden des Vortrages zusammen. Wenn der Lehrer mit Nuzen anknüpfen soll an den Erkenntnißzustand der Zuhörer; wenn er ihnen helfen soll die Abweichungen zu vermeiden, zu welchen sie hinneigen; wenn er sich glüklich hindurcharbeiten soll durch die unter ihnen herrschenden Unfähigkeiten im Auf-

fassen: so müssen noch andere Arten und Stuffen des Zusammenlebens mit ihnen ihm zu Statten kommen, um ihn in der nöthigen Bekanntschaft mit den immer abwechselnden Generationen zu erhalten. Man sage nicht, daß dies der Zahl wegen unmöglich sei. Es schließt sich an die Vorlesungen eine Kette von Verhältnissen, an denen, je vertrauter sie werden, schon von selbst desto Wenigere theilnehmen, Conversatorien, Wiederholungs und Prüfungsstunden, solche, in denen eigne Arbeiten mitgetheilt und besprochen werden, bis zum Privatumgang des Lehrers mit seinen Zuhörern, wo das eigentliche Gespräch dann herrscht, und wo er, wenn er sich Vertrauen zu erwerben weiß, durch die Aeußerungen der erlesensten und gebildetsten Jünglinge von allem Kenntniß erlangt, was irgend auf eine merkwürdige Weise in die Masse eindringt und sie bewegt. Nur indem er allmählig diese Verhältnisse knüpft und benuzt, kann der Lehrer die herrliche Sicherheit der Alten, welche immer den rechten Flekk trafen in ihren Unterredungen, verbinden mit der edlen Bescheidenheit der Neueren, welche eine schon angefangene und selbstständig fortgehende individuelle Bildung jedes Einzelnen immer voraussezen müssen.

Man sieht, diese Gabe der Mittheilung läßt noch die mannigfaltigsten Verschiedenheiten zu. Dem Einen wird besser gelingen das Scheinwissen zu demüthigen, und das Bedürfniß wahrer Wissenschaft zu erregen, dem Andern, die Grundzüge derselben anschaulich darzustellen; der Eine wird Mehreren durch Begeisterung die erste Weihe geben, der Andere mehr sie durch Besonnenheit befestigen; der Eine wird geschikter sein, indem er nur scheint, es mit dem Einzelnen und Mannigfaltigen zu thun zu haben, doch immer zu der innersten und höchsten Einheit die Betrachtung zurückzuführen; ein Anderer wird mit seinem Talent mehr dem Einzelnen angehören, und es auch da vorwalten lassen, wo er an das Allgemeinste und Höchste geheftet zu sein scheint. Jeder aber wird ein vortreflicher Lehrer sein, bei welchem sich, wie auch das Eine oder das Andere überwiege, doch alles Nothwendige lebendig vereint findet; und die Universität muß auch darin Universität sein, daß sie alle diese Verschiedenheiten in sich zu vereinigen strebt, damit jeder Zögling im Stande sei, einen solchen Lehrer zu finden, wie ihn unter den gegebenen Umständen und bei den gemachten Fortschritten seine Natur begehrt.

Allein wie lebendig und glücklich auch dieses Bestreben sei, ein völliges Gleichgewicht, so daß für jedes Bedürfniß auf gleich vollkommene Art gesorgt sei, wird doch auf Einer solchen Anstalt wol nie erreicht werden. Jede wird sich zu jeder Zeit auf irgend eine Seite hinneigen. Die Eine wird sich auszeichnen durch lebendigere Erregung des wissenschaftlichen Geistes im Allgemeinen, aber in den meisten Fächern vielleicht zurükbleiben in gründlicher Ausführung des Einzelnen, die Andere umgekehrt dieses mehr leisten als jenes; die Eine wird vorzüglicher sein in rein philosophischer Hinsicht, die Andere als Vorakademie oder als Aggregat von Specialschulen; die Eine mehr ihren Zöglingen vorarbeiten, und dagegen die freie höhere Combination ihnen selbst überlassen, die Andere sie mehr zu dieser anleiten, aber alles was irgend Sache des Fleißes ist, ihnen selbst zumuthen. Ja ziemlich lange behaupten oft Universitäten denselben Charakter, daß die Eine mehr speculative Köpfe bildet, die aber wohlthun werden, die realen Wissenschaften anderwärts zu suchen, und eine Andere lange Zeit fast nur Rotüriers erzieht, weil schon ein entschiedenes Talent dazu gehört, um auf ihr einen höheren wissenschaftlichen Geist zu

entwikkeln, welches dann die beiden schon gefähr-
lichen Extreme der Einseitigkeit sind, zwischen wel-
chen die übrigen besser schwanken. Dies deutet
darauf, daß nothwendig auch innerhalb des Gebie-
tes einer und derselben Nationalbildung eine Mehr-
heit von Universitäten sich finden muß, und daß
das möglichst freie Verkehr und der unbeschränkteste
Gebrauch von Jeder nach eines Jeden Bedürfniß
nicht zu entbehren ist. Wie natürlich diese Wahr-
heit ist, geht freilich schon daraus hervor, daß die
Universitäten in der Mitte stehen zwischen den ge-
lehrten Schulen und der Akademie. Acht und
dreißig davon zu besizen, wie die deutsche Nation
bis jezt geduldet hat, mag freilich ein großes Un-
glükk sein, und die Ursach, warum so wenige zu
etwas tüchtigem gediehen sind: aber wie soll nun
das rechte Maaß gefunden werden? Man finde nur
zuerst das rechte Maaß der gelehrten Schulen, man
bringe dann mehr Einigungsgeist unter die Deut-
schen, daß nicht jeder Gau auch hierin etwas be-
sonderes für sich haben wolle, und dann lasse man
mehr die Sache selbst gewähren, künstle nicht, und
wolle nicht Leichen frisch erhalten, so wird sich all-
mählig das rechte finden. Doch immer noch besser
hier das Maaß überschritten, als den Gedanken an

eine deutsche Central-Universität aufkommen lassen, oder den an eine gänzliche Umschmelzung der alten Form, zwei Extreme, von denen jedes das größte Unglükk wäre, welches nach allen bisherigen den Deutschen noch begegnen könnte.

4.

Von den Facultäten.

Man hat schon oft und viel gesagt, unsere vier Facultäten, die theologische, juridische, medicinische und philosophische, und noch in dieser Ordnung obenein, gäben den Universitäten ein gar groteskes Ansehn. Und das ist auch gewiß unläugbar. Wenn man es aber dennoch als einen großen Vortheil ansieht, den Umschaffungen oder bedeutende Veränderungen solcher Anstalten gewähren können, daß man dabei zugleich dieser Formen sich entledigen und bessere dafür einführen werde: so übereile man sich doch ja nicht, damit man nicht etwas ganz willkührliches an die Stelle dessen seze, was sich auf eine natürliche Art gebildet, und eben seiner Natürlichkeit wegen so lange erhalten hat; sondern

suche doch erst die Bedeutung dieser bisherigen Formen recht zu verstehen.

Durch das bisher Gesagte sollte dies Verständniß schon sehr erleichtert und vollständig eingeleitet sein. Es kann wol von unserm Gesichtspunkt aus Niemanden entgehen, daß diese Formen, wie grotesk sie auch sein mögen, wenigstens sehr repräsentativ sind, und sich ganz genau auf das Gewordensein und den jezigen Zustand der Universitäten beziehen. Offenbar nemlich ist die eigentliche Universität, wie sie der wissenschaftliche Verein bilden würde, lediglich in der philosophischen Facultät enthalten, und die drei anderen dagegen sind die Specialschulen, welche der Staat entweder gestiftet, oder wenigstens, weil sie sich unmittelbar auf seine wesentlichen Bedürfnisse beziehen, früher und vorzüglicher in seinen Schuz genommen hat. Die philosophische hingegen ist für ihn ursprünglich ein bloßes Privatunternehmen, wie der wissenschaftliche Verein überhaupt ihm eine Privatperson ist, und nur durch die innere Nothwendigkeit, und durch den rein wissenschaftlichen Sinn der in jenen Facultäten Angestellten subsidiarisch herbeigeholt worden, weshalb sie denn die lezte ist von allen. In der ganzen Form also spiegelt sich die Geschichte

der Universitäten in ihren Grundzügen ab. Die positiven Facultäten sind einzeln entstanden durch das Bedürfniß, eine unentbehrliche Praxis durch Theorie durch Tradition von Kenntnissen sicher zu fundiren. Die juridische gründet sich unmittelbar in dem staatbildenden Instinkt, in dem Bedürfniß, aus einem anarchischen Zustande — anarchisch, weil die Gesezgebung nicht gleichmäßig fortgeschritten war mit der Kultur — einen rechtlichen hervorgehen zu lassen, in dem Gefühl, daß dies nur geschehen könne, indem man zu dem Besiz eines Systems vollständiger unter sich übereinstimmender Geseze zu gelangen suchte, und zu höheren Principien, nach welchen in zweideutigen Fällen die Geseze auszulegen wären. Die theologische hat sich in der Kirche gebildet, um die Weisheit der Väter zu erhalten, um, was schon früher geschehen war, Wahrheit und Irthum zu sondern, nicht für die Zukunft verloren gehen zu lassen, um der weiteren Fortbildung der Lehre und der Kirche eine geschichtliche Basis, eine sichere bestimmte Richtung und einen gemeinsamen Geist zu geben; und wie der Staat sich näher mit der Kirche verband, mußte er auch diese Anstalten sanctioniren und unter seine Obhut nehmen. Die medicinischen Schulen haben sich seit

uralten Zeiten gegründet auf das Bedürfniß theils den Zustand des Leibes zu erkennen und zu modificiren, theils auf eine mehr oder minder dunkle geheimnißvolle Ahndung von den innigen Verhältnissen der gesammten übrigen Natur zu dem menschlichen Leibe. Daher waren sie von Anfang an theils überwiegend gymnastisch, theils magisch und mystisch. Durch Vereinigung beider Zweige gewannen diese Bemühungen allmählig ein mehr kunstmäßiges Ansehn, und in dem Maaß als sie anfingen durch Beobachtungen und Versuche in die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft sich hineinzuarbeiten, und also großer äußerer Unterstüzungen zu bedürfen, mußte der Staat sich ihrer ebenfalls annehmen. So sind diese Anstalten entstanden; der tiefe richtige Sinn, der sich immer mehr über das Schlechte hervorarbeitet, hat die Neigung zu dem bloß handwerksmäßigen und empirischen besiegt, und der wissenschaftliche Geist, wir dürfen sagen vorzüglich der deutschen Nation, das immer klarer werdende Gefühl von dem innern Zusammenhange alles Wissens, hat sie in Einen Körper endlich vereiniget, wobei natürlich, wenn dies nicht als ein bloß zufälliges und äußeres Nebeneinandersein erscheinen sollte, auch jener Zusammenhang,

jene gemeinschaftliche Begründung sich äußerlich darstellen mußte, was denn durch die philosophische Facultät geschieht. In dieser Einen ist daher allein die ganze natürliche Organisation der Wissenschaft enthalten, die reine transcendentale Philosophie und die ganze naturwissenschaftliche und geschichtliche Seite, beide vorzüglich mit denen Disciplinen, welche sich am meisten jenem Mittelpunkt der Erkenntniß nähern; aber doch auch die mehr ins besondere gehenden schließen sich so lange an die philosophische Facultät an, als sie nicht zum Behuf eines bestimmten Zweckes pragmatisch behandelt werden. Jene drei Facultäten hingegen haben ihre Einheit nicht in der Erkenntniß unmittelbar, sondern in einem äußeren Geschäft, und verbinden, was zu diesem erfordert wird, aus den verschiedenen Disciplinen. Diese Eine also stellt allein dar was der wissenschaftliche Verein für sich als Universität würde gestiftet haben, jene drei aber was durch anderweitiges Bedürfniß entstanden und wobei die reinwissenschaftliche Richtung äußerlich untergeordnet ist. Die Ordnung, welche sie unter sich beobachten, beweiset offenbar das dominirende Verhältniß des Staats auch in den öffentlichen wissenschaftlichen Anstalten; und genauer angesehen zeigt

sich darin theils das geschichtliche Vorantreten der Kirche vor den Staat, theils die alte löbliche Weise, die Seele dem Leibe voranzustellen.

Was sich unstreitig sehr bald, gewiß sobald als wahrer Nuzen dadurch wird gestiftet werden können, von selbst machen wird, das ist eine Umbildung der juridischen Facultät. Die bloße Kenntniß eines positiven Gesezbuches als solchen, welches doch immer mit Unrecht ein feststehendes und unveränderliches ist, und von den wissenschaftlichen Männern soll fortgebildet werden, nicht sie sich unterwerfen, hat zu wenig wissenschaftlichen Charakter. Hier müssen also die Politik, die Staatswirthschaft, die philosophische und historische Kenntniß der Gesezgebung selbst mehr heraustreten. Was sollen aber andere Veränderungen, wie man sie hie und da entwerfen und ausführen sieht? Was man damit meint ist Willkühr, Spielerei; und was man damit bewirkt ist wol etwas übleres; und es ist zu fürchten, daß man nicht ungestraft Einrichtungen vertilgen kann, die für sich schon geschichtliche Denkmäler sind, und die, wenn gleich von Vielen nicht verstanden, den Geist der Nation aussprechen. Entsteht je eine Universität durch eine freie Vereinigung von Gelehrten, dann wird von selbst das,

was jezt in der philosophischen Facultät vereiniget ist, die erste Stelle finden, und die Institute, welche Staat und Kirche bitten werden damit zu verknüpfen, werden ihre untergeordnete Stellen einnehmen. So lange dies nicht geschieht, sondert sie sich am besten dadurch von den übrigen ab, daß sie die lezte ist, besser als wenn sie sich zwischen die andern stellt und sich dadurch mit ihnen vermischt, oder wol gar als wenn sie — damit das nicht als Eins und also weniger erscheine als die übrigen drei, was doch weit mehr ist als sie — sich spalten wollte in mehrere Abtheilungen. Gewiß würden dann die einzelnen Disciplinen den wissenschaftlichen Charakter immer mehr verlieren, und sich den pragmatischen Instituten nähern. Und für die reine Philosophie ist in dieser Vereinigung mit den realen Wissenschaften zu Einem äußerlichen Ganzen so schön ausgesprochen die Freiheit, bald mehr einzeln für sich herauszutreten, bald mehr an den realen Wissenschaften, als außer ihnen, sich darzustellen, eine Freiheit, ohne welche sie nicht gedeihen und sich in ihrem wahren Wesen zeigen kann, und die nicht mehr bestehen könnte, wenn ein äußeres Zeichen der Trennung festgestellt wäre.

Erhalte sich also nur die philosophische Facultät dabei, daß sie alles zusammenfaßt, was sich natürlich und von selbst als Wissenschaft gestaltet, so mag sie immerhin die lezte sein. Was ist auch hier an dem Range gelegen? Sie ist doch die Erste deshalb, weil Jedermann ihre Selbstständigkeit einsehen und gestehen muß, daß sie nicht wie die übrigen, sobald man von einer bestimmten äußeren Beziehung hinwegsieht, in ein ungleichartiges mannigfaltiges zerfällt und aufgelöst werden kann. Sie ist auch deshalb die Erste und in der That Herrin aller übrigen, weil alle Mitglieder der Universität, zu welcher Facultät sie auch gehören, in ihr müssen eingewurzelt sein. Dies Recht übt sie fast überall aus über die ankommenden Studierenden; von ihr werden zunächst Alle geprüft und aufgenommen, und dies ist eine sehr löbliche und bedeutende Sitte. Nur scheint sie noch erweitert werden zu müssen, um ihre Bedeutung ganz zu erfüllen. Es ist gewiß verderblich, daß die Studierenden gleich anfänglich sich können irgend einer andern Facultät einverleiben. Alle müssen zuerst sein und sind auch der Philosophie Beflissene; aber Alle sollten eigentlich auch in dem ersten Jahre ihres akademischen Aufenthaltes nichts anderes sein dürfen. Das alte

Unwesen, die Knaben in der Wiege für ein gewisses Geschäft zu bestimmen, ist immer noch nicht ausgerottet; denn für das wissenschaftliche Leben ist die gelehrte Schule nur die Wiege. Was für Vorstellungen von seinem künftigen Beruf, von dem Verhältniß desselben zu dem ganzen großen Gebiet der Wissenschaften und des durch sie unmittelbar befruchteten Lebens, kann der angehende Jüngling wol von dort her mitbringen? Die allgemeinen Uebersichten, theologische, juridische, mit welchen man die Abgehenden hie und da zu versenden pflegt, sind nur Huldigungen, welche man verkehrter Weise jener Verkehrtheit der voreiligen Bestimmung darbringt, und ein Raub, der schwerlich ungestraft an den Universitäten begangen wird. Gewiß sind die Fälle selten, wo sich eine bestimmte Richtung des Talentes schon auf der Schule offenbart, und mit Recht kann man sagen, daß in jedem solchen Falle nur desto nothwendiger sei, den Jüngling, wenn er für die Wissenschaft gedeihen soll, eine Zeitlang im Allgemeinen derselben aufzuhalten, damit sein allgemeiner Sinn nicht ganz unterdrückt werde von der vorherrschenden Gewalt des besonderen Talents. Möchte man doch bald dahin kommen, die Jünglinge nur zum Studiren überhaupt

der Universität zuzuschikken. Wenn sie sich ein Jahr nehmen dürfen, um sich in den Principien festzusezen, und sich von allen wahrhaft wissenschaftlichen Disciplinen eine Uebersicht zu verschaffen: so wird diese Zeit nicht verloren sein; während derselben wird am sichersten ihre Gesinnung, ihre Liebe, ihr Talent sich entwikkeln; sie werden untrüglicher ihren rechten Beruf entdekken, und des großen Vortheils genießen, ihn selbstständig gefunden zu haben.

Nicht anders aber sollten auch alle Universitätslehrer in der philosophischen Facultät eingewurzelt sein. Besonders kann man bei der juridischen und theologischen Facultät nie sicher sein, daß nicht das Studium allmählig immer mehr einer handwerksmäßigen Tradition sich nähere, oder in ganz unwissenschaftlicher Oberflächlichkeit verderbe, wenn nicht alle Lehrer zugleich auf dem Felde der reinen Wissenschaft eignen Werth und Namen haben, und eine Stelle als Lehrer verdienen. Man sollte daher nicht nur ausschließend solche wählen, sondern es müßte gesezmäßig sein, daß jeder Lehrer dieser Facultäten, wenn auch nicht zugleich Mitglied der philosophischen, doch als außerordentlicher Lehrer bei irgend einem Zweige derselben verpflichtet wäre, und von Zeit zu Zeit Vorträge aus dem reinen

wissen=

wissenschaftlichen Gebiete hielte, die in gar keiner unmittelbaren Beziehung auf seine Facultät ständen. Nur dadurch könnte man auch äußerlich sicher sein, die lebendige Verbindung dieser Doctrinen mit der wahren Wissenschaft, ohne welche jene gar nicht auf die Universität gehören könnten, zu erhalten. Und in der That verdient ja wol jeder Lehrer des Rechts oder der Theologie ausgelacht und von der Universität ausgeschlossen zu werden, der nicht Kraft und Lust in sich fühlte, auf dem Gebiet, es sei nun der reinen Philosophie oder der Sittenlehre oder der philosophischen Geschichtsbetrachtung oder der Philologie, etwas eignes mit ausgezeichnetem Erfolg zu leisten.

Wenn übrigens schon die philosophische Facultät am besten thut Eine zu bleiben, und wenn sie sich zum Behuf gewisser Geschäfte in Unterabtheilungen spalten müßte, dies ja nicht auf eine zu bestimmte und bleibende Art, kurz ja nicht so zu thun, daß die Einheit als das Wesentlichere darüber verloren gehe: so ist ja wol deutlich, daß auch das allgemeine Streben der Universität darauf gehn muß, sich nicht zu sehr ins Einzelne hinein bestimmt zu theilen, jeden Lehrer etwa streng in den Grenzen seiner Facultät zu halten, oder gar in dieser ihn ganz bestimmt

auf ein gewisses Fach einzuschränken. Vieles fällt freilich von selbst weg, wenn jeder Lehrer einer Facultät zugleich, wenn auch nicht eben so genau, der philosophischen angehört, und in dieser selbst die Sectionen nicht streng geschieden sind. Aber warum sollte auch ein Lehrer gehindert werden, einmal das Gebiet einer andern Facultät zu betreten? Grenzen doch alle an einander und berühren sich in mehreren Punkten, so daß es an Veranlassungen nicht fehlt, aus einer in die andern hinüberzuschweifen. Ergreift diese ein Gelehrter recht, und begnügt er sich nicht damit, nur für sein eignes Studium zu leihen was er von dort her braucht: so muß er gewiß etwas recht eigenthümliches und geistreiches hervorgebracht haben auf dem fremden Gebiet, wenn er sich entschließt es öffentlich vorzutragen. Die Eifersucht der Facultäten auf einander wegen ihres Gebietes ist etwas mit Recht veraltetes und lächerliches. Wem einmal öffentlich die Würde eines wissenschaftlichen Lehrers gegeben und sein Talent dazu anerkannt ist, der muß es auch üben können, auf welchem Gebiet er will. Die Zeit, während der einem Gelehrten diese Gabe der Mittheilung zu Gebote steht, ist zu beschränkt; die Gabe selbst ist zu zart und zu schwer ganz in die

Gewalt zu bekommen, als daß man nicht jede gute Stunde und alles was sie eingiebt vollständig genießen und auch benuzen sollte.

Eben deshalb ist auch der wahre Geist der Universität der, auch innerhalb jeder Facultät die größte Freiheit herrschen zu lassen. Ordnungen vorschreiben, wie die Vorlesungen auf einander folgen müssen, das ganze Gebiet unter die Einzelnen bestimmt vertheilen, das sind Thorheiten; nicht einmal ein solches Privatabkommen der Lehrer unter sich wäre wünschenswerth. Es wäre immer eine Beförderung der Stagnation, dahingegen neues Leben in einen jeden Zweig der Wissenschaften kommt, wenn er wieder von Andern, und vorzüglich von solchen die sich mit andern Zweigen mehr abgegeben haben, aufs neue bearbeitet wird. Darum lasse keiner sein Talent so bestimmt und äußerlich binden, oder binde es selbst. Männer von Geist und Fleiß, und denen das Geschäft werth und lieb ist, welches sie auf der Universität treiben, können unmöglich in dieser Hinsicht eines äußerlichen Gesezes bedürfen; sie haben in sich was sie treibt so viel zu thun als sie können, und sie müssen sich selbst ihr Gesez sein. Auch ist dies natürlich viel zu eigenthümlich, um von einem Andern oder im Allgemeinen

gegeben zu werden, da es so genau von dem Verhältniß des Lehrers zu seinen Schülern abhängt. Je fester diese ihm anhangen, je mehr sie sich in ihrem wissenschaftlichen Streben allgemein von ihm gefördert fühlen, durch ein desto größeres Gebiet werden sie von ihm wollen geführt sein; je mehr sie dagegen in ihm nur eine besondere Virtuosität bewundern, um desto weniger werden sie wünschen, daß er sich aus deren Gebiet hinaus versteige, sondern so etwas vielmehr mit einer leisen Schadenfreude ansehn.

Daher ist es auch gewiß mehr schulmäßig als im wahren Geiste der Universität, wenn die Nominalprofessuren zu stark hervortreten. Einem Lehrer vorschreiben, daß er in einem bestimmten Zeitraume dasselbe wieder vortrage, heißt ihm sein Geschäft zuwider machen, und also Schuld sein, daß sein Talent nur desto schneller ablaufe. Auch ist es natürlich, daß wer noch auf andere Weise als auf dem Katheder für die Wissenschaft arbeitet, sich einrichten muß, damit seine Arbeiten sich nicht allzusehr hindern, wenn er anders mit Lust und Interesse vortragen soll, und sich also solchen Geboten unmöglich fügen kann. Freilich sagt man, es müsse doch dafür gesorgt werden, daß in einem solchen

Zeitraum, als man für einen gewöhnlichen Aufenthalt auf der Universität rechnen kann, alles Wesentliche eines jeden Gebietes wirklich vorkomme. Gewiß richtig! aber ist nur eine gehörige Fülle von Lehrern rechter Art vorhanden, so hat es damit keine Noth. Und sollte es ja; nun wol, so weise man Jedem sein besonderes Fach an, aber nur in so fern, daß wenn innerhalb des bestimmten Zeitraums keiner sich gefunden habe, der es in dem gehörigen Umfang vorgetragen hätte, dieser alsdann dazu verpflichtet sei. Und diese Anweisung sei so wenig rechtlich verclausulirt und so lose als möglich, so daß ohne alle Weitläuftigkeit zwei Lehrer die Gewährleistung welche sie übernommen haben, gegen einander vertauschen können. So wird Jeder seine Freiheit behalten, und das Ganze dadurch nicht vernachlässiget werden, sondern nur gewinnen.

Je mehr nun jeder Lehrer auf diese Art seinen Kreis selbst bestimmen und nach Belieben bald erweitern bald verengern kann, um desto mehr söhnt man sich auch aus mit dem so sehr verschrieenen Honorar. Auch dies muß doch wunderbar genug mit dem Geist und Wesen unserer Universitäten zusammenhängen, weil es sich so beständig, troz

mancher spöttischen Ausfälle der neuesten Verfeinerung, erhalten hat, und man kann wol sagen, daß das die schlechtesten Universitäten und die schlechtesten Partien jeder Universität sind, wo am meisten das Honorar umgangen wird. Zuerst gehört es zu den wenigen Einrichtungen, worin sich die Universität als aus einer ganz freien Privatvereinigung von Gelehrten entstanden darstellt. Weil dies nun ihre natürlichste und schönste Seite ist, so hat auch gewiß das Verhältniß, sich seinen Unterricht bezahlen zu lassen, nie einem Lehrer, der es nicht selbst durch niedrige Gesinnung entweihte, in der Achtung der Jünglinge geschadet, noch kann es ihm selbst erniedrigend erschienen sein, da es zugleich das Gefühl seiner Abhängigkeit vom Staat verringert. Daher soll sich auch der Staat in dies Verhältniß gar nicht mischen; er soll das Betragen gegen die Aermeren dem guten Ton der Lehrer überlassen. Will er vorschreiben, was oder wie oft Jeder auch unentgeldlich vortragen soll: so mahnt dies an die schlechtesten Einrichtungen kleiner Schulen, wo das gemeinere öffentlich und das seltnere und höhere in Privatstunden zu lernen ist. Viel besser werden die Lehrer selbst finden, was sich von Zeit zu Zeit dazu

eignet, ein solches Gastmahl für eine auserlesene Anzahl zu sein.

Hieher gehören denn auch die Seminarien, welche mit den meisten Facultäten, der medicinischen, der theologischen, und der philologischen Section der philosophischen verbunden zu sein pflegen, und fast überall als eigene Anstalten erscheinen, welche ganz besonders vom Staate gestiftet und begünstiget sind. Die Lehrer, welche ihnen vorstehen, werden dafür noch besonders besoldet, und größtentheils (nur in den klinischen Anstalten der Mediciner ist es nicht üblich) genießen auch die Jünglinge, welche daran Theil nehmen, namhafte Vortheile. Es ist schon oben erwähnt, daß diese Seminarien dasjenige sind, wodurch sich die Universität der Akademie nähert, und daß die eignen darstellenden Versuche, die ins Einzelne gehenden Studien und Untersuchungen der Jünglinge darin sollen geleitet werden. Daher der innerste Kreis der reinen Philosophie auch nichts von dieser Art aufzuzeigen hat, sondern für ihn die Stelle jener Anstalten eigentlich die Disputirübungen vertreten sollten, welche den Zweck haben, sich in den philosophischen Principien und in den allgemeinen Ansichten recht festzusezen. Die Seminarien aber schließen sich an die Disciplinen an, welche

mehr in das Besondere gehen, und sind dasjenige Zusammensein der Lehrer und Schüler, worin die lezteren schon als producirend auftreten, und die Lehrer nicht sowol unmittelbar mittheilen, als nur diese Production leiten unterstüzen und beurtheilen. Daß in den Seminarien Höheres, als im gewöhnlichen Laufe der Vorlesungen vorkommt, unmittelbar gelehrt werden soll, ist nothwendig eine ganz falsche Ansicht. Denn auf alles unmittelbare Lehren haben auf der Universität Alle ein gleiches Recht; die Seminarien sind aber ihrer Natur nach immer nur für einen Ausschuß bestimmt. Zwischen ihnen und den Vorlesungen liegen noch die Conversatorien, in welchen die Reaction des Jünglings zuerst dem Lehrer sichtbar wird; er unterscheidet das minder faßlich vorgetragene, und giebt es dem Lehrer zur Umarbeitung und Erläuterung zurük; er bringt Zweifel und Einwendungen vor, um sie sich lösen zu lassen. Diese fast wesentliche Form fehlt freilich häufig genug, aber die Lükke muß gewiß sehr fühlbar werden, wo sich nicht etwa eine solche freiere Vereinigung mit in den Seminarien verstekt. Schon bei dieser mehr gegenseitigen Mittheilung erscheinen gewiß nur diejenigen, in welchen der wissenschaftliche Geist sich wirklich regt. Natürlich ergiebt sich hier Gele-

genheit genug, den Jünglingen Arbeiten anzuweisen, und sie zu Untersuchungen aufzufordern, wodurch sie mehr Licht in einzelne Gegenden ihres Wissens bringen, und die Nebel, von denen sie umfangen sind, zerstreuen, oder die Unbeholfenheit in ihren geistigen Thätigkeiten, welche sie drükt, überwinden können. Nur die ernsteren, hinlänglicher Kräfte sich bewußten, werden den anstrengungsvollen Weg nicht scheuen; und wenn sie das Bedürfniß fühlen, auch auf diesem die Gemeinschaft mit dem Lehrer fortzusezen, so ist das Seminarium gemacht. Eigentlich also muß jedem Lehrer, welchem es gelingt, eine Anzahl der Jünglinge seines Faches näher an sich zu ziehn, diese Leitung ihrer eignen Arbeiten von ihnen selbst übertragen werden, jeder muß sich sein Seminarium selbst bilden. Diesem natürlichen Gange tritt der Staat in den Weg, wenn er für jede Facultät Ein Seminarium stiftet, und dieses mit besonderen Begünstigungen Einem Lehrer überträgt. Daran, daß der Staat gewöhnlich auf Lebenszeit verleiht, und daß auch wenn er eine solche Anstalt zuerst stiftet, doch die in Deutschland so sehr herrschende Achtung für das Alter sie dem ältesten übertragen wird, der zu einem solchen näheren persönlichen Verkehr mit der Jugend, wenn alles

übrige gleich gesezt wird, der Regel nach der minder geschikte ist, daran wollen wir nicht einmal denken; das größte und sichtbarste Uebel ist, daß wenn Ein Lehrer mit solchen Begünstigungen versehen ist, der Antheil an den eignen Arbeiten der Jünglinge dadurch ein Monopol wird, und die andern außer Stand gesezt werden, ihr Verhältniß zu den Jünglingen zur Vollendung zu bringen, und so viel zu nuzen als sie könnten. Eben so wenn der Staat eine bestimmte Anzahl von Studirenden, oft schon bald nach ihrer Ankunft auf der Universität, als Seminaristen begünstiget: so zieht er nicht nur die Jünglinge auf eine unreine Art zu dem Lehrer ausschließend hin, der diese Begünstigungen zu vertheilen hat; sondern er verfällt auch in den so allgemein dafür anerkannten Fehler, reine Aufmunterungen, die nur selten wirklich aufmuntern, Belohnungen, ehe noch etwas geschehen ist, zu vertheilen. Auf diese Art sollte es wol keine Seminarien geben, sondern der Staat sollte die Unterstüzungen, welche er jeder Facultät zu diesem Behuf bestimmt hat, gemeinsam niederlegen, und jeder Lehrer, welcher einen Kreis von engeren Schülern zu eignen, wahrhaft wissenschaftlichen Arbeiten, unter sich vereinigen will und kann, müßte den tüchtigsten unter

ihnen einen Theil davon können zufließen lassen. Nur wenn der traurige Fall eintreten sollte, daß kein Lehrer von selbst, und ohne eine besondere Belohnung, Beruf hierzu fühlte, müßte die gesammte Anstalt oder der Staat zutreten. Vielleicht sind die bestehenden Seminarien zum Theil auf diese Art, zum Theil aus dieser Voraussezung entstanden; auf jeden Fall aber müßte das Monopol in demselben Augenblikk aufgehoben werden, wo sich ein anderer Concurrent zu diesem Geschäft findet.

Nach ähnlichen Grundsäzen, daß nemlich der Staat nie Aufmunterungen und Wohlthaten vertheilen soll, sondern nur Belohnungen und Ehrenzeichen, muß auch das ganze Stipendienwesen beurtheilt, und auf seinen ursprünglichen Zwekk zurükgeführt werden, da es nur durch die allmählig eingerissene Weichlichkeit in ein Beneficienwesen ist verwandelt worden. Der Student müsse keine andere Stipendien mitbringen, als die er auf der Schule schon verdient hat, und diese müssen nur so lange dauern, bis er sich auf der Universität neue verdienen kann, damit er nicht, ohne daß es bemerkt und geahndet werde, aus einem treflichen Schüler ein schlechter Student werde. Alle Unterstüzungen müssen nur dem geprüften, und für ausgezeichnet

erkannten, ertheilt werden, und ein Ehrenzeichen begleite sie, so daß sich der Reiche eben so wol darum bewerbe als der Arme, und nur den Vortheil davon einem Andern gern überlasse. Nur so wird der ursprüngliche Zwekk erreicht, und Demüthigungen und Unterscheidungen vermieden, welche nirgend weniger an ihrer Stelle sind als auf der Universität.

Alles dies sezt freilich voraus, daß die Lehrer der Universität sind wie sie sein sollen. Allein wie könnte man auch eine andere Voraussezung als diese bei den wesentlichsten Einrichtungen zum Grunde legen? Es mag vielleicht andere Dinge geben, welche gedeihen können, wenn auch diejenigen, die daran arbeiten, nur durch einen äußern Zwang gehalten und getrieben werden; dieses Werk aber nicht, sondern es kann nur durch Lust und Liebe bestehen, und was ohne diese auch die vortreflichsten äußeren Gebote und Statuten thun können, kann immer nur ein leerer Schein werden. Wer sich die Aufgabe sezt, eine Universität so einzurichten, daß sie gehen und Dienste leisten müßte, wenn auch die Lehrer kaum mittelmäßig wären, und nicht vom besten Willen, der unternimmt ein thöricht Ding. Denn was für den Geist sein und ihn kräftigen soll, das muß auch aus der Kraft des Geistes hervorgehen.

Darum ist nun freilich die erste Sorge die, wie bekommt man Lehrer, welche den rechten Sinn haben, und welchen alle die nöthigen Kräfte mit großem Geschikk zu Gebote stehen? Wir haben die wesentlichsten Zweige der Universität betrachtet; aber wie erneuern sie sich nun in jedem vorkommenden Fall am besten? Die Erfahrung scheint zu verrathen, daß gerade dieser wichtige Punkt noch nicht auf eine der Idee und dem Wesen des Ganzen angemessene Art ist eingerichtet gewesen. Es finden sich überall der Mißgriffe zu viele, als daß man dies glauben könnte; und man darf nicht annehmen, daß die Anzahl tauglicher Männer zu diesem Geschäft so gering wäre, als die Anzahl treflicher Lehrer wirklich ist; ja es lassen sich ganze Perioden unterscheiden, wo eine Universität mit fast lauter ausgezeichneten, und andere wo sie mit minder als mittelmäßigen Männern besezt ist. Dies scheint seinen Grund darin zu haben, daß die Regierung die Sorge für die Besezung dieser Aemter gewöhnlich Einem bedeutenden Staatsmanne überläßt. Hat dieser das rechte Talent und den wahren Eifer für die Sache, so wird es ihm nicht fehlen vortrefliche Männer zusammenzubringen; folgt ihm ein anderer Uebelgewählter, so werden auch dessen schlechte

Wahlen allmählig statt jener treflichen eine Reihe von unbedeutenden Männern aufstellen. Ja es ist zu besorgen, daß nur in einem kleinen Staate, der unmöglich die Universität als für seine Bedürfnisse daseiend ansehen kann, der Aufsicht führende Staatsmann lediglich auf die wissenschaftliche Qualität sehen wird; je größer aber der Staat, desto mehr wird er sich verleiten lassen durch die so allgemeine herrschende Ansicht, und den talentvollsten Gelehrten, denen es aber um die Wissenschaft selbst zu thun ist, solche Männer vorziehn, welche sich als Freunde und Meister in der Kunst gezeigt haben, die Wißbegierde der Jünglinge nur zum vermeinten Besten des Staats zu bearbeiten. Sollte man also nicht dieser so schwer zu vermeidenden falschen Richtung, und jener für das Gedeihen der Universität so übeln Veränderlichkeit derselben zuvorzukommen suchen, indem man die Besezung der Lehrstellen weniger von Einer Person abhängig machte? Spricht nicht die Natur der Sache dafür, daß wenn die Wissenschaft nicht untergehn soll, an der Wahl ihrer eigentlichsten Erhalter und Fortpflanzer auch der wissenschaftliche Verein einen bedeutenden Antheil nehmen müsse?

Man sagt freilich, der Curator der Universitäten sei ja nothwendig immer ein wissenschaftlich gebildeter Mann, und nicht minder diejenigen, welche ihm zunächst an die Hand gehen, Mitglieder gewöhnlich des höchsten Kirchenraths oder Schulrathes; allein hier tritt nun die Besorgniß ein, daß diese Alle je länger je mehr sich vorzüglich als Staatsdiener betrachten werden, und der Wunsch, daß der Antheil des wissenschaftlichen Vereins an dieser Angelegenheit bestimmter und abgesonderter von dem des Staates hervortreten möge. Auch darauf kann man freilich erwiedern, es stehe jeder Universität frei, diese Wahl dem Wesentlichen nach ganz in ihre eignen Hände zu bringen und sich aus sich selbst zu erneuern. Denn sie könne aus ihren eigenen Zöglingen Privatdocenten bilden, und wenn diese eine Zeitlang mit Erfolg aufgetreten wären, und sich Verdienste erworben hätten, würde der Staat sie gewiß nicht übergehen; und wenn er es auch thäte, würden sie doch wirksamer sein auf der Universität als die von ihm angestellten Lehrer. Das heißt aber zu wenig aus der Natur der Sache gesprochen. Ein Privatdocent als solcher wird es nie über einen öffentlich sanctionirten Lehrer, auch nicht über einen solchen, der ihm wissenschaftlich weit

nachsteht, davon tragen; bleibt er immer ausgeschlossen von der Theilnahme an der innern Leitung des Ganzen, so muß ihm Muth und Lust vergehen, und er wird sich entweder hinwegbegeben oder sein Talent wird ungenuzt verwelken. Ist also der Staat nicht daran gebunden, solche Männer aufsteigen und einrükken zu lassen, so ist mit dieser Freiheit des Lehrens wenig gewonnen für die Sache der Wissenschaft. Auf der andern Seite aber wäre es warlich nicht gut, wenn eine Universität sich so ganz aus sich selbst erneuerte, wie es auch sonst keine gedeihlichen Früchte giebt, wenn in einem Boden immer nur der Same ausgestreut wird, der er selbst hervorgebracht hat; oder wie in Familien, die immer nur unter sich verkehren und heirathen, die Manieren sich versteinern und der Geist verschwindet, so würde auch eine solche Universität immer einseitiger werden und trokkener. Eine jede muß vielmehr auf jede Weise auch von den andern auf sich einwirken lassen, und es müsse keiner je an Lehrern fehlen, welche in mehreren wissenschaftlichen Gemeinheiten gelebt haben, um das fremde Gute und die Früchte eines vielseitigen Verkehrs auch den nur daheim erzogenen mitzutheilen.

Die

Die Universität selbst muß freilich am besten wissen was sie bedarf, so oft ihr eine Lükke entsteht, oder sie Gelegenheit bekommt, sich zu erweitern; und da man bei ihren Mitgliedern Bekanntschaft voraussezen darf mit allem was sich merkwürdiges auf dem vaterländischen Gebiete der Wissenschaften regt, so muß sie auch wissen wo sie ihren Bedarf finden kann. Allein leider möchte wol Niemand dafür stimmen, ihr jede Wahl allein zu überlassen; die Universitäten sind im Ganzen so berüchtiget wegen eines Geistes kleinlicher Intrigue, daß wol jeder bei einer solchen Einrichtung von der Parteisucht, von den in literarischen Fehden gereizten Leidenschaften, von den persönlichen Verbindungen, die nachtheiligsten Folgen befürchten wird Der Regierung und ihren Repräsentanten, denen freilich diese Versuchungen ganz fremd sind, fehlt dagegen als solchen gar Vieles was zur richtigen Beurtheilung gehört, und auch wenn sie schon erworbenen Ruhm zum Maaßstab nehmen, werden sie sich oft irren.

Am meisten Schwierigkeit scheinen in beider Hinsicht zu verursachen die Lehrstellen der reinen Philosophie. Denn dieses Gebiet liegt dem Staate am entferntesten, und am wunderlichsten müßte es ihm selbst vorkommen, wenn er entscheiden sollte, wer

nun der ächteste Philosoph sei, der am meisten begünstiget und hervorgezogen zu werden verdiene. Auch giebt es nichts verhaßteres auf diesem Gebiete, nichts was gutes Vernehmen und gegenseitiges Vertrauen so sehr schwächen muß, als wenn eine Regierung Partei nimmt in Sachen der Philosophie, indem sie eines oder das andere der streitenden Systeme ausschließt oder zurükſezt. Auf der andern Seite aber sind die Universitäten selbst immer der Kampfplaz, wo am heftigsten, und bisweilen bis zur Vernichtung, dieser Streit der Systeme geführt wird, so daß man, wenn ihnen selbst die Entscheidung überlassen wäre, die heftigsten Bewegungen fürchten müßte. Hier scheint kaum eine andere Hülfe zu sein, als eben in jener Freiheit des Lehrens. Wer sich Bahn macht, dem vergönne man Raum; wem es gelingt, nachdem er sich in der gehörigen Form auf einer Universität niedergelassen, den größten Beifall zu erwerben und zu bewahren, und das Talent zur Speculation aufzuregen, den bekleide man mit dem Charakter des öffentlichen Lehrers ohne Rüksicht auf sein System, ja selbst ohne Scheu vor den Streitigkeiten, die unter gewissen Umständen auf diesem Gebiet einmal nicht zu vermeiden sind. Nur hafte kein öffentlicher Flekk auf seinem sittlichen

Ruf, nur sei zugleich von ihm bekannt, daß er auch irgend ein Feld des realen Wissens bearbeitet. Vielleicht ist dies das einzige Gebiet, wo ein Melden, ein Ansuchen um die öffentliche Lehrerstelle von Seiten der Concurrenten statt finden dürfte, und die Entscheidung zwischen mehreren fast gleich qualificirten überließe vielleicht der Curator am besten derjenigen Klasse der National-Akademie, welche am wenigsten in die Streitigkeiten der Parteien verflochten zu sein und den reinsten Sinn für jedes Talent an sich zu haben pflegt, nemlich der philologischen.

Auf jedem andern Gebiet scheint es weniger schwierig zu sein, wie sich am besten der Staat und der wissenschaftliche Verein in das Geschäft der Besezung zu theilen haben. Für Stellen, an denen das Interesse des Staates als solchen sich unmittelbar ausspricht, möge der Curator vorschlagen, mit Zuziehung derjenigen Mitglieder des ihm zugeordneten höchsten Studienrathes, welche auf diesem Gebiet die höchsten gelehrten Würden erworben haben — denn Andere sollten nie eine Stimme haben in Sachen der Universitäten — und wählen sollte die Facultät, in welche der Anzustellende eintreten wird mit Zuziehung derjenigen Section der

philosophischen, an welcher ihre Mitglieder Theil haben, oder in welche der Anzustellende auch eintreten will. Für solche Lehrstellen aber, welche den wissenschaftlichen Charakter am strengsten beibehalten, schlage die Universität selbst vor etwa drei, wie sie in der Stimmenmehrheit auf einander gefolgt sind, und unter diesen wähle mit ähnlicher Zuziehung der Curator. Durch eine Einrichtung dieser Art, wie sie sich auch für jede Universität eigen modificire, scheint das Gleichgewicht am besten gesichert, und die meisten üblen Einflüsse abgehalten zu werden.

Aber wäre es nicht fast eben so nöthig zu fragen, wie kann man sich am besten zur rechten Zeit der treflichen Lehrer wieder entledigen? Warlich, Niemand spielt eine traurigere Rolle als ein Universitätslehrer, der sich als solcher überlebt hat, der dies fühlt, und doch noch genöthigt ist sein Geschäft fortzutreiben, um nicht in einen dürftigen Zustand zu gerathen! Hier sieht man, wie wichtig es einem Staate ist, nur wenig Universitäten zu haben, weil so am besten ein Lehrer während seiner blühendsten Zeit für die spätere einigermaßen sorgen kann, und vor allem wolbegabte, so daß die Anstalt jedem Verdienten eine ehrenvolle und bequeme

Zurükziehung gewähren könne. Aber eben so wichtig ist gewiß in dieser Hinsicht ein richtiges und freundliches Verhältniß zwischen den Universitäten und der Akademie. Die Gabe der Mittheilung, wie sie der Universitätslehrer haben muß, ist ein zartes Talent, das nur in dem schönsten Zeitpunkte des Lebens sich findet; und wenn sonst Philosophen den rechten natürlichen Anfang und das Ende der Zeugungskraft zu bestimmen sich nicht scheuten, so könnte man auch für dieses Talent wol festsezen, daß es in der Regel zwischen dem fünfundzwanzigsten und dreißigsten Jahre anfängt sich zu entwikkeln, und rasch seiner schönsten Blüthe zueilt, und daß, wer das funfzigste Jahr zurükgelegt hat, einer schnellen Abnahme desselben entgegensehen kann. Nicht sowol der aus der Wiederholung entstehende Ueberdruß, wie man meint, bewirkt diese Abnahme; eine solche Wirkung hat der wahre geistvolle Lehrer auf einer wohl eingerichteten Universität erst sehr spät zu befürchten: sondern je mehr die Jugend schon einem ganz anderen Zeitalter angehört als der Lehrer, je weniger er sich ihr in Gedanken assimiliren und eine bestimmte Liebe und Freude mit ihr gemein haben kann, um desto mehr muß sich die Neigung und das Geschikk verlieren

sich mit ihr in nähere Verhältnisse einzulassen, und um desto unerfreulicher und unfruchtbarer wird das Geschäft. Wird aber Jemand sagen, wer dieses Talent nicht mehr besize der sei der Wissenschaft abgestorben? und die Akademie würdige sich herab zu einer Verpflegungsanstalt, wenn sie solche Männer unter sich aufnehme? Ist nicht auch in demselben Maaß erst die in einzelnen schwierigen Untersuchungen so oft störende und übereilende Lebhaftigkeit der Fantasie verschwunden, und dagegen die Besonnenheit in ihrer vollen Kraft? Vollbringt nicht eben diese in solchen Jahren noch die herrlichsten Werke? Auch sehnt sich jeder wahrhaft wissenschaftliche Lehrer auf der Universität am meisten in späteren Jahren, je gründlicher er seine Wissenschaft gelehrt hat, um destomehr nach der Muße des Akademikers, um seine Forschungen ruhiger verfolgen und die schönsten Früchte seiner Meditation zur Reife bringen zu können. Auch an solchen pflegt es nicht zu fehlen unter den Universitätslehrern, welche sich zum Geschäftsleben hinneigen wenn ihre Lehrgabe anfängt zu verblühen. Für beide muß es einen ehrenvollen und verfassungsmäßigen Uebergang geben, wenn die Universität nicht in dem Maaß erkranken soll, als

mehrere ihrer Mitglieder anfangen schwach zu werden für ihr Geschäft. Denn sollen sie gedeihen, so muß der Lehrer wie der Schüler eine, nur langsamer, vorübergehende Erscheinung sein.

Man sieht leicht, die natürliche Richtung der Universitäten geht dahin, den allmählig vorherrschend gewordenen Einfluß des Staates wieder in seine natürlichen Grenzen zurükzuweisen, und dagegen immer mehr den Charakter des wissenschaftlichen Vereins in diesen ihm zunächst angehörigen Anstalten hervortreten zu lassen. Dies muß also auch von ihren öffentlichen Handlungen gelten, und von den Formen, unter welchen die Universität oder ihre wesentlichen Glieder, die Facultäten, als ein Ganzes auftreten. Es muß sich allmählig immer genauer trennen, was zum innern häuslichen Leben der Anstalt selbst gehört, von allem wobei sie selbst oder ihre einzelnen Glieder nur als Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft anzusehen sind. In allem was zu jenem Gebiet sicher gehört, muß die Universität sich frei und unabhängig ihr Hausrecht selbst bilden, und es nach Beschaffenheit der Umstände verändern können; der Staat kann sich dabei keiner Leitung anmaaßen, sondern nur Mitwissenschaft fodern und Aufsicht führen, damit dieses Gebiet nicht überschritten werde.

Nur von den Vortheilen und Besizthümern, welche er verliehen hat, mag er Rechenschaft fordern und verlangen, daß sie durch von ihm dafür anerkannte Sachverständige, aus deren Zahl aber doch die Universität muß auswählen können, verwaltet werden. Alles übrige ist Vormundschaft, welche nur in der Kindheit der Wissenschaft an ihrer Stelle sein kann, und gegen welche die natürliche Widersezlichkeit um so stärker sein muß, je mehr die Universität ihre Mündigkeit fühlt und zu festen Ansichten und einem gründlichen Stil ihres Lebens gelangt ist. Was aber die Formen betrift, unter welchen sie öffentlich auftritt und ihre Rechte und Ordnungen bildet: so ist die wissenschaftliche Gesinnung unserer Zeit ihrer Natur nach durchaus demokratisch, und das Bewußtsein lebendig, daß alle wissenschaftlichen Männer dem Geiste nach einander gleich sind, und die Geschäfte eines Jeden gleich wesentlich dem Ganzen angehören. Je mehr also die Verfassung sich frei gestalten kann, um desto demokratischer wird sie sich bilden. Es sei nun, daß eine persönliche Repräsentation aller eigentlichen Mitglieder den öffentlichen Körper constituire, oder ein engerer Ausschuß; der Geist wird immer derselbe sein und auch der Form nach wird ein Ausschuß immer nur

entstehen können durch freie Wahl, um diejenigen in vorzügliche Thätigkeit zu sezen, welche man für die Geschikktesten hält den gemeinsamen Willen Aller zu Tage zu fördern und auszusprechen. Wo ein regierender Ausschuß durch bestimmtere Qualificationen feststehend gebildet wird, da muß sich gewiß auch in andern Dingen die zum Grunde liegende aristokratische Gesinnung mit ihren vielfältigen Nachtheilen offenbaren, vorzüglich durch Tyrannei gegen aufkeimende Verdienste, durch Haschen nach äußerem Ansehen, durch einen verschrobenen, unwissenschaftlich vornehmen Ton. Die innere demokratische Gesinnung hindert aber nicht, daß die Verfassung äußerlich eine monarchische Form habe, wie wir sie überall und gewiß zu großem Nuzen der Universitäten finden. Denn diejenigen, welche mit ihr verkehren, wenden sich natürlich zunächst an den, von dem die Ausfertigung ausgeht, sei es nun die mündliche oder die schriftliche. Ist dies nun nur ein untergeordneter Beamter, so wird dadurch nur zu sehr eine minder achtungsvolle Behandlung des ganzen Körpers erleichtert. Daher ist es sehr dienlich, daß Einer, der übrigens innerhalb nur der Erste ist unter Gleichen, außerhalb mit der Würde des ganzen Körpers bekleidet, diesen gegen die

Staatsbehörden, gegen die Einzelnen, und vorzüglich auch gegen die Jünglinge repräsentire. Dies ist die wahre Idee eines Rectors der Universität, welcher, um dem demokratischen Charakter des Ganzen nichts zu vergeben, aus dem repräsentirenden Körper und von demselben nach bestimmten Formen und auf eine bestimmte Zeit muß wählbar sein. Wo ihn der Staat aber ernennt, vielleicht auf lange Zeit oder lebenslänglich, vielleicht gar auch innerlich ihn mit größern Vorrechten begabt als nur der Erste zu sein unter Gleichen, da ist schon die wahre wissenschaftliche Freiheit gefährdet, und ein verderbliches Uebergewicht solcher Ansichten zu fürchten, welche die Wissenschaft zum bloßen Dienst des Staates herabwürdigen. Denselben demokratischen Charakter muß auch die Geschäftsführung einer jeden einzelnen Facultät haben. Wo ein Präsidium ist, ist es wechselnd entweder durch Wahl, oder was bei einer kleineren Anzahl natürlicher ist, durch Reihenfolge, und hebt innerhalb die Gleichheit Aller nicht im mindesten auf. Wenn man irgend, sei es dem Lebensalter oder dem Geschäftsalter, oder aus sonst einem Grunde einem Einzelnen einen innern Vorzug einräumt: so muß das Ganze nothwendig den Charakter der Schwäch-

lichkeit bekommen, der dem Alter eigen ist, oder leiden durch die Abhängigkeit von der Beschränktheit eines Einzelnen.

5.

Von den Sitten der Universität, und von der Aufsicht.

Dies ist die größte Klage, welche seit langer Zeit geführt wird über die deutschen Universitäten, daß im Ganzen rohe und allen Umgebenden lästige Sitten, daß eine höchst unordentliche Lebensweise der den Wissenschaften obliegenden Jünglinge fast unzertrennlich scheint von ihrer ursprünglichen Gestalt und Verfassung, und daß aus dem in ihr gegründeten Mangel an Aufsicht über eine bis zum Uebermuth muthige Jugend nicht nur eine Menge kleinen Frevels und Störungen der Ruhe entstehen, sondern auch viele von den vortreflichsten Einrichtungen dadurch vergeblich gemacht werden, und selbst das Beste auf der Universität ohne Nuzen bleibt: so daß man zweifeln müßte, meinen Viele, ob nicht dennoch wegen dieses Einen Punktes eine Umarbeitung der ganzen bisherigen Form zu wünschen wäre.

Alles durcheinander, was den Gegenstand dieser Beschuldigung ausmacht, ist unter dem Namen der akademischen Freiheit bekannt und verschrieen, von den Meisten gefürchtet, wenn es in ihre Nähe kommen sollte, und der Beschreibung nach gehaßt von denen, die sie nicht kennen, oder die vergeßlich und undankbar sind gegen ihre Jugend, Vielen aber eine erfreuliche und anmuthige Erinnerung an die reichste und kräftigste Zeit des Lebens, und Wenigen, welche in den Zusammenhang eingeweiht sind, ein interessanter Gegenstand, und die dabei vorkommenden Schwierigkeiten zu lösen eine wichtige Aufgabe.

Sie hat zwei Seiten, diese Freiheit der Studenten, welche wir abgesondert betrachten wollen. Die eine ist die Freiheit, welche sie in Vergleich mit der Schule, von der sie herkommen, auf der Universität genießen, in Bezug vornemlich auf ihre geistigen Beschäftigungen. Sie sind dabei keiner Art des Zwanges unterworfen; nirgends werden sie hingetrieben und nichts ist ihnen verschlossen. Niemand befiehlt ihnen diese oder jene Lehrstunden zu besuchen; niemand kann ihnen Vorwürfe machen, wenn sie es nachlässig thun oder unterlassen. Ueber alle ihre Beschäftigungen giebt es keine Aufsicht,

als nur so viel sie selbst einem Lehrer freiwillig über-tragen. Sie wissen was von ihnen gefordert wird, wenn sie die Universität verlassen, und was für Prüfungen ihnen dann bevorstehen; aber mit welchem Eifer sie nun diesem Ziel entgegenarbeiten wollen, und wie gleichförmig oder ungleich ihn vertheilen, das bleibt ganz ihnen selbst anheimgestellt. Man sorgt dafür, daß es ihnen an Hülfsmitteln nicht fehle, um immer tiefer in ihr Studium einzudringen; wie gut oder schlecht sie sie aber benuzen, darüber zieht sie, wenn es auch bemerkt wird, wenigstens niemand unmittelbar zur Rechenschaft. So haben sie also volle Freiheit sich der Trägheit zu überlassen und den nichtswürdigen Zerstreuungen, und können anstatt eines löblichen Fleißes die schönste Zeit ihres Lebens unverantwortlich verschwenden. Und was für ein großer Schade ist es nicht, meint man, wenn auf diese Art viele Jünglinge ohne bedeutenden Nuzen von der Universität zurükkehren, da sie allerdings viel würden gelernt haben, wenn sie in besserer Zucht und Ordnung wären gehalten worden, und einem heilsamen Zwang unterworfen gewesen.

Allerdings würden Manche mehr lernen auf diese Art; allein man vergißt, daß das Lernen an

und für sich, wie es auch sei, nicht der Zwekk der Universität ist, sondern das Erkennen; daß dort nicht das Gedächtniß angefüllt, auch nicht bloß der Verstand soll bereichert werden, sondern daß ein ganz neues Leben, daß ein höherer, der wahrhaft wissenschaftliche Geist soll erregt werden, wenn er anders kann, in den Jünglingen. Dieses aber gelingt nun einmal nicht im Zwang; sondern der Versuch kann nur angestellt werden in der Temperatur einer völligen Freiheit des Geistes, schon an und für sich, vornemlich aber unter Deutschen und mit Deutschen. So wie nur durch Liebe und Glauben, und dadurch daß man ihn empfänglich annimmt für beides, der Mensch kann unter das Gesez der Liebe und des Glaubens gebracht werden, nicht durch irgend eine Gewalt oder durch einen Zwang äußerer Uebungen; so auch zur Wissenschaft und zum Erkennen, welches ihn befreit vom Dienst jeder Autorität, kann er nur kommen, indem man lediglich durch die Erkenntniß und durch kein anderes Mittel auf ihn wirkt, indem man schon die Kraft in ihm voraussezt, welche ihn entbindet irgend einer Autorität zu dienen, als nur in so fern sie sein eignes Erkennen wird, und also aufhört Autorität zu sein. Und nun wir Deutsche noch

besonders, wir geschworenen Verehrer der Freiheit nicht nur, sondern der Eigenthümlichkeit eines Jeden, die wir nie etwas gehalten haben von einer allgemeinen Form und Norm des Wissens wie des Glaubens, noch von einer einzigen unfehlbaren Methode dazu zu gelangen für Alle, wie können wir anders als annehmen, daß dieser höhere Geist des Erkennens in Jedem auf eine eigene Weise hervorbreche? wie können wir anders als annehmen und durch unsre Einrichtungen darthun, daß dieser Prozeß durchaus auf keine mechanische Weise könne gehandhabt werden, sondern einen ganz entgegengesezten Charakter, nemlich den der Freiheit, in allen seinen Theilen an sich tragen müsse? Darum können wir alles was dazu gehört nicht anders als höchst zart behandeln; darum sind wir überzeugt es müsse Jedem von den Anleitungen die dazu führen eine große Mannigfaltigkeit dargeboten werden, und versezen eben darum alle, denen wir zum Erkennen verhelfen wollen, in eine so große Gemeinschaft der geistigen Anregungen aller Art; darum sezen wir voraus, Jeder müsse am besten wissen, wie viel von diesen Anregungen er vertragen und sich aneignen könne; darum wollen wir gern Raum lassen Allem was Jedem von innen

kommt, als den ersten Spuren und Andeutungen dessen was wir zu erreichen streben, und wollen Keinen darin beschränken, wie er beides mit einander mische und sich in jedes vertiefe; darum lassen wir Jeden, soviel es in einer Gemeinschaft möglich ist, auswählen die schönsten und kräftigsten Stunden, und ihn die anderen nuzen wie er will und kann.

So hängt dieser Theil der studentischen Freiheit innig zusammen mit unserer nationalen Ansicht von der Würde der Wissenschaft, und es müßte uns unmöglich sein, diejenigen anders zu behandeln, welche wir für bestimmt halten Wissende zu werden. Guter Rath darf nicht fehlen, und die Einrichtung der Universitäten giebt Veranlassung genug ihn zu ertheilen; aber auch die mindeste Spur von Zwang, jede noch so leise bewußte Einwirkung einer äußeren Autorität ist verderblich. Bei einer mechanischen schulmäßigen Einrichtung würde es ein Wunder sein, gesezt auch die Lehrer wären alle vortreflich, und alles übrige ebenfalls, wenn diejenigen, die wirklich fähig sind zur Erkenntniß zu kommen, auf der Universität und durch sie dazu gelangten; denn je mehr sich der Geist der Wissenschaft regt, desto mehr wird sich auch der Geist der Freiheit

regen,

regen, und sie werden sich nur in Opposition stellen gegen die ihnen zugemuthete Dienstbarkeit. Und diejenigen, welche die Natur für die Wissenschaft bestimmt hat, sind doch die würdigsten die eigentlichsten Glieder der Universität; alles ist um ihretwillen da, alles muß sich auf sie beziehen, und nichts darf gelitten werden, was ihnen schlechthin zuwider sein müßte.

Wir haben freilich gesehn, daß die größere Anzahl immer aus solchen bestehen wird, welche nicht bestimmt sind in das Innerste der Wissenschaft einzudringen; aber eben so auch, daß es in dem Geiste der Universität liegt, keinen äußeren Unterschied in der Behandlung beider festzusezen, sondern von der Voraussezung auszugehn, als würden Alle sich zu jener Höhe erheben lassen. Darum müssen Alle sich dieser Freiheit erfreuen, und hievon ist um so weniger etwas nachzulassen, da ja gar nicht folgt, daß diejenigen, die freilich nicht den rechten Nuzen aus ihr ziehen, sie deshalb mißbrauchen müssen als eine Lokkung zur Trägheit und Zerstreuung. Ist doch auf jeder Universität bei weitem die größte die Anzahl der gar nicht genialischen oder sich eigenthümlich und auszeichnend entwikkelnden, aber doch treuen und fleißigen Jünglinge. Und das ist

auch ganz natürlich. Denn diejenigen, in welchen sich keine höhere Kraft regt, und oft wild und verworren genug äußert, ehe sie aus der Gährung in die Klarheit des Bewußtseins übergeht, diese sind desto lenksamer durch alles was ihnen edel erscheint. Auf sie ist zu wirken durch die Macht der Liebe und der Ehre, in ihnen ist lebendig zu erhalten die Anhänglichkeit an das Haus, an den Staat, an den Beruf den sie sich vorgesezt haben, an alles was Gesez und Ordnung heißt. Wenn also Eltern und Pfleger Jünglinge zur Universität senden, in denen sie den Genius vermissen, welcher die Freiheit schlechthin fodert; so mögen sie nur dafür sorgen, sie hinzusenden aufs festeste gebunden durch alle diese schönen Bande. Die Universität kommt ihnen ja auf alle Weise zu Hülfe. Sie bietet religiöse Anstalten dar, welche nicht etwa nur um dieser untergeordneten Glieder willen, sondern eben so sehr auch für die edelsten und treflichsten, um die Wissenschaft und die innerste Kraft des sittlichen Lebens auf das festeste zu binden, nirgends fehlen sollten; sie vergegenwärtiget in den Entlassungen derer, welche die öffentlichen Zeugnisse ihrer fortgeschrittenen Bildung ausstellen, die Zeit, wo Jeder anfängt zu erndten, was er gesäet hat; sie besizt

eben in ihren Seminarien, ihren Preisaufgaben, ihren dargebotenen Belohnungen und Ehrenzeichen sehr kräftige Ermunterungen zum Fleiß und Erwekkungen der Ehrliebe. Giebt es aber auf der Universität Jünglinge, welche weder durch diese Mittel zu einem regelmäßigen Studium zu bringen sind, noch Kraft jener Freiheit selbst, und der durch sie sich entwikkelnden innern Lust und Liebe, zur Wissenschaft unmittelbar, den dargebotenen Unterricht nuzen: so sind dies unstreitig solche, welche gar nicht auf eine Universität, und gar nicht, auch nicht als treue Arbeiter in das Gebiet der Wissenschaft gehören, welche entweder ganz abgeneigt sind der Erkenntniß, oder gar auch einer niedrigen Denkungsart hingegeben. Daß sich dies eher zeigt in diesem Reiche der Freiheit und vielleicht schneller die Oberhand gewinnt, das ist weder für sie selbst, für ihre Sittlichkeit und ihren persönlichen Werth, noch auch für die Gesellschaft ein Verlust zu nennen, welche es lieber darauf wagen muß, daß solche die schon einen unrichtigen Weg eingeschlagen hatten, die Zeit verlieren, oder eiliger in ihr Verderben gehn, als daß sie denen, auf welchen ihre schönsten Hofnungen ruhen, das Mittel entziehen sollte, diese wirklich zu erfüllen. Mögen diejenigen zusehn,

welche ihre Pflegebefohlenen in diesen reichen und üppigen Boden verpflanzen, wo freilich ganz umkommt, was seiner nicht bedurft hätte, um zu gedeihen! Die Freiheit aber mit jedem den Versuch zu machen, wie er ihm zusagt, darf weder der Staat noch der wissenschaftliche Körper beschränken. Wenn der lezte schon auf den gelehrten Schulen über der angehenden Jünglinge geistigen Zustand Gutachten ausstellt, welche ihren Pflegern als Rath und Wink dienen können; wenn der erstere die gesezliche Nothwendigkeit die Universität besucht zu haben nicht über die Gebühr auch auf solche Geschäfte ausdehnt, die mit der Wissenschaft gar nicht zusammenhängen; wenn er das Vorurtheil nicht beschüzt, als seien die Universitäten das einzige Mittel um zu einem gewissen sehr mäßigen Grade einer ziemlich oberflächlichen geistigen Bildung zu gelangen: so ist alles geschehen was geschehen konnte, um diejenigen vor der Universität zu bewahren, denen sie verderblich sein muß.

Doch betrachten wir nun auch die andere Seite der studentischen Freiheit. Diese nemlich ist Freiheit in Vergleich mit dem Zustande, welcher auf die Universität folgt, wenn Jeder in die bürgerlichen und in die gewöhnlichen geselligen Verhältnisse ein-

tritt. Das Wesentliche dieser Freiheit recht zu fassen ist eigentlich nicht leicht. Der eigene Gerichtsstand ist wol nur ein sehr weniges oder gar nichts davon. Auch kann man nicht sagen, daß den Studenten etwa Vergehungen gegen die Geseze nachgesehen würden, welche in andern Verhältnissen der Strafe nicht entgehen könnten. Vielmehr genießen sie hierunter keiner andern Begünstigungen, als welcher sich die Jugend überhaupt erfreut, ja sie sind noch Strafen ausgesezt, welche härter sind als alle sonst gewöhnlichen, weil sie, wenigstens der Absicht des Gesezes nach, einen entscheidenden Einfluß auf die künftige Lebenszeit haben. Eben so wenig ist die Sache in andern bestimmten Vorrechten zu suchen, welche die Studenten als ein eigen privilegirter Stand genössen. Genau genommen möchte das Wesen dieser Freiheit nur darin bestehen, daß die Studenten unter sich von fast alle dem sich frei halten, was sonst in der Gesellschaft Convenienz ist, daß sie sich an die Sitten nicht binden, denen hernach Jeder in dem Stande, welchen er wählet, sich fügen muß, sondern daß sich auf der Universität die verschiedensten Sitten und Lebensweisen auf das freieste entfalten können. Auf der Straße leben und wohnen auf antike Art; sie mit Musik

und Gesang, oft ziemlich rohem, erfüllen, wie die Südländer; schlemmen, wie der Reichste so lange es gehen kann, oder einer Menge von gewohnten Bequemlichkeiten bis zu cynischer Unordnung entsagen wie der Aermste, ohne eines von beiden zu sein; die Kleidung aufs sorgloseste vernachlässigen, oder mit zierkünstlerischer Aufmerksamkeit eigenthümlich daran schnörkeln; eigne Sprachbildung, eigene geräuschvolle Arten Beifall oder Tadel zu äußern, und ein vorzüglich auf diese ungestörte Mannigfaltigkeit sich beziehender, gewissermaßen öffentlich eingestandener und gestatteter Gemeingeist, dies ist unstreitig das Wesen der studentischen Freiheit, und alles was sich sonst noch daran hängt nur zufällig.

So die Sache angesehen, möchte man fast zuerst fragen, warum denn diese Freiheit so übel berüchtiget ist, und warum es sie denn nicht geben soll? Die kleinen Unordnungen und die Verschwendung väterlicher Güter, welche daraus in einzelnen Fällen entstehen, sind Kleinigkeit gegen das was die Jugend der begüterten Stände, auch ohne alle Universität in andern Verhältnissen ausübt. Die kleinen Unbequemlichkeiten, welche den Einwohnern eines Universitätsortes daraus erwachsen, müssen eben als ein lokales Uebel angesehen werden, deren

eines oder das andere es doch überall giebt, und nachtheiligen Folgen dieser Art vorzubeugen ist eine Aufgabe theils für die Polizei, theils für den Einfluß, welchen sich Lehrer und Vorgesezte müssen zu erwerben suchen. Wenn doch diese Freiheit sich so von selbst bildet, daß sie von dem innersten Geiste der Universität unzertrennlich zu sein scheint; wenn doch hier die Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit der Sitten um so stärker heraustritt, als in anderen Ständen die Gleichförmigkeit und Charakterlosigkeit überhand nimmt: so scheint sie ja ein heilsames Gegengewicht, welches man müßte gewähren lassen, wenn nicht die wichtigsten Gründe entgegenstehn. Man nehme hinzu, daß in der Art, wie die meisten Menschen sich eingestanden ungern den lästigen Formen fügen, wie die niedern Stände den höhern schmeicheln und sich schmiegen, diese Jünglinge, welche die Wahrheit und das Wesen der Dinge und des Lebens suchen, zunächst nichts anderes sehen können, als Feigherzigkeit, Trägheit, niedrigen Eigennuz. Soll man ihnen nicht vergönnen hiegegen den Einspruch so stark und so praktisch als möglich auszudrükken.

Doch es ist warlich auch sehr leicht einzusehen, warum diese Freiheit statt finden muß, und daß sie

Beziehungen von der größten Wichtigkeit hat. Im allgemeinen ist die Zeit, wo der Mensch sein besonderes Talent unterscheiden lernt, wo er sich seinen Beruf bildet, und aus dem Zustande des persönlichen Unterworfenseins, des Gehorsams, in ein selbstständiges Dasein übergeht, zugleich auch die, wo sein Charakter sich festsezt, wo sein Gemüth eine bestimmte Richtung nimmt, und ein bleibendes Verhältniß von Neigungen sich entwikkelt. Daß also hier der Uebergang zur Selbstständigkeit, daß das Werden des Lebens durch freie Wahl sich auch äußerlich ausprägt, ist natürlich, und es zeigt sich dies auch mehr oder weniger in allen Verhältnissen. Bei denenjenigen aber, die sich der Erkenntniß ergeben haben, soll ja diese Entwiklung nicht nur die eigenthümlichste sein, weil sie sonst auf einer niedrigeren Stuffe zurükbliebe als ihrem Streben nach Erkenntniß ziemt; sondern sie muß auch, damit nicht das alte abgedroschene sich bewähre, daß die Gelehrtesten am wenigsten sehen was vor den Füßen liegt, ebenfalls eine Sache des Erkennens sein, sie müssen sich selbst wie sie werden auf das bestimmteste finden. Darum eben sorgt man sie aus der Familie zu entfernen, damit nicht das Gemeinsame derselben die persönliche Eigenthümlich-

keit zu überwältigen scheine; darum hält man sie noch zurück von der Verbindung mit dem Staate, damit sie dieser großen Gewalt nicht eher anheimfallen, bis sie ihr eigenthümliches Dasein, so wie es einem Erkennenden geziemt, festgestellt haben. Dies alles aber würde umsonst sein, wenn sie sich nicht eine Zeitlang in einer Lage befänden, wo sie ganz ihrem eigenen sittlichen Gefühl überlassen sind, wo nichts bloß Aeußeres, wie eine in der Gesellschaft, welcher sie noch nicht angehören, gebildete Schiklichkeit für sie allerdings wäre, ihre Neigungen zurükhält, wo sie jede Weise und Ordnung des Lebens versuchen und sehen können, wie mächtig jede Lust und Liebe in ihnen zu werden vermag. Dadurch allein werden sie fähig in der Folge ihre Stellung und ihre Lebensweise richtig zu wählen, und keine andere Verbindungen zu knüpfen, als die ihrer Natur angemessen sind. Die durch diese Freiheit hier zu weit geführt werden, die ihr eignes sittliches Gefühl nicht in solchen Schranken hält, daß sie ihrer Würde nicht verlustig gehen, das sind offenbar auch die, welche gar nicht auf die Universität gehörten, welche diese Würde, deren sie so leicht verlustig gehen, nie besessen haben, und deren, wie man meint hier erst verderbte, Sittlich-

keit nichts gewesen ist als ein erzwungenes Werk äußerer Zucht und Gewöhnung. Denn wer in der That Wahrheit sucht, und Andere sollten doch nicht sein Mitglieder dieser Anstalt, der ist auch in sich selbst sittlich und edel; bei ihm wird auch die Erkenntniß vorzüglich Eingang finden, die ihn das Niedrige als nichtseiend und leer verwerfen lehrt; und wenn ein solcher auch in mancherlei Verirrungen hineingeworfen wird, und so die Gewalt der Natur an sich selbst erfährt, so werden auch diese nicht an ihm verloren, und noch weniger von solcher Art sein, daß man aufhören müßte ihn zu achten und zu lieben. Die aber keiner andern als einer von außen hervorgebrachten Sittlichkeit fähig sind, werden auch keiner wahren Erkenntniß fähig sein, ja auch nicht der Einsicht und Bildung, welche selbst in den mehr Untergeordneten auf der Universität soll hervorgebracht werden. Wenn sie also Schaden leiden durch die Art wie sich diese Unsittlichkeit offenbart, so ist er nicht den für ihre wahren Mitglieder nothwendigen Einrichtungen dieser Anstalt zuzuschreiben.

Aber es lohnt wol, daß man nicht nur das Innere sondern auch das mehr Aeußerliche dieser Freiheit betrachte, nicht nur was sie für den Cha-

rakter ist, sondern auch was für die Sitten. Die Sitten sind der Ausdrukk der innern Sittlichkeit, und inwiefern sie sich als etwas gemeinsames bilden, und als eine Norm für Mehrere, sind sie der Ausdrukk ihrer gemeinsamen Sittlichkeit, ein Werk des Bewußtseins, welches jede Gesellschaft und jede Abtheilung derselben hat von ihren Verhältnissen. Soll nun die Sittlichkeit reiner werden, und das Bewußtsein klarer: so müssen auch die Sitten und das was für anständig gilt, nicht unveränderlich sein, sondern bildsam, und müssen auch wirklich gebildet werden. Hier ist nun eben der Vorzug und die Eigenthümlichkeit von Deutschland, daß von jeher die Bildung der Sitten nicht ausgegangen ist von den äußerlich höheren Ständen, deren Hoheit ja eben auch nur Sitte ist, und also in Frage steht, sondern von denen, welchen vermöge ihres Geschäftes die ursprünglich bildende Kraft der Erkenntniß einwohnen muß. Diese haben theils in ihrem Kreise unmittelbar den freieren Stil des Lebens eingeführt, der sich von da aus verbreitet hinauf und hinabwärts; theils prüfend entschieden, was von dem vorhandenen oder anderwärts neu entstehenden verworfen zu werden verdiene oder angenommen. Die also auf der Universität sich zur

Erkenntniß bilden, sind zugleich die welche in Zukunft auch die Sitten bilden sollen. Können wir nun von diesen verlangen, daß sie immer nur aus Gehorsam in Gehorsam gehen sollen, aus dem des väterlichen Hauses in den der Convenienz ihrer künftigen Verhältnisse? sollen sie von Anfang an und immer dem unterworfen sein, was sie bilden sollen? Vielmehr kann ja der Uebergang von dem Gehorsam zu ihren bildenden Einflüssen nur der sein, durch eine Periode, in welcher sie sich frei fühlen von solchem Zwang, in welcher Jeder, eine große Mannigfaltigkeit vor sich habend, seine eigenen Sitten sich frei bildet, wie er sie seinen jezigen Verhältnissen angemessen findet; nicht damit sie so bleiben, was ja auch nicht geschieht, sondern damit er lerne, auch in künftigen Verhältnissen die Sitte, die er findet, ihnen angemessener gestalten. Darum ist die Universität so nothwendig zugleich ein Sammelplaz von Menschen aus den verschiedensten Gegenden; darum arbeitet diese Freiheit, wie sie sich unter uns gestaltet hat, so vorzüglich auf das hin, was uns grade am meisten fehlt, auf den liberalen Ausdrukk des Eigenthümlichen auch in einer gemeinsamen Form. Wer Gelegenheit gehabt hat zu beobachten, dem wird auch nicht entgangen sein,

wie sich die studentische Freiheit als ein wirksames Mittel zu diesem Zwekke bewährt, wie sehr sie, zumal wenn auch die Erkenntniß der Jünglinge auf diesen Punkt gerichtet wird, hilft das Wesentliche und Wahre vom Zufälligen und Leeren unterscheiden, und finden lehrt, was auf der einen Seite nothwendig geschehen muß, und was auf der andern höchstens geschehen kann unter den gegebenen Umständen.

Daß die Jünglinge sich hernach anfänglich scheu zeigen und verlegen, daß ihre ersten Versuche in der Gesellschaft oft linkisch ausfallen, ist kein Unglükk, und der Fehler würde sich noch eher verlieren, wenn das Verhältniß der Studenten zur Gesellschaft auf der Universität selbst richtiger organisirt wäre. Die Studirenden bedürfen einer großen Abgeschiedenheit von den übrigen; sie dürfen in die Leerheit des gewöhnlichen geselligen Verkehrs nicht hineingezogen werden. Auf der andern Seite aber kann sich nie eine Klasse von Menschen ungestraft ganz isoliren. Das rechte Maaß ist auch hier ein natürliches. Wenn der Umgang der Lehrer mit den Schülern lebendig und auf den rechten Ton gestimmt ist; wenn die Ausgezeichnetern, die allein daran Theil nehmen können, auch von allen andern

Seiten so qualificirt sind, daß ihnen ein bedeu tender Einfluß auf ihre Gefährten nicht entgehen kann; wenn die Aelteren die rechte Gewalt ausüben über die Neulinge, alles ohne dem Wesen der stu dentischen Freiheit zu nahe zu treten: so wird auch hier das Rechte immer mehr erreicht werden, und das nach jedem vernünftigen Maaßstab rohe und ungeschlachte Wesen sich immer mehr verlieren.

Wohl! wird auch dies alles zugegeben, so klagt man noch über zwei große und wesentliche Uebel, welche jene Freiheit begleiten, und von welchen Unrecht wäre ganz zu schweigen.

Das eine ist, daß die Studenten alles nichtstu dentische in diesen einen großen Gegensaz als Phi listerwesen zusammenwerfen, und sich jede nur nicht offenbar straffällige Verhöhnung dagegen erlauben. Dieser herrschenden Stimmung liegt aber etwas sehr wahres zum Grunde, nemlich der Gegensaz zwischen dem höchsten bildenden Princip, welches sie in sich zu entwikkeln da sind, und der rohen gemei nen der Bildung widerstrebenden Masse, der sich ihnen desto stärker aufdringt, je weniger sie selbst noch in dem lebendigen bildenden Verhältniß zu dieser Masse stehn. Die Verachtung und Härte ge gen die widerstrebende sittliche und geistige Rohheit

sollte man ihnen nur recht tief einprägen, und es ihnen zum Ehrenpunkt machen, in dieser Hinsicht immer Studenten zu bleiben. Wenn sie aber glauben das bildende Princip nur unter sich, und überall sonst die verächtliche Masse zu finden: so ist das der Ausbruch des Uebermuthes der zurükgedrängt werden muß, und die natürliche Folge jener zu starken Isolirung. Aber im Ganzen kann man auch der Gesammtheit dieser Jünglinge Gerechtigkeitssinn nicht absprechen; das achtungswerthe, was sich ihnen als solches offenbart, wissen sie zu ehren. Man zeige ihnen nur recht viel Edles in recht freien Formen; man sorge nur dafür, daß sie nicht unter denen, die ihnen die Nächsten sind, unter ihren Lehrern, das Gemeine haufenweise erblikken: so wird auch hier der Mißbrauch leicht beseitiget werden, ohne daß das Gute verloren geht.

Das andere ist der Zweikampf, und dieser ist eine höchst natürliche und unvermeidliche Erscheinung. Diejenigen, welche die Wissenschaft suchen und in noch nichts anderes verflochten sind, sind dem Staate mehr als sonst irgend ein Einzelner fremd, und können nicht gewohnt sein einander aus dem Gesichtspunkte des Bürgers zu betrachten. Auch insofern sie damit beschäftiget sind, ihrer Person die

höchste Würde zu verschaffen und sich innerlich durch Erkenntniß über alle Andere zu erheben, müssen sie, hinzugenommen das Feuer der Jugend, am reizbarsten sein gegen Kränkungen, die ihrer Person widerfahren, und können weniger als Andere in Ehrensachen Recht und Genugthuung vom Gesez nehmen, da dies fast überall Erörterungen vorschreibt, welche das reizbare Gefühl aufs Neue empören — oder Abstufungen in der äußern Würde, und dem gemäß auch Verschiedenheiten in der Zurechnung und Strafe der Beleidigungen annimmt, welche sie sich nicht können gefallen lassen. Dazu kommt, daß so wie in den Augen der der Wissenschaft Beflissenen ihre Person den höchsten Werth hat, sie auf der andern Seite noch durch keine besondere Verbindung verpflichtet sind, ihrer zu schonen, und daß also für das höchste Gut auch der höchste Preis geboten und gewagt wird. Es liegt zu Tage, daß die Sühne für persönliche Beleidigungen die Aufgabe ist, welche der Staat noch am wenigsten zu lösen weiß, und in allen Ständen offenbart sich die Neigung sich selbst zu helfen. Aus dem Gesagten erhellt nun wol, daß so lange es noch irgend einen Stand giebt, bei welchem der Zweikampf die übliche Form dieser Selbsthülfe ist, gewiß auch auf der

Univer-

Universität keine andere wird gebräuchlich sein, und daß in Zukunft wie bisher alle Anstalten ihn abzuschaffen vergeblich sein werden, bis etwa auf einem andern Wege die Gesezgebung und das herrschende Ehrgefühl einander näher gekommen sind. Tragische Ausgänge sind auch so selten, daß man bei weitem weniger Aufheben von der Sache machen würde, wenn nicht unter den bürgerlichen Ständen eine panische Furcht herrschte vor dem Gedanken an das Klirren der Degen. Daß jedoch großer Mißbrauch mit dem Zweikampf getrieben wird, läßt sich nicht läugnen, auch wenn man die Sache selbst als unvermeidlich ansieht. Aber eben gegen diese Mißbräuche ließe sich viel thun, wenn man nicht so hartnäkkig darauf bestände, alle Mittel die man in Händen hat, nur an der vor der Hand unmöglichen Abstellung zu verschwenden. Vorzüglich müßten alle gymnastischen Uebungen und namentlich das Fechten unter öffentlicher Autorität kunstmäßig bis zur höchsten Vollkommenheit getrieben werden. Dadurch würde der Zweikampf nicht nur minder gefährlich werden, sondern auch indem Jeder sich den Ruf der Gewandtheit, der Stärke, des Muthes schon durch die Uebungen erwerben könnte, würden die Trefflichsten es am leichtesten verschmähen dürfen, für

jede Kleinigkeit Genugthuung zu fordern, weil doch Niemand es auslegen könnte als Feigherzigkeit, und so würde das Ehrgefühl selbst von innen heraus sich allmählig berichtigen. Ja auch viele Veranlassungen zum Schlagen würden wegfallen. Denn auch hier zeigt sich welch eine gefährliche Sache es ist, wie ein alter Weiser sagt, die Seele zu üben ohne den Leib. Weil es auf den Universitäten so Viele giebt, die dieses thun, so entsteht eben daraus auch das Entgegengesezte, daß Viele wiederum den Leib üben ohne den Geist, und in diesen bildet sich dann das äußere Ehrgefühl des Standes welchem sie angehören auf eine desto herbere und leidenschaftlichere Art bis zur wirklichen Schlagesucht. Ist hierin das Gleichgewicht hergestellt, so werden nur noch wenige Fälle übrig bleiben für unvermeidlichen Zweikampf. Anerkennen kann der Staat, und selbst die Corporation der Universität insofern sie gerichtliche Functionen ausübt, freilich auch diese nicht; aber sie wird dann die Maaßregel, die Zweikämpfe so viel möglich zu ignoriren, wenigstens auf diejenigen nicht mehr anwenden dürfen, welche die gymnastischen Uebungen verabsäumt und sich geschlagen haben ohne ausgelernte Fechter zu sein, auch auf diejenigen nicht, welche den bei weitem

zufälligeren Schuß dem Gefecht vorziehen. Dadurch würde, bei gehöriger Wachsamkeit, ohne dem Ehrgefühl zu nahe zu treten, dieses gefährliche Spiel bald in die möglichst engen Schranken zurükgewiesen werden.

6.

Von Ertheilung der gelehrten Würden.

Dies ist unstreitig die am meisten veraltete Parthie unserer Universitäten. Die scholastische Form der Disputationen ist zu einem leeren Spielgefecht geworden: und da man es auch mit dem übrigen durchgängig nicht sonderlich genau genommen hat, so ist der Credit fast aller auf der Universität ertheilten Würden tief unter den Punkt der Satire herabgesunken. Es fehlt nur noch, daß man es als einen Maaßstab der größten Schnelligkeit angäbe, wie ein Student sich in einen Doctor der Philosophie verwandelt. Der größte Beweis aber dieses allgemeinen Mißcredits ist, daß häufig der Staat diese Würden nicht einmal für zureichend hält, um den Besitzern ohne weitere Prüfung die Praxis in den Gerichtshöfen oder auch die ärztliche zu verstatten, was in der That eine solche Unzu-

friedenheit desselben mit den Universitäten voraus setzt, daß man sich nur wundern muß, wie er doch sonst anerkennt und unterstützt. Fast nur den ehemaligen kleinen Reichsländern und Reichsstädten die selbst keine Universitäten haben, gleichsam als ob dies nur bei minderer Kenntniß der Sache möglich wäre, hat sich noch die Achtung für diese Würden erhalten, welche der Idee derselben angemessen ist. Und doch geschehen diese öffentlichen Erklärungen großentheils für den Staat und in Beziehung auf ihn. So geht es, wenn ein Institut das klare Bewußtsein seines Zwekkes sich nicht erhält, und also verfehlt, sich allmählig nach Maaßgabe desselben umzubilden. Dann ist ihm späterhin nicht anders mehr zu helfen als durch große durchgreifende Reformen; und nur durch diese könnte auch den Graden, welche die Universität ertheilt, ihr verlorenes Ansehn wieder verschafft werden.

Die wahre Bestimmung der gelehrten Würden ist leicht einzusehn, wenn man sich an das bisher Gesagte hält. Soll es einen wissenschaftlichen Verein geben als eine äußere Gesellschaft; so muß es auch eine äußere Handlung geben, durch welche der Einzelne aus der übrigen Masse abgesondert und in

denselben aufgenommen wird. Da nun auf der gelehrten Schule diese Sonderung nicht streng und eigentlich erfolgen kann, sondern auch zur Universität noch alle diejenigen müssen zugelassen werden, welche sich auf der Schule nur ein vorläufiges Recht erworben haben, nach dieser Aufnahme zu streben: so kann diese Handlung nur nach zurückgelegter Laufbahn auf der Universität erfolgen. Natürlich aber ist die Aufnahme selbst und die Entscheidung über die Würdigkeit auf das genaueste verbunden, und die leztere kann nur dadurch entstehen, daß durch die That selbst ein einstimmiges Urtheil des Aufzunehmenden und derer welche den wissenschaftlichen Verein dabei repräsentiren sich bilde. Hieraus erklärt sich auch die Form dieser Handlungen im Allgemeinen. Es muß dadurch documentirt werden, daß der Einzelne den Geist der Wissenschaft als Princip in sich aufgenommen hat; dies geschieht durch das Gespräch, durch die Disputation, wodurch er veranlaßt wird, seine Denkungsart und das Innere seiner Ansichten zu eröffnen, und zu zeigen, welcher Combinationen er fähig ist. Dabei liegt der alte Saz zum Grunde, daß die dialektische Consequenz bewähren müsse, ob etwas Aufgestelltes in wissenschaftlichem Geist hervorge-

bracht sei oder nicht. Es soll aber auch ferner documentirt werden die Fähigkeit des Aufzunehmenden die Wissenschaft weiter zu bilden. Darum muß er auch bewähren, wie er in einem einzelnen Felde des realen Wissens einheimisch, und mit dessen Fortschritten sowol als dessen Bedürfnissen bekannt ist; und dies soll eben geschehen, durch die abzufassenden Dissertationen oder durch die eigentlichen mündlichen Prüfungen. So kann es nicht fehlen daß in dem Aufzunehmenden, wenn nicht eine von beiden Parteien bösen Willen hat, ganz dasselbe Urtheil entsteht wie in seinen Richtern. Denn mit dem Produkt zugleich, welches ihnen die Anschauung von seinem Zustande giebt, muß sich auch sein eignes Selbstgefühl dem analog entwikkeln. Die eigentliche Aufnahme besteht nur in symbolischen Gebräuchen, welche die Handlung beschließen.

So erscheint die Sache ganz einfach; allein sie wird weit verwikkelter, wenn man sie näher betrachtet. Auf die Universität nemlich gehen Viele, die sich zwar nicht durch lebendige Vereinigung des wissenschaftlichen Geistes und des Talentes zu wahren Mitgliedern des wissenschaftlichen Vereins ausbilden, aber doch vermöge ihres Talentes eine

Menge von Kenntnissen einsammeln und Fertigkeiten erlangen, und so viel Ehrfurcht und Anhänglichkeit gewinnen für das was auf dem eigentlich wissenschaftlichen Gebiet vorgeht, daß man erwarten kann, sie werden sich in der Anwendung ihrer Talente durch die wissenschaftlichen Geister leiten lassen. Dies sind Arbeiter auf dem Gebiet der Wissenschaft. Ob nun diese als Mitglieder des Vereins sollen angesehen, und also auch, wiewol in einem andern Sinne und auf andere Weise, darin aufgenommen werden, oder ob er sie nur durch vortheilhafte Zeugnisse seinen Mitgliedern als brauchbare Werkzeuge für bestimmte Fächer empfehlen soll, das hängt schon davon ab, in wie strengem oder weitem Sinne der Begriff dieses Vereins gefaßt wird, und kann recht sein so oder so. Aber auch unter den wahren Mitgliedern zeigt sich ein Unterschied für den wissenschaftlichen Verein. Ihr Talent nemlich kann, wie wir zu sagen pflegen, mehr praktisch sein oder mehr theoretisch, und dann auch ihre Gesinnung und Lebensweise mehr gelehrt oder mehr politisch. Die lezteren werden, wie sehr sie auch vom wissenschaftlichen Geiste durchdrungen sind, dennoch mehr darnach streben, das Erkannte auf eine reale Weise darzustellen,

die Wissenschaft mit dem Leben zu einigen, und ihre Früchte in dasselbe überzutragen, als daß sie an ihr selbst arbeiten und bilden sollten. Nur diejenigen aber, welche sich das lezte zum Geschäft machen, werden die höchsten sein für den wissenschaftlichen Verein; nur sie werden die Stellen ausfüllen auf der Universität und in der Akademie, und wenn sie an öffentlichen Geschäften Theil nehmen, dieses, eben wie jene das Lehren, nur als Nebensache ansehn. Sie allein sind also die eigentlichen Doctores, von denen aber auch in einem höheren Grade muß gefordert werden, daß sie von dem Zustande einer besonderen Wissenschaft genaue Kenntniß, und in der Handhabung derselben großes Geschikk beweisen. Hier sind nun vorzüglich die Proben der Gelehrsamkeit an ihrer Stelle, und müssen eigentlich immer von der Art sein, daß sie etwas merkwürdiges bleiben für dieses Gebiet. Ein Doctor, welcher nicht gleich bei seinem Eintritt in diese Würde eine Spur von seinem Dasein zeichnet welche allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und während der Epoche, in der sich die Wissenschaft eben befindet, nie ganz verschwinden kann, ein solcher ist eigentlich seines Namens unwürdig. Was der zu Erhebende mit einer solchen Probe noch weiter ver-

binden will, zum Beweise seines Talentes für das Lehrgeschäft, welches ihm natürlich anheim fällt, das hängt am besten von ihm selbst ab, ob ein gelehrtes Gespräch oder eine kleine Anzahl von Vorlesungen über einen bestimmten Gegenstand. Oder wenn er dennoch die Form der Disputation wählen wollte, die eigentlich hieher am wenigsten gehört, und nur in den scholastischen Zeiten der Theologie, aus den sie herübergenommen ist, alles in allem sein konnte: so müßte ihr nur der Zweck untergelegt werden, daß er als Schiedsrichter der eigentlich Streitenden die Gabe zeigte, den Gang ihrer Rede so zu leiten, daß der Gegenstand klar werden müßte, und zu verhüten, daß sie sich nicht durch Mißverständniß immer tiefer verwikkelten.

Welches ist nun aber weiter das richtige Verhältniß der Facultäten in Absicht auf die Ertheilung dieser Würden? Daß jene Zeugnisse, oder wenn es als mehr angesehen werden soll der niedrigste Grad, von jeder Facultät für sich ertheilt wird, versteht sich von selbst, da es hiebei nur auf die innerhalb ihres besonderen Gebietes erworbenen Kenntnisse ankommt. Dasselbige gilt von der höchsten Würde der Doctoren, inwiefern diese von dem vorangehenden mittleren Grade sich sondert und

allemal auf ihn gepfropft wird. Ohnstreitig ist dies das richtigste, da Jeder, sobald er den wissenschaftlichen Geist in sich lebendig fühlt, auch nach den äußerlichen Zeichen dieses Vorzuges streben wird, jenes andere aber, ob Neigung und Talent mehr auf das praktische hingehe oder auf das theoretische, sich gewöhnlich erst später entscheidet. Dann also hat man es wiederum nur mit dem Gebiet jeder besonderen Facultät bei Erlangung dieser höchsten Würde zu thun, und jede kann also auch unter dieser Voraussezung für sich verfahren. Ob aber *auch* jene eigentlich erste Würde, da sie zugleich die Aufnahme in den gesammten wissenschaftlichen Verein ist, und dabei alles auf den Geist und das Vermögen der Erkenntniß überhaupt ankommt, ob diese zu ertheilen auch die Sache der einzelnen mehr positiven Facultäten sein kann, die nur durch ihre Verbindung mit der philosophischen den wissenschaftlichen Verein repräsentiren können, und sie nicht vielmehr wo nicht ausschließlich doch vorzüglich von der philosophischen Facultät ausgehn muß, dies ist gewiß sehr zu überlegen. Am nächsten scheint hier die theologische Facultät sich an das zu halten was die Natur der Sache erfordert. Die niedrigste Bewährung pflegt sie nur durch Zeugniße zu

beurkunden; von zwei verschiedenen Graden zeigen sich fast nur noch da Spuren wo sie sich mehr als Specialschule, und nicht auf eine lebendige Weise mit den andern und der philosophischen zu einer Universität vereiniget zeigt. Bei Ertheilung ihrer Doctorwürde aber sezt sie in der Regel die philosophische voraus, und läßt leztere allein auch bei sich den niederen Grad vertreten, natürlich in Voraussezung der von ihr selbst eingeholten Zeugnisse. Offenbar wenigstens müßte überall bei dieser ursprünglichen Aufnahme die philosophische Facultät mit zugezogen werden, da keine andere als sie für sich allein die Einheit des wissenschaftlichen Vereins unmittelbar repräsentirt. Innerhalb dieser Facultät selbst aber tritt wiederum mit wenigen Abänderungen dasselbe Verhältniß ein, welches zwischen ihr und den andern Facultäten statt findet, weil sie nemlich in sich selbst auch ein Centrum hat, die Philosophie im engen Sinne, und nach außen mehrere Seiten, die realen Wissenschaften. Zeugnisse kann sie nur ausstellen über geschichtliche und naturwissenschaftliche Kenntnisse; denn wer von der höheren Philosophie nur Kenntnisse hat, ohne den wissenschaftlichen Geist, abgerechnet daß nach solchem kaum Jemand fragen wird, der hat sie auch nur

geschichtlich. Zwei Grade aber müßten in ihr auch unterschieden werden, indem Alle, welche von der Universität aus entweder in die Staatsverwaltung oder in die Naturbearbeitung für den Staat in einem großen Sinne eingreifen wollen, billig den wissenschaftlichen Geist in sich müssen ausgebildet haben, dennoch aber manches entbehren können, was dem, der den Beruf des Lehrers fühlt, nicht fehlen darf. In beiden Graden wird Jeder immer einen bestimmten Zweig des realen Wissens angeben können, von dem er vorzüglich ausgehn *will*; weshalb denn außer den Philosophen im engeren Sinne auch diejenigen vorzüglich seine Richter sein mögen, welche diesen Zweig bearbeiten, wiewol auch das nicht das rathsamste sein möchte, da doch in der Folge kein Gebiet dem Aufgenommenen verschlossen ist; auf jeden Fall aber werde, wer die Würde eines Doctors erhält, zum Doctor der Philosophie schlechthin ernannt, ohne einen Beisaz, der auf eine einzelne Disciplin hinweiset. Denn die Facultät, welche vorzugsweise die Einheit aller Wissenschaften repräsentirt, die ohnedies von allen Seiten her genugsam verdunkelt wird, muß auch in ihren feierlichen Handlungen diese Einheit bestimmt aussprechen. Doctoren der Geschichte oder der Aesthetik zu ernennen, ist fremd und lächerlich, und

wird gewiß, wenn man es auch willkührlich einführt, nicht bleibend sein und geschichtlich werden.

Was aber nicht wesentlich zu sein scheint bei diesen Handlungen, sondern nur dem früheren Zustande der Roheit und Unwissenschaftlichkeit unserer Sprache angemessen, das ist der durchgängige Gebrauch der lateinischen in allen diesen Geschäften. Gewiß hat diese Einrichtung, weil die größere Menge sich dabei zu mancherlei Verfälschungen versucht fühlen mußte, nicht wenig beigetragen, die gelehrten Würden selbst um ihren guten Ruf zu bringen. Je mehr wir auch Fortschritte machen, um desto mehr muß gewiß jene schon längst abgeschlossene Sprache sich zur wissenschaftlichen Darstellung für uns, außer auf dem philologischen und vielleicht mathematischen Gebiet, unbrauchbar zeigen. Was für Gewinn soll auch entstehn, wenn, was deutsch vortreflich gesagt werden konnte, in römischer Sprache mittelmäßig auftritt? Es ist genug, wenn außer jenen Gebieten die römische Sprache rein und zierlich bei solchen öffentlichen Gelegenheiten erscheint welche mehr eine populäre und schöne, als eine wissenschaftliche und gründliche Darstellung fordern, und wo sich der Redner nach Belieben in dem Gebiet antiker Gesinnung und Ansicht halten darf.

So ohngefähr gestalten sich die gelehrten Würden rein aus dem Gesichtspunkt des wissenschaftlichen Vereins angesehen; was für Rüksichten aber hat wol der Staat darauf zu nehmen, oder überhaupt gar keine? Er gesellt sich doch zu der wissenschaftlichen Vereinigung und nimmt sich ihrer an, oder untergiebt ihr die von ihm selbst gestifteten Unterrichtsanstalten, um gewiß für die Geschäfte, wozu es deren bedarf Männer von Kenntnissen und von höherer Bildung zu finden. Stimmt dies wol zusammen damit, daß er doch hernach dem Urtheil dieses Vereins nicht traut, und sich nicht darnach richtet? Es läßt sich unterscheiden für den Staat ein niederer Dienst und ein höherer. Wie wohl es gethan ist, auch diejenigen, welche eigentlich für den höheren bestimmt sind, sich dennoch zunächst eine lange Zeit im niedern Gebiet herumtreiben zu lassen; oder wie richtig die Meinung sein mag, daß wer nur lange genug den niedern Dienst verrichtet hat, auch wol geschikt sein werde für den höheren: dies gehört nicht hieher zu untersuchen; die Verschiedenheit in der Sache aber ist einleuchtend und bekannt. Im niedern Staatsdienst giebt es ein ansehnliches Gebiet, welches Kenntnisse wissenschaftlicher Art erfodert. Wenn die Universität im Namen des wissenschaftlichen Vereins einem

Einzelnen das Zeugniß ausstellt, daß er diese besizt: so weiß ich nicht was für einen Sinn die Prüfung noch haben soll, welche der Staat durch Beamte über ihn verhängt; so wie, wenn er sich auf das Zeugniß der leztern verlassen will, nicht einzusehen ist, warum er den Besuch der Universität zur Pflicht macht. Diese hinzukommende Prüfung sollte zur Qualification des Einzelnen gar nicht gehören; sondern nur um zu erfahren, wozu er sich besonders eignet, und wieviel er schon von den kleinen Fertigkeiten und Notizen mitbringt, welche allenfalls auch erst durch die Uebung dürfen erworben werden. Für den höheren Dienst bedarf es nicht nur einer Masse wolerworbener Kenntnisse, sondern auch Uebersicht des Ganzen, richtiges Urtheil über die Verhältnisse der einzelnen Theile, ein vielseitig gebildetes Combinationsvermögen, einen Reichthum von Ideen und Hülfsmitteln. Soll dies alles zuverlässig sein und geordnet, so muß, wer sich dieser Gaben rühmt, in das Heiligthum der Wissenschaft eingedrungen sein. Darum eröfnet es auch der Staat seinen künftigen Dienern, und will sie nur aus diesem empfangen. Sollten nun nicht eben hierüber auch die Zeugnisse der wissenschaftlichen Anstalten, wenn sie zwekmäßig und streng ertheilt werden, das erste sein, worauf der Staat sich ver-

läßt? Das Vorurtheil, als ob es etwa einem adli-
gebornen, oder überhaupt der Klasse, welche an
die höheren Geschäfte Anspruch macht, kaum an-
stehe einen gelehrten Grad anzunehmen, und ein
solcher sich dadurch schon selbst von den Geschäften
ausschließe und zum Schulstaube verdamme, kann
wohl kaum gerechtfertigt werden, sondern muß ver-
schwinden, wenn Staat und Universität sich selbst
und gegenseitig verstehen. Vielmehr sollte der hö-
here Staatsdienst gerade nur solchen eröfnet sein;
diejenigen, welche sich mit dieser Würde ausschließ-
lich in die politische Laufbahn begeben, sollten über-
all an die Spize der Geschäfte gestellt zu werden
Hofnung haben, und auch die, welche mit der Würde
der Lehrer bekleidet sich vorzüglich den Wissenschaf-
ten widmen, sollte doch der Staat als Aufseher, als
Rathgeber bei allem, was in ihr besonderes Fach ein-
schlägt, zu gebrauchen wissen. Doch diese Aenderung
in der gegenwärtigen Praxis müßten die Universitäten
selbst vorbereiten; sie müssen ihre gothischen Formen
beleben, sie müssen mit den Würden die sie ertheilen,
nicht länger ein Spiel treiben und sie mißbrauchen
lassen zu leeren Namen.

Anhang
über
eine neu zu errichtende Universität.

Man sagt, der preussische Staat fühle das Bedürfniß, auch für seinen verminderten Umfang die verlorene ehemalige Friedrichs-Universität durch eine andere neu zu errichtende zu ersezen, und man sagt, es sei beschlossen, in Berlin solle sie errichtet werden. Großentheils in dieser Hinsicht sind die vorstehenden Gedanken gerade jezt niedergeschrieben und bekannt gemacht worden, und sie würden ihren Zwekk verfehlen, wenn nicht von einigem wenigstens die Anwendung auf den vorliegenden Fall hinzugefügt würde.

Das Gefühl, welches diesen Entwurf erzeugt hat, ist gewiß sehr richtig und achtungswerth. Es beweiset, daß Preußen den Beruf, den es lange geübt hat, auf die höhere Geistesbildung vorzüglich zu wirken und in dieser seine Macht zu suchen, nicht aufgeben, sondern vielmehr von vorne anfangen

will; es beweiset ferner ganz bestimmt, was eben so viel werth ist, daß Preußen sich nicht i[solie]ren will; sondern auch in dieser Hinsicht mit [dem] gesammten natürlichen Deutschland in lebendi[ger] Verbindung zu bleiben wünscht. Zwei Provinci[al-] Universitäten hat es bereits. Königsberg für [die] außerdeutschen, oder vielmehr, da es ja jezt kei[ne] Beziehung mehr giebt, in welcher das eigentlic[he] Preußen weniger deutsch wäre als Brandenbur[g,] für die nördlichen, Frankfurt für die südlichen Pro[-] vinzen. Aber mehr können auch diese beiden An[-] stalten ihrer Natur nach nicht werden; auch Frank[-] furt ist zu abgelegen, um irgend Ausländer an sich zu ziehn, die für eine große Universität von der höchsten Wichtigkeit sind, um die Anlage zu einer hart manierirten intellectuellen Existenz, wie sie im eigentlichen Preußen so sehr auffällt, und wie man sie auch auf den königlich-sächsischen Universitäten findet, in Schranken zu halten. Frankfurt war nur gut zu einer Missionsanstalt für die Polen, um welche sich Preußen hoffentlich jezt weniger bekümmern wird. Auch müßte diese Universität, um sie bedeutend zu machen, durchaus neu geschaffen werden, und warum sollte der Staat die Kräfte, welche dazu gehören, an einem übel gelegenen Ort und an

der Umbildung einer durchaus untergeordneten und in vieler Hinsicht schlechten Anstalt, was immer eine eben so undankbare als schwierige Arbeit ist, verschwenden, da er mit fast gleicher Anstrengung Neues erbauen kann?

Aber warum gerade in Berlin? Potsdam freilich kann wol kaum einem Sachkundigen einfallen, da eine Universität in einer kleinen Stadt mit dem privilegirtesten Militär und dem Hofe dicht zusammen, der alle Kleinigkeiten nothwendig erfahren müßte, in der Nähe der Hauptstadt eigentlich der wunderlichste Gedanke ist, den man haben kann. Allein Brandenburg, Havelberg, mittlere Städte nahe an der Grenze, also gelegen für die Ausländer, und wo man zum Besten der Universität allmählig große Fonds einziehn könnte, dergleichen sollten einem Jeden weit eher in den Sinn kommen, als Berlin. Sollte also bei einer so auffallenden Wahl eine Hinsicht auf Vortheile entschieden haben, welche Berlin allein darbietet? Diese sind freilich leicht zu sehn, in so fern es in den preußischen Staaten der reichste Sammelplaz ist von Gelehrsamkeit, von Talenten, von Kunstübungen aller Art, in so fern es viele Institute in sich faßt, welche die Universität unterstüzen und wiederum

durch die Verbindung mit ihr neuen Glanz
einen höhern Charakter bekommen könnten,
fern es zugleich die gebildetsten Formen des L
darstellt, und die höchsten Würden, zu dene
der anstrebende Jüngling in jedem Fache er
schwingen kann, ihm dicht unter die Augen br
Allein dies sind Vortheile, deren alle Universit
welche für die Wissenschaft und den Staat
meisten Nuzen gestiftet haben, immer entbehr
Dagegen hat Berlin für eine solche Anstalt ei
nicht zu verkennende Nachtheile, die aus der W
läuftigkeit der Stadt, der Theurung der Bedü
nisse, der Leichtigkeit der Zerstreuungen, der M
nigfaltigkeit andringender Versuchungen, der Of
fizerei vieler Jünglinge, die hier schon auf Sch
len erzogen, hier auch studiren, und hier gleich
die Verwaltung treten würden, und eigentlich v
allen Seiten, könnte man wol sagen, unausblei
lich entstehen müssen, Nachtheile, welche dem gr
ßen Publicum am meisten in die Augen leuchten
und welche es der neuen Anstalt, die ohnehin mi
mannigfaltiger Eifersucht zu kämpfen hätte, schwe
machen würden, Vertrauen zu gewinnen. Sollte
also jezt wol der Zeitpunkt sein, um jener mehr
glänzenden als wesentlichen Vortheile willen einen

nißlichen Kampf zu wagen mit diesen Nachtheilen? Wer einen so bedeutenden Verlust gemacht hat, der darf nicht leichtsinnig speculiren, sondern muß mit sichern Unternehmungen von neuem anfangen, um seinen Kredit zu heben.

Schon unter der vorigen Regierung, zu einer Zeit, wo der preußische Staat durchaus kein Bedürfniß hatte, eine neue Universität zu errichten, wurde ein Plan gemacht zu einer großen Lehranstalt in Berlin, welche eigentlich keine Universität sein, aber doch die Dienste der Universitäten leisten sollte, von einem sehr gebildeten Schriftsteller, der Prinzenlehrer gewesen war und zugleich das Schauspiel dirigirte. An Feinheit und an Pracht, wie an höfischer Vornehmigkeit wird es also dem Entwurf nicht gefehlt haben. Zur Ausführung ist er indeß nicht gekommen, wenn man nicht eine und die andere, um diese Zeit entstandene Specialschule, ansehn will als Versuche mit solchen einzelnen Theilen dieses Ganzen, — denn auf einen Mittelpunkt und dessen lebendige Kraft mag wol wenig gerechnet worden sein — den Anfang zu machen, bei denen man am wenigsten in Grenzstreitigkeiten käme mit den bestehenden Universitäten. Die Hauptabsicht war ohnstreitig die gothische Form und das

geschichtlich. Zwei Grade aber müßten in ihr auch unterschieden werden, indem Alle, welche von der Universität aus entweder in die Staatsverwaltung oder in die Naturbearbeitung für den Staat in einem großen Sinne eingreifen wollen, billig den wissenschaftlichen Geist in sich müssen ausgebildet haben, dennoch aber manches entbehren können, was dem, der den Beruf des Lehrers fühlt, nicht fehlen darf. In beiden Graden wird Jeder immer einen bestimmten Zweig des realen Wissens angeben können, von dem er vorzüglich ausgehn *will*; weshalb denn außer den Philosophen im engeren Sinne auch diejenigen vorzüglich seine Richter sein mögen, welche diesen Zweig bearbeiten, wiewol auch das nicht das rathsamste sein möchte, da doch in der Folge kein Gebiet dem Aufgenommenen verschlossen ist; auf jeden Fall aber werde, wer die Würde eines Doctors erhält, zum Doctor der Philosophie schlechthin ernannt, ohne einen Beisaz, der auf eine einzelne Disciplin hinweiset. Denn die Facultät, welche vorzugsweise die Einheit aller Wissenschaften repräsentirt, die ohnedies von allen Seiten her genugsam verdunkelt wird, muß auch in ihren feierlichen Handlungen diese Einheit bestimmt aussprechen. Doctoren der Geschichte oder der Aesthetik zu ernennen, ist fremd und lächerlich, und

wird gewiß, wenn man es auch willkührlich einführt, nicht bleibend sein und geschichtlich werden.

Was aber nicht wesentlich zu sein scheint bei diesen Handlungen, sondern nur dem früheren Zustande der Roheit und Unwissenschaftlichkeit unserer Sprache angemessen, das ist der durchgängige Gebrauch der lateinischen in allen diesen Geschäften. Gewiß hat diese Einrichtung, weil die größere Menge sich dabei zu mancherlei Verfälschungen versucht fühlen mußte, nicht wenig beigetragen, die gelehrten Würden selbst um ihren guten Ruf zu bringen. Je mehr wir auch Fortschritte machen, um desto mehr muß gewiß jene schon längst abgeschlossene Sprache sich zur wissenschaftlichen Darstellung für uns, außer auf dem philologischen und vielleicht mathematischen Gebiet, unbrauchbar zeigen. Was für Gewinn soll auch entstehn, wenn, was deutsch vortreflich gesagt werden konnte, in römischer Sprache mittelmäßig auftritt? Es ist genug, wenn außer jenen Gebieten die römische Sprache rein und zierlich bei solchen öffentlichen Gelegenheiten erscheint welche mehr eine populäre und schöne, als eine wissenschaftliche und gründliche Darstellung fordern, und wo sich der Redner nach Belieben in dem Gebiet antiker Gesinnung und Ansicht halten darf.

So ohngefähr gestalten sich die gelehrten Würden rein aus dem Gesichtspunkt des wissenschaftlichen Vereins angesehen; was für Rüksichten aber hat wol der Staat darauf zu nehmen, oder überhaupt gar keine? Er gesellt sich doch zu der wissenschaftlichen Vereinigung und nimmt sich ihrer an, oder untergiebt ihr die von ihm selbst gestifteten Unterrichtsanstalten, um gewiß für die Geschäfte, wozu es deren bedarf Männer von Kenntnissen und von höherer Bildung zu finden. Stimmt dies wol zusammen damit, daß er doch hernach dem Urtheil dieses Vereins nicht traut, und sich nicht darnach richtet? Es läßt sich unterscheiden für den Staat ein niederer Dienst und ein höherer. Wie wohl es gethan ist, auch diejenigen, welche eigentlich für den höheren bestimmt sind, sich dennoch zunächst eine lange Zeit im niedern Gebiet herum treiben zu lassen; oder wie richtig die Meinung sein mag, daß wer nur lange genug den niedern Dienst verrichtet hat, auch wol geschikt sein werde für den höheren: dies gehört nicht hieher zu untersuchen; die Verschiedenheit in der Sache aber ist einleuchtend und bekannt. Im niedern Staatsdienst giebt es ein ansehnliches Gebiet, welches Kenntnisse wissenschaftlicher Art erfodert. Wenn die Universität im Namen des wissenschaftlichen Vereins einem

Einzelnen das Zeugniß ausstellt, daß er diese besizt: so weiß ich nicht was für einen Sinn die Prüfung noch haben soll, welche der Staat durch Beamte über ihn verhängt; so wie, wenn er sich auf das Zeugniß der leztern verlassen will, nicht einzusehen ist, warum er den Besuch der Universität zur Pflicht macht. Diese hinzukommende Prüfung sollte zur Qualification des Einzelnen gar nicht gehören; sondern nur um zu erfahren, wozu er sich besonders eignet, und wieviel er schon von den kleinen Fertigkeiten und Notizen mitbringt, welche allenfalls auch erst durch die Uebung dürfen erworben werden. Für den höheren Dienst bedarf es nicht nur einer Masse wolerworbener Kenntnisse, sondern auch Uebersicht des Ganzen, richtiges Urtheil über die Verhältnisse der einzelnen Theile, ein vielseitig gebildetes Combinationsvermögen, einen Reichthum von Ideen und Hülfsmitteln. Soll dies alles zuverlässig sein und geordnet, so muß, wer sich dieser Gaben rühmt, in das Heiligthum der Wissenschaft eingedrungen sein. Darum eröfnet es auch der Staat seinen künftigen Dienern, und will sie nur aus diesem empfangen. Sollten nun nicht eben hierüber auch die Zeugnisse der wissenschaftlichen Anstalten, wenn sie zwekmäßig und streng ertheilt werden, das erste sein, worauf der Staat sich ver-

läßt? Das Vorurtheil, als ob es etwa einem adlich gebornen, oder überhaupt der Klasse, welche auf die höheren Geschäfte Anspruch macht, kaum anstehe einen gelehrten Grad anzunehmen, und ein solcher sich dadurch schon selbst von den Geschäften ausschließe und zum Schulstaube verdamme, kann wohl kaum gerechtfertigt werden, sondern muß verschwinden, wenn Staat und Universität sich selbst und gegenseitig verstehen. Vielmehr sollte der höhere Staatsdienst gerade nur solchen eröfnet sein; diejenigen, welche sich mit dieser Würde *ausschließ*lich in die politische Laufbahn begeben, sollten überall an die Spize der Geschäfte gestellt zu werden Hofnung haben, und auch die, welche mit der Würde der Lehrer bekleidet sich vorzüglich den Wissenschaften widmen, sollte doch der Staat als Aufseher, als Rathgeber bei allem, was in ihr besonderes Fach einschlägt, zu gebrauchen wissen. Doch diese Aenderung in der gegenwärtigen Praxis müßten die Universitäten selbst vorbereiten; sie müssen ihre gothischen Formen beleben, sie müssen mit den Würden die sie ertheilen, nicht länger ein Spiel treiben und sie mißbrauchen lassen zu leeren Namen.

Anhang
über
eine neu zu errichtende Universität.

Man sagt, der preußische Staat fühle das Bedürfniß, auch für seinen verminderten Umfang die verlorene ehemalige Friedrichs-Universität durch eine andere neu zu errichtende zu ersezen, und man sagt, es sei beschlossen, in Berlin solle sie errichtet werden. Großentheils in dieser Hinsicht sind die vorstehenden Gedanken gerade jezt niedergeschrieben und bekannt gemacht worden, und sie würden ihren Zwekk verfehlen, wenn nicht von einigem wenigstens die Anwendung auf den vorliegenden Fall hinzugefügt würde.

Das Gefühl, welches diesen Entwurf erzeugt hat, ist gewiß sehr richtig und achtungswerth. Es beweiset, daß Preußen den Beruf, den es lange geübt hat, auf die höhere Geistesbildung vorzüglich zu wirken und in dieser seine Macht zu suchen, nicht aufgeben, sondern vielmehr von vorne anfangen

will; es beweiset ferner ganz bestimmt, was wol eben so viel werth ist, daß Preußen sich nicht isoliren will; sondern auch in dieser Hinsicht mit dem gesammten natürlichen Deutschland in lebendiger Verbindung zu bleiben wünscht. Zwei Provincial-Universitäten hat es bereits. Königsberg für die außerdeutschen, oder vielmehr, da es ja jezt keine Beziehung mehr giebt, in welcher das eigentliche Preußen weniger deutsch wäre als Brandenburg, für die nördlichen, Frankfurt für die südlichen Provinzen. Aber mehr können auch diese beiden Anstalten ihrer Natur nach nicht werden; auch Frankfurt ist zu abgelegen, um irgend Ausländer an sich zu ziehn, die für eine große Universität von der höchsten Wichtigkeit sind, um die Anlage zu einer hart manierirten intellectuellen Existenz, wie sie im eigentlichen Preußen so sehr auffällt, und wie man sie auch auf den königlich-sächsischen Universitäten findet, in Schranken zu halten. Frankfurt war nur gut zu einer Missionsanstalt für die Polen, um welche sich Preußen hoffentlich jezt weniger bekümmern wird. Auch müßte diese Universität, um sie bedeutend zu machen, durchaus neu geschaffen werden, und warum sollte der Staat die Kräfte, welche dazu gehören, an einem übel gelegenen Ort und an

der Umbildung einer durchaus untergeordneten und in vieler Hinsicht schlechten Anstalt, was immer eine eben so undankbare als schwierige Arbeit ist, verschwenden, da er mit fast gleicher Anstrengung Neues erbauen kann?

Aber warum gerade in Berlin? Potsdam freilich kann wol kaum einem Sachkundigen einfallen, da eine Universität in einer kleinen Stadt mit dem privilegirtesten Militär und dem Hofe dicht zusammen, der alle Kleinigkeiten nothwendig erfahren müßte, in der Nähe der Hauptstadt eigentlich der wunderlichste Gedanke ist, den man haben kann. Allein Brandenburg, Havelberg, mittlere Städte nahe an der Grenze, also gelegen für die Ausländer, und wo man zum Besten der Universität allmählig große Fonds einziehn könnte, dergleichen sollten einem Jeden weit eher in den Sinn kommen, als Berlin. Sollte also bei einer so auffallenden Wahl eine Hinsicht auf Vortheile entschieden haben, welche Berlin allein darbietet? Diese sind freilich leicht zu sehn, in so fern es in den preußischen Staaten der reichste Sammelplaz ist von Gelehrsamkeit, von Talenten, von Kunstübungen aller Art, in so fern es viele Institute in sich faßt, welche die Universität unterstüzen und wiederum

durch die Verbindung mit ihr neuen Glanz oder einen höhern Charakter bekommen könnten, in so fern es zugleich die gebildetsten Formen des Lebens darstellt, und die höchsten Würden, zu denen sich der anstrebende Jüngling in jedem Fache empor- schwingen kann, ihm dicht unter die Augen bringt. Allein dies sind Vortheile, deren alle Universitäten, welche für die Wissenschaft und den Staat den meisten Nuzen gestiftet haben, immer entbehrten. Dagegen hat Berlin für eine solche Anstalt eigne, nicht zu verkennende Nachtheile, die aus der Weit- läuftigkeit der Stadt, der Theurung der Bedürf- nisse, der Leichtigkeit der Zerstreuungen, der Man- nigfaltigkeit andringender Versuchungen, der Ofen- fizerei vieler Jünglinge, die hier schon auf Schu- len erzogen, hier auch studiren, und hier gleich in die Verwaltung treten würden, und eigentlich von allen Seiten, könnte man wol sagen, unausbleib- lich entstehen müssen, Nachtheile, welche dem gro- ßen Publicum am meisten in die Augen leuchten, und welche es der neuen Anstalt, die ohnehin mit mannigfaltiger Eifersucht zu kämpfen hätte, schwer machen würden, Vertrauen zu gewinnen. Sollte also jezt wol der Zeitpunkt sein, um jener mehr glänzenden als wesentlichen Vortheile willen einen

mißlichen Kampf zu wagen mit diesen Nachtheilen? Wer einen so bedeutenden Verlust gemacht hat, der darf nicht leichtsinnig speculiren, sondern muß mit sichern Unternehmungen von neuem anfangen, um seinen Kredit zu heben.

Schon unter der vorigen Regierung, zu einer Zeit, wo der preußische Staat durchaus kein Bedürfniß hatte, eine neue Universität zu errichten, wurde ein Plan gemacht zu einer großen Lehranstalt in Berlin, welche eigentlich keine Universität sein, aber doch die Dienste der Universitäten leisten sollte, von einem sehr gebildeten Schriftsteller, der Prinzenlehrer gewesen war und zugleich das Schauspiel dirigirte. An Feinheit und an Pracht, wie an höfischer Vornehmigkeit wird es also dem Entwurf nicht gefehlt haben. Zur Ausführung ist er indeß nicht gekommen, wenn man nicht eine und die andere, um diese Zeit entstandene Specialschule, ansehn will als Versuche mit solchen einzelnen Theilen dieses Ganzen, — denn auf einen Mittelpunkt und dessen lebendige Kraft mag wol wenig gerechnet worden sein — den Anfang zu machen, bei denen man am wenigsten in Grenzstreitigkeiten käme mit den bestehenden Universitäten. Die Hauptabsicht war ohnstreitig die gothische Form und das

Zunftwesen der alten Universitäten allmählig zu untergraben, vorzüglich aber den sogenannten Studentengeist zu tilgen, der von Furchtsamen für höchst furchtbar und verderblich gehalten wurde. Mit solchen Bildungsversuchen aus heiler Haut, ohne daß ein bestimmtes Bedürfniß bestimmte Maßregeln natürlich erzeugte, und ohne daß man von dem Umzubildenden eine vollständige Ansicht genommen hätte, um sich zu überzeugen, wie das wesentliche Gute und die dermaligen Mißbräuche sich gegen einander verhalten und worin beide gegründet sind, ist es immer eine bedenkliche Sache. Wer Zeit und Kraft übrig hat und es nicht scheut mit wichtigen Dingen auch zu spielen, der mag dergleichen wagen. Soll man aber wol glauben, daß eine weise Regierung unter den gegenwärtigen Umständen einen so entstandenen Plan hervorsuchen werde, dessen Erfinder gewiß durch reife Einsicht in das streng wissenschaftliche Gebiet nicht vorzüglich glänzte, sondern vielmehr durch einseitiges Popularisiren für diesen Gegenstand sich mißempfiehlt, und dessen Hauptabsicht war einen Geist zu untergraben, den man mit möglichster Beseitigung seiner Auswüchse und verkehrten Aeußerungen, jezt mehr als je suchen sollte sorgfältig zu bewahren als Ei-

nigungsmittel für den besten Theil des künftigen Geschlechtes und als Gewahrsam für ächt vaterländischen Sinn? Gewiß das wollen wir nicht denken, um so weniger da auch jene ganze Methode die realen Wissenschaften aus dem Zusammenhang mit der Philosophie herauszureißen, und entweder auf willkührliche Theorien zu bauen, oder in bloße Empirie verwandeln zu wollen, sich unter uns wol längst überlebt hat.

Es scheint also nichts übrig zu bleiben, um eine solche Wahl für das Lokale einer neuen Universität zu erklären, wenn sie sich doch in Berlin nicht eben wesentlich besser befinden wird als anderswo, als daß irgend eine Nothwendigkeit vorhanden ist, weshalb sie nur in Berlin überhaupt bestehen kann; und diese ist leicht aufzuzeigen. Denn wenn sie sogleich gestiftet und in Thätigkeit gesezt werden soll, und wenn ihre Lage allerdings eine solche ist, daß sie sich bei einem kränklichen Anfang kein langes Leben versprechen darf: woher soll sie anderswo alle die Hülfsmittel nehmen, welche einer blühenden Universität nothwendig sind? Hätte sie auch Geldkräfte in Ueberfluß, so sind doch Bibliotheken, Sammlungen von alten Denkmälern, botanische Gärten, anatomische, mineralogische und

zoologische Kabinette unmöglich im Augenblikke herbeigeschafft; und wie könnte in unsern Tagen eine Universität mit Auszeichnung in die Schranken treten wollen, der es an diesen wesentlichen Attributen fehlte? Dies ist gewiß eine so einleuchtende Ursache, daß nach keiner andern weiter gesucht werden darf.

Wenn also nicht um irgend einer besondern Pracht und Herrlichkeit willen, sondern nur damit sie unmittelbar leben und rasch gedeihen könne, die Universität in Berlin wohnen soll: so scheinen die Maaßregeln, die zu ergreifen sind, einander so untergeordnet werden zu müssen, daß man zunächst für alles dasjenige sorge, was der Universität zum selbstständigen Dasein nothwendig ist; dann darauf denke, wie die besondern Nachtheile zu vermeiden sind, mit denen eben Berlin ihr vorzüglich droht, und nur erst nach diesem und in so fern dieses nöthigere nicht darunter leidet, dürfte man in Betrachtung ziehen, wie nun auch wiederum die besondern Vortheile, welche Berlin darbietet, recht zu benuzen wären.

Was das erste betrifft: so scheint zunächst schon die Art, wie die gesuchten nothwendigen Hülfsmittel in Berlin vorhanden sind, der Unabhängigkeit der Universität nicht günstig zu sein, wenn man

nicht durch Machtsprüche eingreifen will in die Ordnungen anderer Anstalten, und das würde ihr wiederum Haß zuziehen. Wo die Universität keinen andern Gebrauch zu machen hat als der dem qualificirten Publicum überhaupt verstattet ist, da ist sie in der That auch nur als eine Vermehrung desselben anzusehn, und die Sache hat keine Schwierigkeit. So müßten, was die Bibliothek betrifft, die Studirenden besondere Lesezimmer haben in dem Universitätsgebäude, und die Bücher von der Bibliothek allemal auf den Namen eines Professors oder der Universität überhaupt dorthin geholt werden. Nur müßte man freilich allmählig auf eine eigne Handbibliothek aus solchen Werken denken, nach denen die Nachfrage besonders häufig sein muß, und die doch auf der Königlichen Bibliothek für das übrige Publikum nicht fortdauernd können entbehrt werden. Bei andern Instituten könnte man es für die beste Auskunft halten die gegenwärtigen Aufseher derselben zu Professoren ihrer Wissenschaft bei der Universität zu ernennen, und was könnte man in der That dieser besseres wünschen als einen Willdenow zu besitzen für die Botanik, und einen Karsten für die Mineralogie. Allein theils ist damit nicht für immer geholfen, wenn neben der

Universität noch die Bergakademie bestehen soll, und das medicinisch-chirurgische Collegium; und es wären dadurch entweder der Universität oder diesen beiden Corporationen, die unter ganz anderer Aufsicht stehen, und eine ganz andere Bestimmung haben, die Hände gebunden für die Zukunft; theils ist es dem ächten Geist einer Universität zuwider, daß nur Einer ausschließend befugt oder in Stand gesezt sein soll eine Wissenschaft zu lehren. Hier entsteht also die freilich schwierige, aber doch auch nicht unauflösliche Aufgabe, solche Instructionen zu entwerfen und solche Garantien zu geben, daß die Universität nichts aufgeben müsse was ihre Natur wesentlich erfordert, und doch auch in frühere bestimmte Rechte so wenig als möglich eingegriffen würde. Aehnliches würde vielleicht geschehen müssen in Absicht des anatomischen Kabinets und der Thierarzeneischule, wiewol leztere sich wol am leichtesten und vortheilhaftesten auf gewisse Weise mit der Universität vereinigen ließe.

Doch nicht nur in Beziehung auf die Hülfsmittel, sondern auch auf die Personen der Lehrer und Schüler, ist es eine Aufgabe die leicht verfehlt werden kann, der Universität ihre Unabhängigkeit gleich anfangs zu sichern. Wenn man nemlich etwa

das Personal der Lehrer, ich will nicht sagen aus-
schließend, aber doch größtentheils aus solchen Ge-
lehrten zusammensezen wollte, die bereits in andern
Verhältnissen in Berlin leben: so würde es, wie
vortreflich auch die Männer sein mögen, mit dem
freien Dasein der Universität nur schlecht bestellt
sein. Es ist bekannt, wie gefangennehmend das
Geschäftsleben ist, zumal ein genau ausgearbeitetes
und spizfindig eingerichtetes, und Gelehrte, die ein-
mal in dieses eingelebt sind, werden immer ihre
Anstellung bei der Universität nur als eine Neben-
sache ansehn, nicht viel anders als die Vorlesun-
gen welche sie schon jezt zu halten gewohnt sind.
Hiezu kommt, daß sie durch ihre andern Geschäfte
mit der Zeit beschränkt sind auf eine Weise, die mit
der natürlichen Ordnung der studirenden Jünglinge
nicht wol vereinbar ist. Dasselbe gilt von denen,
welche auf höheren oder besonderen Schulen als Leh-
rer angesezt sind, und diese müßten sich überdies
noch zwei ganz verschiedene Methoden des Lehrens
aneignen, was schwerer sein mag als man glaubt.
Von solchen Collisionen darf die Universität nicht
abhängen; und überhaupt, wäre sie für die meisten
Lehrer nur eine Nebensache, so würde sie es bald
auch für die Schüler sein; sie würde troz alles

Vortreflichen was sie in sich vereinigte, nur wenig Vertrauen finden und auch wenig verdienen, weil sie bald gewissen administrativen Collegien gleichen würde, in denen es auch nie an vortreflichen Männern gefehlt, über die man doch aber immer geklagt hat, eben weil sie für alle diese Männer nur eine Nebensache waren. Gewiß ist es durchaus nothwendig Lehrer anzusezen, welche kein anderes als gelehrtes Geschäft treiben und auch nicht nöthig haben sich um ein anderes, am wenigsten administratives, zu bewerben, und welche zugleich *schon* als Universitätslehrer Uebung und Ansehn haben, und zwar in solcher Anzahl, daß das Wesentliche in jeder Facultät durch sie allein könnte gedekt werden; und nur in diesem Fall wird man sagen können, daß die Universität auf festen Füßen steht. Endlich darf die Universität auch nicht, und zwar unter den gegenwärtigen Umständen am wenigsten, abhängen von der Wohlhabenheit der Eltern, welche glauben ihre Söhne für einen Aufenthalt in Berlin hinreichend versorgen zu können. Auf diesem Wege würde man nur eine kleine Anzahl zierlicher und vornehmer, oder üppigreicher und lokkerer Studirenden bekommen, deren größter Theil den Lehrern, welche es mit der Wissenschaft redlich meinten, eben nicht

viel Lust und Liebe einflößen würden. Noch keine Universität hat ohne einen Unterstüzungsfonds bestanden, und ein solcher müßte vorzüglich für Berlin herbeigeschaft werden. Würde er nach den oben aufgestellten Grundsäzen verwaltet: so würde die Besorgniß wegfallen, daß durch Unterstüzungen nur ungeschickte und unerzogene Arme herbeigelokt würden. Besonders zweckmäßig aber wäre es für Berlin, wenn alle Unterstüzungen nicht sowol in baarem Gelde beständen als in unentgeldlicher und zugleich ehrenvoller Darreichung wesentlicher Bedürfnisse, Wohnung, Speisung, Heizung. Dadurch würde auch am leichtesten der Privatreichthum angelokt werden zu diesen Unterstüzungen beizutragen. Allein nicht nur für das wahre Bedürfniß muß gesorgt werden, sondern auch für die großentheils ungegründete Furcht der Auswärtigen vor einer unmäßigen Theurung in Berlin muß etwas geschehen. Viel thut freilich schon die Hofnung, daß jeder Fleißigste und nicht nur der Aermste an den öffentlichen Unterstüzungen Antheil nehmen kann. Dann sorge man dafür, daß unter öffentlicher Autorität wenigstens für den Anfang einige Personen die Vermittlung zwischen den Studirenden und den Hausbesizern und Speisewirthen übernehmen, billige Con-

trakte abschließen, und die verschiedenen Preise welche sie halten können, gehörig bekannt machen, damit Jeder die Sicherheit habe bald und leicht zu finden was seinen Vermögensumständen angemessen ist. Auch dieses muß man noch verhüten, daß nicht zu sehr überhandnehme das Unterrichtertheilen der Studirenden, um sich Erleichterung zu verschaffen. Dies ist freilich in Berlin verderblicher als anderswo. Am besten aber geschähe dies durch Vorkehrungen, die nicht von der Universität ausgehen müßten, sondern von der Behörde welcher die Aufsicht über den Unterricht überhaupt obliegt.

Wie dieses schon eine Zerstreuung ist: so möchte man im Allgemeinen die mannigfaltigen Gelegenheiten zu Zerstreuungen aller Art oben an stellen unter den Nachtheilen die in Berlin vorzüglich zu befürchten sind. Auch hiemit möchte es aber so arg nicht sein als man glauben will. Das Sehenswürdige der Stadt selbst und ihrer Umgebungen, und alles was man unter dem Namen der Merkwürdigkeiten begreift, ist nur gefährlich durch die Neuheit, also nur für die erste Zeit, und es giebt gewiß keine Universität, wo nicht den Meisten über solchen Neuigkeiten ein Theil von dieser verloren ginge. Natürlich wird sich auch die Universität in einem

Theile, und wahrscheinlich nicht in der glänzendsten Mitte der Stadt zusammendrängen, und der Fleißige leichter was in den übrigen vorgeht, ignoriren können. Von allen Ergözungen aber und Lustbarkeiten, welche eben so viel Aufwand fordern als sie Zeit kosten, die theatralischen und musikalischen Darstellungen an der Spize von diesen, ist eben des Aufwandes wegen wenig zu besorgen. Wenn nur der Studirende außer Stand gesezt ist seine nothwendigen Bedürfnisse fortdauernd unbezahlt zu lassen, und den größten Theil seiner Zuschüsse an dergleichen Vergnügungen zu verwenden, so wird er bald auf ein für seine Zeit gar leidliches Maaß gebracht sein. Und dies ist gewiß zu erreichen, wenn nur die Geseze über das Kreditwesen der Minderjährigen wirklich in Anwendung gebracht werden. Dies ist in der That in Berlin leichter als anderswo, weil keine Klasse von Bürgern genöthigt sein wird, fast ganz von den Studirenden zu leben und also um ihre Gunst zu buhlen. Auch werden schon alle diejenigen jungen Leute sich mehr vor nicht ganz ehrenvollen Schulden hüten, die nun beim Abgang von der Universität ihren Gläubigern nicht entgehen, sondern in Berlin bleiben, um dort ihre erste Anstellung zu suchen, und dadurch wird

bald eine ernstere Ansicht von dieser Sache herrschend werden. Nur daß man ja nicht auf den unseligen Gedanken einer Zahlungskommission komme! Doch man hat ja wol gesehn, wie wenig Eingang, allen eingezogenen Nachrichten zufolge, sie anderwärts gefunden und wie noch viel weniger sie ausgerichtet hat. Auch ist nichts in der Welt dem Wesen einer Universität mehr zuwider. Soll die Bildung des Charakters mit der des wissenschaftlichen Geistes gleichmäßig fortschreiten; soll der Jüngling sich in dem Maaß und Verhältniß *seiner* Neigungen kennen lernen: so muß er Freiheit haben auch in seinen Ausgaben jezt dieses jezt ein ganz entgegengeseztes Verhältniß einzuführen; er muß die Bequemlichkeiten sowol als die Gefahren der Ordnung wie der Unordnung und was sonst hieher gehört, kennen lernen, damit, wenn er ins thätige Leben tritt, er nicht erfahrungslos erscheine, sondern als ein gemachter Mann, der auch über seine eigene Lebensweise sicher ist. Diese Freiheit ist nothwendig, Mißbrauch im Einzelnen wird immer statt finden; aber den giebt es ja auch in den späteren Perioden des Lebens, und übel wäre uns gerathen, und schlecht wäre es um die Regierung jeder Angelegenheit bestellt, wenn uns nichts übrig bliebe

als

als um des Mißbrauchs willen dem unentbehrlich-sten Gut zu entsagen. Sollte unsre Gesezgebung und Polizei noch nirgends so weit gediehen sein, daß man ihr die reine Aufgabe vorlegen dürfte, den Mißbrauch möglichst einzuschränken ohne die Aufopferung wesentlicher Vortheile?

Dasselbige gilt auch wol von den Ausschweifungen vorzüglich des Geschlechtstriebes und der Spielsucht, von welchen man unsägliches Unheil fürchtet für eine Universität die in Berlin wäre. Freilich gefährliche Klippen! allein wol nicht viel gefährlicher in Berlin als an jedem andern Orte. Es werden immer, so lange Berlin eine Hauptstadt bleibt und seinen ehemaligen Charakter nicht ganz verläugnet, viele junge Leute sich dort aufhalten, die reicher sind und mehr üppige Verwöhnungen haben als die Studirenden, und daher werden auch diejenigen Klassen, welche von der Sittenlosigkeit der Jugend leben, ihre Nachstellungen mehr auf jene richten, als auf diese. Dagegen in kleineren Städten die Studenten fast die einzige Jugend sind, welche in Betracht kommt, und alle Künste der Verführung ausschließend gegen sie gerichtet werden; Ein Umstand, durch welchen jener Unterschied reich-

lich aufgewogen wird; wie denn in einer Residenz freilich alles Böse glänzender und verführerischer ist als an andern Orten, aber auch zumal was von dieser Art das ausgesuchteste ist und das glänzendste die Geldkräfte eines Studenten der seiner Natur nach überall Liberalität übt, gar bald übersteigt. Daher scheint in dieser Hinsicht nur zweierlei nothwendig zu sein. Einmal, daß die Wachsamkeit der Polizei gegen alle Anstalten der Verführung geschärft werde, daß sie sich es z. B. zum Gesez mache, welches gar nicht ausgesprochen *werden* darf, ihr sonst so oft vernachlässigtes Recht gegen Spielhäuser mit der größten Strenge auszuüben, sobald Studenten darin angetroffen werden; daß ferner bekannt gemacht würde, Klagen in Unzuchts-Sachen sollten gegen eine gewisse Klasse junger Leute, unter welche sich die Studenten ganz natürlich subsumiren müßten, gar nicht angenommen werden, und was für ähnliche gute Maaßregeln sich sonst nehmen ließen. Dann aber auch müßte alles mögliche geschehen, um die Studenten vor niedrigen Arten des Umganges und der Vergnügungen zu bewahren, und strenge Ehrbegriffe auch in dieser Hinsicht unter ihnen aufrecht zu erhalten.

Denn freilich in dem Maaß als sie sich mit dem niedrigen auf dem Gebiete des Umganges und der Vergnügungen behelfen müßten, würden sie auch den niedrigsten Arten der Verführung Preis gegeben und dann sicher verloren sein.

Beide Vorschläge hängen zusammen mit zwei wichtigen Fragen, die wir nicht ganz unerörtert lassen können; die eine ist die, unter welcher Obrigkeit sollen die Studenten stehen? die andre die, wie sollen sie in der Gesellschaft angesehen werden? Was die erste betrift: so ist wol jezt Niemand, der nicht die Unzwekmäßigkeit der eigenen Universitätsgerichte einsähe, und man kann sagen, daß sie auf preußischen Universitäten schon seit langer Zeit vorzüglich ist gefühlt worden. Es würde hier zu weit führen die Sache historisch zu beleuchten, und zu zeigen, wie weit die gegenwärtigen Umstände von denen unterschieden sind, unter welchen diese Einrichtung ursprünglich ist getroffen worden. Auf der andern Seite muß es allerdings ein Mittel geben gefährliche Subjecte zu warnen und sogar zu entfernen, wenn sie auch noch nichts begangen haben, was eine so strenge Ahnung von Seiten gewöhnlicher Gerichtshöfe veranlassen könnte. Daher

scheint man beides verbinden zu müssen. Die Studenten seien in allem was sich zu einer gerichtlichen Klage qualificirt, der gewöhnlichen Obrigkeit unterworfen; aber es gebe zugleich eine disciplinarische Commission aus den Vorstehern der Universität zusammengesezt, welche nicht nur als Polizeimaaßregel mancherlei Strafen, nicht ausgeschlossen die Entfernung der Studenten von der Universität, ausschließend verfügen könne, sondern an welche auch die Obrigkeit angewiesen sein muß, Klagesachen gewisser Art, nachdem sie sie gehörig eingeleitet, immer zurükzuweisen, und dann unter ihrer Autorität die Entscheidung der Commission zu publiciren und auszuführen. Wer diese Maaßregel genauer durchdenkt, wird sehn, wie durch sie eine Menge von Schwierigkeiten bei weitem am leichtesten gehoben werden. Nur so lange noch ein mehrfacher Gerichtsstand besteht, darf die Obrigkeit der Studenten keine andere sein als die der sogenannten Eximirten. Sie ist die Obrigkeit ihrer Lehrer, und größtentheils das Forum des Standes, dem sie entgegengehn. Ja schon deshalb kann es nicht anders sein, weil man doch den Adlichen unter ihnen dies Vorrecht nicht streitig machen könnte, und unter

den Studenten selbst alle Spuren von Unterschied des Standes soviel möglich müssen vertilgt werden.

Was aber die zweite Frage betrift über die Gesellschaftsverhältnisse der Studirenden: so kann freilich weniger die Rede davon sein was geschehen solle, als was wahrscheinlich geschehen werde, und nach welcher Seite hin man dem gemäß die öffentliche Meinung müsse zu lenken suchen. Viele besorgen, der Student werde sich sehr zurükgesezt fühlen in Berlin, und als ein armseliges, ganz unbedeutendes Wesen erscheinen, und das wäre allerdings ein großer Nachtheil. Allein wird nicht jeder bessere Lehrer es sich zur Pflicht machen, seine ausgezeichneteren Schüler in seinen gesellschaftlichen Kreis zu ziehen und ihnen auch dadurch seine Achtung und seine nähere Theilnahme zu beweisen? werden nicht sehr Viele empfohlen sein an Bekannte des väterlichen Hauses? Für alle diese wäre gesorgt genug in dieser Hinsicht, und vielmehr bei der großen gesellschaftlichen Leichtigkeit Berlins nur zu befürchten, daß sich hieran schon zuviel gesellschaftliche Zerstreuungen anknüpfen möchten, und daß durch zu vielfaches und frühes Schmiegen in die gesellschaftlichen Verhältnisse und die eingeführten

Sitten der Charakter der studentischen Freiheit verschwinden und die wohlthätigen Einflüsse derselben verloren gehen möchten. Auf der andern Seite wäre dies gesellschaftliche Verkehr freilich nicht allgemein; die so Vorgezogenen würden leicht von ihren Genossen zu weit entfernt, und die zurükgesezten eben dadurch genöthigt, sich entweder ganz zu isoliren, oder sich Gesellschaften von untergeordneter niedriger Art aufzusuchen. Darum wäre es in Berlin ganz nothwendig, auch wieder das Unterstüchsein der Studenten, wo der eigene und freie Stil des Lebens seinen Plaz hat, und ihren eigenen Gemeingeist zu befördern, nothwendig sie fühlen zu lassen, daß sie schon als Studenten, als diejenigen, auf denen die wichtigsten Hofnungen des Vaterlandes ruhen, eines Grades von öffentlicher Achtung und Aufmerksamkeit genießen, deren sie sich nicht unwürdig machen dürfen; und deshalb zwekmäßig, daß man die landschaftlichen Verbindungen, welche sich um so zuverlässiger bilden werden als das Ganze den Charakter der Universität trägt und als die gymnastischen Uebungen an der Tagesordnung sind, mit Klugheit dulde und leite, daß man nicht jede Art sich äußerlich auszuzeichnen verbiete,

und daß man erlaube, daß bei gewissen Gelegenheiten die Studenten als Corporation öffentlich auf eine ehrenvolle Art erscheinen und repräsentiren dürfen. Auf solche Weise wird man am besten ihr ganzes Verhältniß zur übrigen Gesellschaft in die rechte Temperatur sezen.

Indem auf diese Weise der eigenthümliche Geist der Universität und die nothwendige Freiheit der Studirenden beschüzt und erhalten werden, verschwinden zugleich zum Theil wenigstens die üblen Folgen davon, daß immer ein ansehnlicher Theil der Jünglinge seinen Aufenthalt nicht verändert und auf der Universität wie auf der Schule dem elterlichen Hause einverleibt bleibt. Denn um an der Achtung, welche die Corporation genießt, Theil zu nehmen, werden sie sich zu dieser halten müssen, indem der leichte Spott über diejenigen, die sich ausschließend auch in der Universitätsperiode an die Familie halten wollen, von dem ächten Studentensinn, wenn er sich frei entwikkeln darf, unzertrennlich ist. Auch die Verwandlung der öffentlichen Unterstüzungen in Speisung und Behausung wird Einiges beitragen, um Einzelne aus dem beschränkten Familienleben herauszureißen, und darum sollte

man vorzüglich auch allen für Berliner bestimmten Beneficien diese Einrichtung geben.

Sind nun im Allgemeinen die ursprünglichen Einrichtungen in dem Sinne festgesezt, um das unabhängige Bestehen der Universität zu sichern und die nachtheiligen Verhältnisse, die in Berlin für sie eintreten, möglichst zu beschränken: dann erst und wenn sich das Wesentliche so bewährt hat, kann man fragen, wie nun auch die besondern Vortheile, welche Berlin darbietet, möglichst können benuzt werden.

Zuerst ist unstreitig Berlin der Ort, an welchem sich auch in Zukunft die Universität am vortreflichsten mit Docenten versorgen kann, mit Ausnahme des eigentlich speculativen Faches, für welches man wahrscheinlich immer am besten thun wird, sie von auswärts zu holen. Was aber die übrigen Zweige betrift, so ist oben auseinander gesezt worden, wie bei Manchem der seine erste wissenschaftliche Bildung vollendet hat, unentschieden sein kann, ob er mehr Talent und Neigung habe, seine Einsicht und Gesinnung in der Verwaltung des Staates geltend zu machen, oder auf dem Lehrstuhl. Anderwärts muß dies oft übereilt oder nach bloß äußeren Be-

ziehungen entschieden werden; und ist die Wahl einmal gemacht, so ist sie meistentheils unwiderruflich. An einem Orte hingegen, welcher beides, das Centrum der Verwaltung und die Universität in sich faßt, hat Jeder Gelegenheit sich hinreichend zu prüfen; er kann sich beide Schranken öfnen lassen, und sich so lange in beiden versuchen, bis der innere Zwiespalt ihm selbst überzeugend entschieden ist, und sich das eine Talent bedeutend über das andere herausgehoben hat. Ja auch die kürzesten Blüthen der Lehrgabe dürfen an einem solchen Ort nicht verloren gehen; sondern in wem sich, wenn er einmal wissenschaftlich durchdrungen ist, vielleicht mitten in den Geschäften der Verwaltung irgend eine eigenthümliche Ansicht so weit entwikkelt hat, daß er fühlt, er könne eine klare durchgreifende aufregende Darstellung davon geben; oder wer in seinen wissenschaftlichen Nebenstunden irgend einen einzelnen Zweig einer Wissenschaft mit Gründlichkeit und mit solchem Erfolg getrieben hat, daß er glaubt durch seine Entdekkungen oder seine eigenthümliche Methode auf dem Katheder nüzlich zu werden, der kann es besteigen. Eben so haben wir gesehen, wie gar oft, besonders bei denen die al-

Lehrer auf der geschichtlichen Seite der Wissenschaft stehen, wenn das vergängliche Talent des eigentlichen für die Universität gehörigen Lehrens zu verblühen anfängt, die Neigung zur praktischen und politischen Anwendung der Wissenschaft wieder die Oberhand gewinnt. Nirgends läßt sich nun dieser natürlichen Umwandlung milder und leichter entgegenkommen durch einen allmähligen Uebergang, als in der Hauptstadt, so daß auf der einen Seite auch noch die lezten Aeußerungen der Lehrgabe genuzt werden können, und auf der andern Keiner, dessen Lust und Kraft nicht mehr der Universität gehört, ihr, weil er seine rechte Stelle nicht finden kann, eine unnüze Last sei. Aber freilich wird dieser Vortheil nur in dem Maaß erreicht werden können, als der Staat das Vertrauen hat, daß, wer in der Wissenschaft gelebt hat, und von Ideen durchdrungen ist, auch die nothwendigen empirischen Einzelheiten schnell auffassen, sich leicht in die Kenntniß der Sachen versezen, und durch ein höheres Talent die Länge der Dienstzeit ersezen kann; nur in dem Maaß als er in der Organisation seiner ganzen Verwaltung den wesentlichen Unterschied zwischen dem kleinen Dienst und dem großen stärker hervor-

treten läßt als bisher; und nur in dem Maaß, als gleich die Ertheilung der gelehrten Würden, als der unentbehrlichen Qualification sowol für einen angehenden Universitätslehrer, als für einen der in den großen Staatsdienst treten will, auf einen solchen Fuß gesezt wird, daß sie wieder allgemeinen Kredit gewinnen, und das Vorurtheil keine Nahrung findet, daß wer sich mit ihnen befasse, dadurch zugleich seine Unfähigkeit und Unlust zu Geschäften bekunde. Dann könnte eine Universität in Berlin vor allen andern den Vorzug haben, immer lauter frische kräftige lehrlustige und in dem rechten Verhältniß zur studirenden Jugend stehende Lehrer zu besizen.

Nächstdem kann sie sich auch auszeichnen durch einen Reichthum an Lehrern auch für das besonderste und für die vom Mittelpunkt der Erkenntniß am weitesten entfernten technischen Disciplinen. Man denke hiebei zunächst an die schon in Berlin bestehenden Specialschulen, die chirurgische Schule, die Bauschule, die Bergwerksschule, denn Akademien wünschten wir sie nicht nennen zu müssen, wo Unterricht bis ins kleinste des äußern Apparats und der Hülfsfertigkeiten für einzelne Wissenschaften

ertheilt wird, Unterricht, welcher eigentlich auch dem Studirenden offen stehn muß, damit er selbst seine äußerlichsten Talente versuchen und verhältnißmäßig ausbilden kann, und auch die äußerliche Seite des wissenschaftlichen Gebietes kennen lernt. Auf eine mehr zufällige und unsichere Weise könnten diese Anstalten der Universität nüzlich werden, wenn nur die bei ihnen angesezten Lehrer Erlaubniß erhielten, die wesentlichen Disciplinen ihrer Anstalt auch bei der Universität vorzutragen. Vielleicht aber könnte noch etwas größeres ausgerichtet werden, wenn man die Anstalten selbst auf eine gewisse Weise mit der Universität vereinigte. Jezt haben sie ein gar besonderes Ansehn. Neben dem Fach welchem sie zunächst gewidmet sind, haben sie noch Lehrer in allgemeinen Wissenschaften, die mit jenem zunächst zusammenhängen, was sich in der Nähe der Universität hernach wunderlich ausnehmen wird. Man sollte sie vielleicht in zwei Theile theilen; der eine wäre die Schule, und bearbeitete diejenigen, welche sich diesem Fach gewidmet haben ohne nach wissenschaftlicher Bildung zu streben. Der andere höhere würde mit der Universität vereinigt; die Zöglinge wären Studenten in vollem Sinn,

die Lehrer Professoren, und der Unterricht ganz in den der Universität aufgenommen. Die niedere Klasse könnte eben so mit den gelehrten Schulen in Verbindung gesezt werden, und diese mit der Universität selbst durch solche Mittelglieder in eine nähere Gemeinschaft treten, so daß beide, ohne von ihrer Eigenthümlichkeit etwas aufzugeben, doch auch wieder als ein Ganzes anzusehn wären, und die Hauptstadt auch hierin das bestimmteste sinnliche Bild von dem Einssein aller Theile im Ganzen aufstellte.

Dasselbige könnte endlich auf der andern Seite auch geschehen in Beziehung auf die Akademie der Wissenschaften. Zwischen dieser und der Universität giebt es, wie wir schon gesehen haben, eine natürliche Gemeinschaft; der Universitätslehrer arbeitet sich allmählig in die Akademie hinüber und ein großer Theil der Akademiker hat immer noch Zeiten, wo es ihn drängt im Einzelnen die Functionen eines Universitätslehrers zu versehen. Diese Gemeinschaft könnte hier auf eine höchst wünschenswürdige Weise organisirt werden, ebenfalls ohne daß beide Anstalten äußerlich Eins würden und aufhörten, das Eigenthümliche ihres Zwekkes und We-

sens auf das bestimmteste auszusprechen, sondern nur so, daß durch die Einzelnen, welche mit Recht beiden angehören, für das Leben ein allmählicher Uebergang statt fände und eine freundschaftliche Verbindung beider Anstalten, in welcher sich wiederum die Einheit der ganzen wissenschaftlichen Organisation sinnlich darstellte. Die Einflüsse, welche wir der Akademie und den Akademikern auch auf die Universität zugeschrieben haben, und ihre überall unbeschränkt zu erhaltende Freiheit sich selbst zu erneuern, sichert hinlänglich gegen die wunderliche Ansicht, als würde dann die Akademie nur eine Versorgungsanstalt sein für abgelebte Professoren; vielmehr wird sie durchaus in der wissenschaftlichen Republik erscheinen als die ehrwürdige Versammlung der Aeltesten. Nur muß auch die Universität indem sie diese wie die vorige Verbindung sucht, nicht erscheinen als thäte sie es aus einseitigem Bedürfniß, als würde sie ohne diese Stüzen ärmlich und unscheinbar sein, und als sollten zu ihrem Besten andere Anstalten von ihrer Selbstständigkeit aufopfern. Vielmehr muß auch sie unabhängig auftreten und selbstständig, und die Verbindung muß eine von beiden Theilen gewünschte Annäherung sein.

Denn was abgedrungen wird auf diesem Gebiet ist sicher als unrechtes Gut nie gedeihlich. Darum, wenn man nicht alles verderben will, denke man doch ja anfänglich auf nichts anders, als nur eine Universität zu stiften, die soviel möglich für sich bestehe. Ja, um recht deutlich zu machen, daß es zunächst nicht die Hinsicht auf diese künftigen Vortheile ist, was die Universität nach Berlin bringt, sondern der Drang des Augenblikkes: so erkläre man doch am liebsten, sie solle nur provisorisch in Berlin sein, und denke darauf ihr Kräfte zu sammlen, damit sie alles, was ihr nothwendig ist, eigen habe. Sieht man dann, daß die eigenthümlichen Nachtheile von Berlin sich nicht besiegen lassen: so werde man ja nicht geblendet durch die etwanigen Vortheile, sondern die Universität wandere so bald sie kann. Es wird ja wol nicht nöthig sein, steht zu hoffen. Aber durch die Kundmachung dieses Entschlusses, und die Anstalten, um ihn nöthigenfalls zu realisiren, wird die Universität Vertrauen auf ihre Moralität gewinnen, und nach Maaßgabe ihrer Unabhängigkeit wird sich auch die Stimmung bilden, durch welche sie sich in Besiz der lezt erwähnten Vortheile sezen kann. Und dann ist eine

wissenschaftliche Organisation gegründet, die ihres Gleichen nicht hat, und durch ihre innere Kraft sich ein weiteres Gebiet unterwerfen wird, als die jezigen Grenzen des preußischen Staates bezeichnen, so daß Berlin der Mittelpunkt werden muß für alle wissenschaftlichen Thätigkeiten des nördlichen Deutschlandes, so weit es protestantisch ist, und die Bestimmung des preußischen Staates für die Zukunft von dieser Seite einen sichern und festen Grund gewinnet. Bei einer solchen Aussicht müssen ja wol kleinliche Rüksichten und Besorgnisse verschwinden, und es bleibt nur zu wünschen, daß die Regierung, welche diesen Entwurf gefaßt hat, sich bald im Stande fühle, ernstlich zur Ausführung zu schreiten.

